

Aus dem inneren Leben der Zigeuner

Heinrich von Wlislocki


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Zigeuner aus der Debrecziner Gegend.
Nach einer Aquarellstudie von Alexander Wagner.

Aus dem

inneren Leben der Zigeuner.

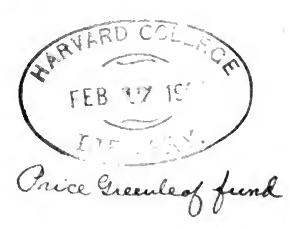
Ethnologische Mitteilungen

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Mit 28 Abbildungen.

Berlin.
Verlag von Emil Felber.
1892.



Herrn

Dr. Max Koch

Professor an der Universität Breslau

gewidmet.

Vorwort.

Je mehr ich bei meinen, länger als ein Jahrzehnt hindurch ununterbrochen fortgesetzten Zigeunerstudien in das Detail zigeunerischen Volksglaubens und religiösen Brauches eindrang, um so lohnender schien es mir, meine Studien selbst auf das scheinbar Wertloseste auszudehnen. Auf diese Weise gelangte ich in den Besitz eines reichen Materials, aus dem ich hier einige Kapitel zu veröffentlichen wage, in welche ich alles das aufgenommen habe, was mir eben als Hingehöriges aus dem Volksglauben der Zigeuner zur Kenntniss gelangt ist.

Wenn ich es also wage, diese Kleinigkeiten aus dem „Schnappsack eines Zigeuners“ der wohlmeinenden Kritik der Ethnologen von Fach und der gebildeten Leser überhaupt zu unterbreiten, so geschieht dies in der Ueberzeugung, dass dies Material vielleicht doch auch beim Aufbau einer Geschichte der Menschheit etwas Wert haben wird; und sollte es auch nur die allerkleinste Lücke auszufüllen dereinst berufen sein, so ist Zeit und Mühe meinerseits nicht vergeudet worden.

Wildbad Jegenye (Egeres) in Siebenbürgen,
1. November 1891.

Dr. H. v. Wlislocki.

Inhaltsverzeichniss.

Der Lautwert der zigeunerischen Buchstaben.

C entspricht dem Deutschen tsch; z. B. cuci sprich: tschutschi; catra = tschatra.

Ç = ch, z. B. çar = char; çucav = chutschav.

J = dsch, härter als c = tsch, z. B. jampa = dschampa, jilton = dschilton.

Ñ = dem Spanischen ñ, im Deutschen nj zu sprechen, z. B. ñikana = njikana.

Sh = sch, z. B. shero = schero, shukar = schukar.

Y = j, z. B. yabjin = jabdschin, yepash = jepasch.

Die Aussprache der übrigen Buchstaben entspricht ganz der Deutschen.

I.

Krankheitsdämonen.

Das ganze Leben der Zigeuner und besonders der Wanderzigeuner der Donauländer wird von dem Glauben beherrscht, das es Dämonen gibt, welche auf das Leben der Menschen, als auch der Tiere einen Einfluss ausüben, ihnen Gutes oder Böses zufügen, oder — wie die Zigeuner sagen: sie „glücklich, oder unglücklich machen“ (baçtales vay bibaçtales keren). Böse Dämonen (miseçe) gibt es auf der Welt mehr, als gute (lace); erstere verfolgen den Menschen von der Wiege bis zum Grabe, sie bereiten ihm Kummer und Schmerz, sie machen ihn nach zigeunerischem Begriff „unglücklich“. Als Gott die Menschen erschuf — sagt die zigeunerische Kosmogonie —, gab es nur gute Dämonen, die dem Menschen hilfreich beistanden, für ihn arbeiteten, ihn pflegten und unterhielten, ihm täglich neue und immer neue Vergnügen bereiteten. Da kam einmal ein fremder Mann zu den ersten Menschen und gab einer Frau ein kleines Fischlein und sagte: „Nach acht Tagen komme ich zurück; bis dahin besorge diesen Fisch, wenn du es tust, so belohne ich dich!“ Der fremde Mann ging weg und die Frau kochte den Fisch und ass ihn. Da fuhr der erste Blitz auf die Erde herab und erschlug die Frau. Seither sterben die Menschen und im Leben müssen sie sich plagen und abmühen, von Krankheiten werden sie verfolgt, und

von Schmerzen gequält. Die „Bösen“ (die Krankheitsdämonen) kamen auf die Welt und verfolgen uns seit dieser Zeit. — — — — Dies eine Variante der zigeunerischen Kosmogonie. —

Es gibt also nach zigeunerischem Volksglauben „gute und böse“ Wesen, die ihren Einfluss auf den Menschen ausüben. Alle diese Dämonen stellen sich fast alle Zigeuner in Mitteleuropa übereinstimmend unter einer bestimmten Form oder Gestalt vor, sie haben ein materielles Dasein im Volksglauben, und der Focus ihres religiösen Brauches ist stets Versöhnung, die Beschwichtigung dieser Dämonen.

Es gibt gute und böse Dämonen oder Wesen, die trotz ihrem materiellen Dasein doch auch Geister genannt werden können, besonders weil sie nicht jedem Menschen sichtbar sind. Sie können nur von den „Zauberfrauen“ (von denen wir später sprechen werden) gesehen werden, oder von solchen Leuten, die der neunte Sohn einer Mutter sind, die keine Tochter geboren hat, oder die siebente Tochter einer solchen Frau, die keine Söhne zur Welt gebracht hatte. — Zu den „guten“ Wesen gehören:

1. Die sogenannten Urme. Dies sind die eigentlichen Feen, und Schicksalsfrauen der Zigeuner. Sie wohnen oben in den Gebirgen zu dreien. Die erste ist der eigentliche Schutzgeist, und wird lace Urme = gute Urme genannt; die zweite heisst shilale Urme = kalte Urme, weil ihre Wünsche und Prophezeiungen gewöhnlich ein Mittelglied zwischen den Aussagen der ältesten und jüngsten Schwester bilden. Diese jüngste Schwester heisst miseçe Urme = böse Urme und bringt den Menschen nur Leid und Uebel. In der Nacht nach der Geburt, oder in der Nacht nach der Taufe erscheinen je drei solcher Schicksalsgöttinnen beim neugeborenen Kinde und bestimmen das Schicksal, das ihn im Leben treffen muss. Eine andere Art von Schicksalsfrauen sind:

2. Die Keshalyi, die auch je zu dreien oben im Ge-

birge wohnen. Bisweilen weben sie für Kinder das sogenannte „Glückshemd“, das unsichtbar ist, und den betreffenden Menschen für sein ganzes Leben glücklich macht.

Ein Mittelglied zwischen diesen und den bösen Dämonen bilden die Nivashi = Wassergeister, Phuvush = Erdgeister, Loçolico und Jiuklanush, die aus Menschen vom Teufel in scheussliche Wesen verwandelt worden sind. Es ist hier nicht unsere Aufgabe diese Wesen eingehend zu behandeln und wir kehren daher gleich zu den bösen Dämonen, zu den Krankheitsdämonen (miseçe = Böse) über, besonders nachdem dieselben von der Königin der Keshalyi-Feen geboren worden sind. Der Volksglauben der Wanderzigeuner Mittel-Europas erzählt uns darüber folgendes:

Die Königin der Keshalyi-Frauen heisst Ana. Sie hat ihren Namen daher, weil sie jeden Menschen, der sich im Gebirge in ihre Nähe verirrt, zuruft: Ana! (= bringe du!) Wer diesen Ruf versteht, der sucht schnell einen Frosch, einen Käfer oder ein Insekt und wirft es in den nächsten Strauch, oder er läuft weg, denn sonst wird er von der Königin mit einen grossen Stein zerschmettert. Sie wohnt einsam und verlassen in ihrem „schwarzen Palast“, der hoch oben im Gebirge liegt (nach dem Volksglauben der russischen Zigeuner am Ufer des schwarzen Meeres). Sie hat mit ihren untergebenen Keshalyi gar wenig zu tun; nur müssen täglich je drei bei ihr erscheinen, von den jede einen Tropfen Blut aus ihrer linken Hand abzapfen und der Königin zu trinken geben muss, sonst stirbt sie und die Loçolico-Leute würden dann alle Keshalyi auffressen, wie sie dies schon einmal haben tun wollen. Vor vielen, vielen tausend Jahren nämlich — erzählen die südungarischen Zeltzigeuner —, als die Ana noch eine blühende Jungfrau war, hatte sich der König, der Loçolico in sie verliebt. Ana wollte aber ihn nicht zum Gatten haben und schloss sich in ihren uneinnehmbaren schwarzen Felsenpalast ein. Da

stürmten die Loçolico auf die übrigen Keshalyi los, frassen einige auf und wollten auch die übrig gebliebenen auffressen. Nun ging die Ana aus Mitleid für ihre Untergebenen eine Ehe mit dem scheusslichen König der Loçolico-Leute ein. Aus dieser Ehe stammen die neun Krankheitsdämonen. Als der neunte Krankheitsdämon auf die Welt kam, da erschrak vor diesem hässlichen Wesen auch der Loçolico-König so sehr, dass er mit der Ana einen Vertrag abschloss, demgemäss er sie verlassen wollte, wenn sie jede 999jährige Keshalyi seinen Leuten überlasse. Ana willigte ein und der Loçolico-König verliess sie für immer. Seit dieser Zeit lebt sie allein in ihrem Palaste, den sie bisweilen in Kröten-Gestalt verlässt. Ihre Kinder, die Krankheitsdämonen, haben sich untereinander geschlechtlich vermischt und viele neue Krankheitsdämonen erzeugt, die alle unter der Oberhoheit ihrer Eltern stehen und in geschwächtem Maasse die „bösen“ Eigenschaften derselben besitzen. Daher kommt es, dass ein und dieselbe Krankheit bei den einzelnen Menschen in verschiedener Stärke auftritt; bei einem stärker, bei dem anderen schwächer, je nachdem der betreffende Krankheitsdämon grössere oder stärkere Kraft von seinen Eltern, den Ur-Krankheits-Dämonen (den Kindern der Ana) geerbt hat. —

Die aus der Ehe der Keshalyi-Königin Ana mit dem Loçolico König entstammten neun Krankheitsdämonen heissen:

1. Melalo (= der Schmutzige). Er ist der älteste und der gefürchtetste von allen seinen Geschwistern, und bringt leibliche und geistige Krankheiten über die Menschen. In wessen Körper er einzieht, denjenigen treibt er zu Raserei, zu Mord und Raub. Daher sagt man sprichwörtlich auf einen Raufbold, oder einen jähzornigen Menschen: Yov hin jiamutro Melaleskro = er ist der Schwiegersohn des Melalo. Dieser Krankheitsdämon hat die Gestalt eines kleinen zweiköpfigen Vögleins von grauer Farbe. Mit seinen

scharfen Krallen durchwühlt er „Leib und Herz“ (trupos te vodyi) des Menschen. Seinen Namen hat er von der schmutzigen Farbe seiner Federn. — Ueber seine Geburt erzählen sich die südungarischen und serbischen Zigeuner folgende Sage, die ich in genauer Uebersetzung hier mitteile:

Als die Keshalyi-Königin, die Ana, den Loçolico-König heiraten musste, da war sie sehr traurig und konnte ihren Gatten gar nicht ansehen, noch wollte sie ihn küssen. Sie sagte stets zu ihrem Manne: „Lasse mich in Ruhe! ich liebe dich nicht, und kann dir nicht eine Frau sein, sowie jede Frau ihrem Manne eine Frau ist! zu mir legst du dich nicht!“ Der Loçolico-König war trostlos, denn er hatte jetzt eine Frau, und hatte doch keine Frau! Er ging nun einmal im Walde herum und sah dort eine Kröte mit goldenem Bauche herumhüpfen. Er fing sie ab und wollte sie seiner Frau, der Ana geben, damit er ihr vielleicht eine Freude bereite. Als er aber seine Frau suchte, fand er diese nirgends. Traurig setzte er sich nieder und wartete auf seine Frau. Da begann die Kröte mit dem goldenen Bauch wie ein Mensch zu reden und sprach: „Du bist traurig, weil du mit deiner Frau nicht das machen kannst, was du willst! Gib du deiner Frau das Gehirn einer Elster zu essen, dann wird sie einschlafen, und du kannst dann mit ihr machen, was du willst! Aber sie wird dir einen hässlichen Sohn gebären!“ Hierauf verschwand die Kröte, denn es war die Ana selbst. Ihr Gatte ging nun in den Wald, fing eine Elster und gab das Gehirn der Ana zu essen. Sie schlief sogleich ein und der Loçolico-König hatte nun seine Freude . . . . Nach einer Zeit gebar die Ana ein männliches, ganz kleines Vöglein, das graue Federn, zwei Köpfe und so scharfe Krallen hatte, die wie Rasiermesser schnitten. Wenn es herumflog, verbreitete es um sich herum grossen Nebel, von dem man auch heutigen Tages einschläft und dann beim Erwachen wahnsinnig wird. — Weil

er seine Geburt einer Elster verdanken kann, so schnattern auch die meisten wahnsinnigen Menschen so wie eine Elster. Sein Vater hatte von ihm den grössten Nutzen, denn so oft er die Ana bei sich haben wollte, rief er den Melalo zu sich und liess ihn über den Kopf seiner Mutter fliegen, die dann gleich einschlief. Der Loçolico-König konnte dann mit seiner Gattin das machen, was er wollte. —

Nachdem der Melalo — dem zigeunerischen Volksglauben gemäss — seine Erzeugung einer Elster verdankt, so reibt man irrsinnig gewordenen Leuten den Rücken mit dem Gehirn einer Elster vor Sonnenaufgang ein und den Körper dieses Vogels vergräbt man am Ufer eines Baches, wobei die „Zauberfrau" einen Zauberspruch hersagen muss. Von den zahlreichen Sprüchen, welche bei dieser Gelegenheit von den Zauberfrauen hergesagt werden, teile ich hier nur einen mit, der sich eben auf die Erzeugung des Melalo bezieht. Er lautet also:

Kekeraska, prejia,	Elster geh' fort,
T're dayake penava	Deiner Mutter werde ich sagen:
Tiro dad yekvar has	Dein Vater einmal gewesen ist
Anakri thagaryakri	Der Ana, der Königin
Andre goya, andre pera,	In den Eingeweiden, in dem Bauche
Kade Melalen kerena!	So den Melalo sie machten (erzeugten)!
Tire mash Melalo çal,	Dein Fleisch der Melalo fresse,
Kana raciye ural;	Wenn er nachts herumfliegt;
Manusheskro godyi	Des Mannes Verstand
Bica andro vodyi;	Schicke (zurück) in (sein) Herz;
Trada tu moçlyi,	Vertreib' du den Nebel,
Dadeskro moçlyi!	(Deines) Vaters Nebel!
Miseçeske me dav,	Dem Bösen (Melalo) ich gebe,
Duy sherenge me dav	(Seinen) zwei Köpfen ich gebe
Duy shukare peçta,	Zwei schöne spanische Fliegen,
Duy jiuklengre danda,	Zweier Hunde Zähne,
Duy shukara jamba,	Zwei schöne Frösche,
Te andre shov jivesa	Und in sechs Tagen
Andral manushes	Aus dem Menschen
Moçlyi tradena!	Den Nebel sollen sie vertreiben!

Mit diesen Worten wirft die „Zauberfrau“ sechs Tage hindurch, jedesmal vor Sonnenaufgang, zwei spanische Fliegen, zwei Zähne von zwei weissen Hunden und zwei Frösche hinter sich ins Wasser des Baches, an dessen Ufer die Elster begraben wurde. Wenn nach sechs Tagen der „Verstand nicht wieder kommt“ (godyi na avrijial), dann heisst es: „Der Nebel im Kopfe ist sehr dicht (moçlyi andro shero hin maytçuleder) und der Wahnsinn des Kranken kann nur besänftigt, nicht aber geheilt werden. Selten kommt auch ein irrsinniger Zigeuner wieder „zu Verstand“, denn die Zauberfrau gibt einem solchen Kranken in den meisten Fällen spanische Fliegen zu Pulver gerieben auch ein, wodurch bekanntermassen die nervöse Aufregung noch mehr gesteigert wird. Am ersten Tage wird dem Geisteskranken eine, und jeden folgenden Tag eine spanische Fliege mehr eingegeben; am sechsten Tage also sechs Canthariden.

Alle Krankheiten, bei denen Paroxismus, Bewusstlosigkeit auftritt, werden dem Melalo zugeschrieben, der entweder im Leibe des Kranken haust, oder seinen Nebel darin zurückgelassen hat. Um den Melalo, oder eventuell eines seiner, ihm mehr oder weniger ähnlichen Kinder aus dem Leibe des Kranken zu vertreiben, oder den zurückgelassenen Nebel zu verscheuchen, binden die Zauberfrauen der serbischen und türkischen Zeltzigeuner um den nackten Leib des Patienten einen Gürtel aus Leinwand, der ungefähr 2 cm breit und 20 cm lang ist. Auf diesen Gürtel ist mit schwarzer und grauer Wolle das Bild des Melalo gestickt, den man — wie Fig. 1. zeigt — sich also vorstellt:

Fig. 1.

Die weissen Flächen sind mit weisser, die schwarzen Striche aber mit schwarzer Wolle ausgenäht. Bisweilen bindet man solchen Kranken auch ganz kleine Täfelchen aus Birkenholz um den

Hals, auf welche die Fig. 1 auf Seite 7 mit einer glühenden Nadel eingebrannt ist. Statt dieser Fig. wird bisweilen auch der Teufel, in der linken Hand eine Gabel, in der rechten Hand aber eine Kette haltend, eingebrannt, — wenn man nämlich glaubt, dass eine Hexe (holyipi) vom Verstand des Kranken „gefressen habe" (çalyas godyi).

2. Lilyi (= die Schleimige) ist der zweite Krankheitsdämon. Dieses Wesen ist weiblichen Geschlechtes und Schwester und Gattin des Melalo. Es heisst im Volksglauben der serbischen Wanderzigeuner: Zwanzig Jahre waren nach der Geburt des Melalo bereits verflossen, als dieser einmal vor seinen Vater, den Loçolico-König hintrat und also sprach: „Vater! Ich bin schon erwachsen und stark; ich will eine Frau haben! Ich habe mich schon überall in der Welt nach einer Gattin umgesehen, aber ich finde keine für mich! Verschaffe mir ein Weib, das ich küssen kann, ohne dass es wahnsinnig wird! Tust du es nicht, so fliege ich nimmer in die Welt hinaus, sondern bleibe hier und lasse meinen Nebel aus mir heraus, so dass ihr beide, — du und meine Mutter, wahnsinnig werdet!" Darüber erschraken die Eltern des Melalo gar sehr und die Ana sprach zu ihrem Gatten: „Geh' und fange einen Fisch, koche ihn in Eselsmilch, und von der Milch giesse, wenn ich schlafe, etwas in meinen Unterleib!" Der Loçolico-König tat auch so. Er goss seiner Frau von der Eselsmilch etwas in den Unterleib, und legte sich dann neben sie. Nach neun Tagen gebar die Ana ein schleimiges Fisch-Mädchen, das überall, wo es erscheint, bei Menschen und Tieren „schleimige Krankheiten" (lilye nashvalipena) erzeugt, wie Husten, Ruhr, Katarrh. Weil sie ihr Leben der Eselsmilch verdankt, so kann man sie am leichtesten dadurch versöhnen, wenn man bei solchen Krankheiten viel Eselsmilch trinkt . . . ." So erzählte mir fast Wort für Wort im Frühjahr dieses Jahres (1891) die berühmte Zauberfrau, die slavonische Zeltzigeunerin Maya Tur-

kič in Vukovár die Geschichte von der Geburt der Lilyi. —

Sie hat die Gestalt eines Fisches mit Menschenkopf und langen Haaren. Wenn sie in den Körper eines Menschen hineinschlüpft, und wieder herauskommt, so lässt sie in seinem Leibe eines ihrer schleimigen Haare zurück, wodurch eben die „schleimige“ Krankheit entsteht, die so lange andauert, bis das Haar aus dem Leibe entfernt wird. Kranken, die an der Ruhr leiden, — was bei den Wanderzigeunern, namentlich der südlichen Gegenden, keine Seltenheit ist, — wird von der Zauberfrau Eichenrinde, in deren Baum der Blitz eingeschlagen hat, und pulverisirte Fischgräten und Fischschuppen in Eselsmilch gekocht, eingegeben; die Excremente des Kranken aber vergräbt die Zauberfrau jedesmal vor Sonnenaufgang unter einen Rosenstrauch, wobei sie gewöhnlich einen auf die Lilyi bezüglichen Zauberspruch hersagt. Einer dieser Zaubersprüche lautet:

Amaro ray Yesush jialas,	Unser Herr Jesus ging,
Upro mal pçares yov jialas,	Auf dem Felde müde er ging,
Kiya pañi yov beshelas,	Beim Bache er sass,
Te leske mishelyi penelas,	Und ihm (ein) Fischlein sagte:
„Rayeya! praytina rosakri	„O Herr! Blätter der Rose
De mange, oh rayeya!	Gib mir, o Herr!
Tatipen kamakri,	Wärme der Sonne,
Tatipen yakakri,	Wärme des Feuers
Mange hin ñikana!“	Habe ich niemals!“
Atunci may rovelas ray	Da sehr weinte (der) Herr
te penelas:	und sprach:
„Eña miseçe cava	„Neun böse Kinder (Krankheitsdämonen)
Kiya manusha avena,	Zu den Menschen werden kommen,
Te manusha merena!	Und die Menschen werden sterben!
Tatipen kamakri,	Wärme der Sonne,
Tatipen yakakri	Wärme des Feuers
Taysa tute avla,	Immer du habest,
The praytin rosakri	Wenn das Blatt der Rose
Kiya tute avela!	Zu dir kommen wird!
Pro navo devleskero!“ —	Im Namen Gottes!“ —

„Ava tu cik	„Gehe du Kot (Excremente)
Kiya mishelyi sik,	Zum Fischlein geschwind,
Nashvalyipen tu trada,	Die Krankheit du vertreibe,
Tu mara la, mara la!“	Du erschlage sie, erschlage sie!“

Figur 2 zeigt uns in natürlicher Grösse und genau nachgezeichnet die Lilyi, wie sich dieselbe das Zigeunervolk der Donauländer abbildet:

Fig. 2.



Solche Darstellungen der Lilyi werden von den Zauberfrauen auf Leibgürtel aus Leinwand gestickt, und dieser Gürtel um den Leib des Kranken gewunden. Die Gestalten sind mit farbiger Wolle genäht, und zwar die schwarzen Striche mit schwarzer, die weissen Stellen mit gelber, die mit einem Kreuz (+) bezeichneten Flächen sind mit roter Wolle ausgenäht. Das Gesicht und die beiden punktirten Halsringe bleiben weiss. Die neun Punkte deuten an, dass die Lilyi nur neun Tage im Mutterleibe war; dasselbe sollen auch neun Haare auf jeder Seite des Kopfes andeuten. Wird nun diese Figur auf ein Täfelchen aus Linden- oder Birkenholz eingebrannt, so schlägt man über dem Kopfe derselben einen Sargnagel ein, oder einen solchen Nagel, mit dem man einen Todten berührt hat, und hängt dann dies Täfelchen an den Leib des Kranken. Nach neun Tagen wird es in einen Bach geworfen, mit den Worten: „Ich gebe dir die Krankheit, friss sie!“ (De tute nashvalipen, ça tu la!“)

Aus der Ehe der Lilyi mit ihrem Bruder Melalo stammen viele kleinere Dämonen, die keine besonderen Namen haben, aber die Eigenschaften ihrer Eltern in grösserem, oder geringerem Maasse besitzen.

3. Tçulo (= der Dicke, Fette) ist das dritte Kind der Keshalyi-Königin Ana. Er hat dem Volksglauben gemäss

die Gestalt einer kleinen Kugel, welche dicht mit kleinen Stacheln besetzt ist. Wenn er sich im Leibe des Menschen herumrollt, so verursacht er die heftigsten Unterleibsschmerzen. Besonders haben schwangere Frauen viel durch ihn zu leiden. Darüber erzählen sich die bulgarischen Zigeuner folgendes: Als der Melalo seine Schwester, die Lilyi, geheiratet und bereits viele Kinder hatte, ärgerte sich sein Vater, der Loçolico-König, gar sehr, dass er auch nicht so viele Kinder habe. Aber er konnte nichts mit der Ana anfangen, denn der Melalo wollte, seitdem er verheiratet war, seine Eltern nicht mehr besuchen, noch weniger wollte er durch den Nebel seines Leibes die Ana einschläfern, damit sie sein Vater herzen könne. Einmal nun sprach der Melalo also zu seinem Vater: „Ich will dir noch einmal helfen und meine Mutter einschläfern, wenn du mir versprichst, ein solches Kind zu erzeugen, das allen schwangeren Weibern nachstellt und sie zu Grunde richtet. Ich will, dass sich die Menschen nicht mehr vermehren sollen!“ „Ja, wie soll ich das machen?“ fragte der Loçolico-König seinen Sohn. Melalo antwortete: „Du sollst einen Hirschkäfer und einen Krebs essen!“ Der Loçolico-König tat es. Hierauf schläferte der Melalo seine Mutter, die Ana, ein und der Loçolico-König erzeugte einen Sohn, den Tçulo, der gleich nach seiner Geburt allen schwangeren Weibern nachstellte und ihnen solche Schmerzen verursachte, die man früher nicht gekannt hatte; denn früher lebten die Frauen gar glücklich; sie wurden schwanger, ohne dass sie es wussten, sie gebaren, ohne dass sie es fühlten. Von nun an aber starben die armen Weiber, bevor sie noch Kinder zur Welt bringen konnten, und grosses Leid kam über die Menschen. Da hatten die Keshalyi-Frauen Mitleid mit ihnen und baten ihre Königin, sie solle den Tçulo vernichten. Die Ana sprach: „Daran ist nur mein Sohn, der Melalo schuld! Ich werde den Tçulo zu meiner Tochter, der Lilyi schicken, damit er auch sie quäle, und damit sie und ihr Gatte auch

wissen sollen, was für Schmerzen die Weiber zu erleiden haben." Und so geschah es auch. Der Tçulo verursachte seiner Schwester sehr grosse Schmerzen, so dass der Melalo selbst seine Mutter bat, sie möge noch eine Tochter zur Welt bringen und diese dem Tçulo zur Frau geben, damit er dann die schwangeren Weiber nicht so sehr quäle. Ana bemitleidete ihre Kinder und gebar ihre Tochter Tçaridyi, die zwar auch den schwangeren Frauen nachstellt, aber weil sie eben die Gattin des Tçulo geworden ist, so haben sie doch beide Mitleid mit den Frauen und quälen sie selten zu Tode. . . .

So berichtet der zigeunerische Volksglaube. Stirbt eine Frau im Kindbett, so heisst es: „Der Tçulo zürnte seiner Frau!" (Tçulo rushardyas peskre romñake!) Es heisst nämlich, dass der Tçulo nur dann ein schwangeres Weib um das Leben bringe, wenn er mit seiner Frau einen häuslichen Zwist gehabt habe.

4. Tçaridyi (= die Heisse, Glühende) ist also das vierte Kind der Ana, und die Gattin des Tçulo. Sie hat dem zigeunerischen Volksglauben gemäss die Gestalt eines kleinen Wurmes (Kirmori), dessen Leib dicht mit Haaren besetzt ist. Im Leibe des Menschen lässt sie einige ihrer Haare zurück, wodurch die „Hitze", das Kindbettfieber, entsteht. Alle Leiden der Weiber, alle Frauenkrankheiten werden diesem Ehepaare — dem Tçulo und der Tçaridyi — und ihren zahlreichen Kindern zugeschrieben. Die siebenbürgischen Zeltzigeuner kennen nicht mehr die Krankheitsdämonen ihren einzelnen Namen nach, sie belegen sie bloss mit dem Collectivnamen „Miseçe" (Böse, Dämonen). Einmal müssen auch sie diese Dämonen mit Namen gekannt haben, die jetzt ihrem Bewusstsein entschwunden sind. Hiefür spricht eben der Umstand, dass die siebenbürgischen Zeltzigeuner das Kindbettfieber „tçularidyi" nennen, welcher Ausdruck aus: Tçulo und Tçaradyi entstanden ist.

Mit Bezug auf die Geburt des Tçulo tragen die Zi-

geunerinnen der südungarischen, serbischen und bulgarischen Stämme während ihrer Schwangerschaft in einem Säckchen pulverisirten Hirschkäfer und Krebsschalen bei sich. Krebse darf eine schwangere Frau nicht essen, sonst lockt sie den Tçulo oder eines seiner Kinder an sich. Unzählige kleine Dämonen entstammen der Ehe des Tçulo mit seiner Schwester der Tçaridyi. Kein Zigeunerstamm, keine Familie ist sicher, in ihrem Kreise nicht eines oder mehrere Mitglieder dieser Dämonenschaar zu beherbergen, von denen jedes von verschiedener Kraft ist. Deshalb bringen die meisten Familien der serbischen Wanderzigeuner am griechisch-orientalischen Feiertage der Empfängniss Maria's (am 9. December resp. am 21. Dezember unseres Kalenders) diesen sozusagen schon zu Hausgeistern herabgesunkenen Kindern und Nachkommen des Tçulo und der Tçaridyi ein Opfer dar, das aus einem Eierkuchen besteht, in den Kürbiskerne hineingebacken werden. Dieser Eierkuchen wird im Beisein aller verheirateten Frauen und heiratsfähigen Mädchen von einer Zauberfrau in das Loch eines hohlen Baumes geworfen, nachdem vorher eine jede der Anwesenden in den Kuchen hineingebissen hat. Dann reichen sich die Weiber die Hände und drehen sich im Kreise um den Baum herum, während die Zauberfrau innerhalb des Kreises steht und ein Gebet spricht. Eines dieser uralten Gebete will ich wenigstens in getreuer Uebersetzung mitteilen. Es wurde 1890 am erwähnten Feiertage von der Zauberfrau Mara Lokice in Südungarn in der Gegend von Kula gesprochen. Es lautet also:

1. O ihr süssen mächtigen Keshalyi! — Lobet euere Königin, die gute Ana! — Lobet sie von Morgen bis Abend, von Abend bis Morgen! — Lobet sie immerdar, lobet sie ewig! — Möge sie sich unserer erbarmen, — Möge sie den Tçulo und die Tçaridyi von uns abwenden, — Möge sie ihre Enkel und Enkelkinder beschwichtigen, — Damit

sie uns nicht peinigen! — Damit sie unserer Leibesfrucht schonen! —

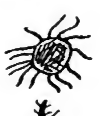
2. Unsere Männer sind die Steine am Wege! — Jeder weicht ihnen aus, — Jeder tritt sie mit Füssen! — Wir sind arme, schwarze Weiber, — Jeder speit uns an, — Jeder höhnt und spottet uns, — jeder schlägt und quält uns! —

3. Wir haben gesündigt, — Und dürfen uns nicht freuen! — Wenn wir schwanger sind, — Wir arme schwarze Weiber, — Dann kommen die Bösen, — und plagen und quälen uns. —

4. Wir geben euch Kuchen. — Wir geben euch Alles, — Was wir arme Weiber besitzen! — Schonet unseren Leib — Schonet unsere Glieder! — Unglück im Leben, — Leiden im Sterben. — Das ist das Schicksal — Der armen schwarzen Weiber! — Erbarmet euch unserer — Ihr gütigen Keshalyi! — — —

Bildliche Darstellungen dieser beiden Krankheitsdämonen sind auch vorhanden. Schwangere Weiber pflegen sich auf die bauschigen Hemdärmel von der Achsel bis zum Handgelenk herab Leinwandstreifen von ungefähr 2 cm Breite aufzunähen, worauf die Figuren der Tçaridyi und des Tçulo mit schwarzer Wolle gestickt sind. Fig. 3 zeigt uns in genauer Nachbildung in natürlicher Grösse ein Stück eines solchen Leinwandstreifen. Die obere Figur soll der Tçulo, die untere die Tçaridyi sein. Je ein Tçulo wechselt mit je einer Tçaridyi den ganzen Leinwandstreifen entlang ab. Beim Tçulo wird mit Wolle ein erhabener Knoten genäht, an den dann die Wollfäden angeheftet werden, die lose herabhängen und die zahlreichen Stacheln des Tçulo andeuten sollen. Bei der Darstellung der Tçaridyi wird eine wurmähnliche Figur genäht, an welche viele dünne Fäden angeheftet werden, die auch lose herabhängen

Fig 3.





und die vielen Härchen am Leibe der Tçaridyi andeuten sollen. Solche Stickereien sieht man auf den Hemdärmeln der Zigeunerinnen Serbiens und Südungarns nicht selten. Diese gestickten Streifen sollen eben die genannten beiden Krankheitsdämonen, oder deren Familienglieder für die betreffende schwangere Frau günstig stimmen. Solche Streifen heissen pçarimakelyi = Schwangerschaftszeug (— Ding). Weiber die oft Fehlgeburten gehabt haben, tragen kleine Holztäfelchen, worauf diese beiden Dämonen primitiv eingebrannt sind, am blossen Leibe. Ein Spottlied lautet:

Ciceske picaves	Vergebens trägst du
Upro per yek Tçules;	Auf dem Bauch einen Tçulo,
Shel Tçula te Tçaridya	Hundert Tçulo und Tçaridyi
Pçares tut na kerena!	Schwanger dich nicht machen werden!

5. Shilalyi (= die Kalte) ist das fünfte Kind der Ana und zwar die dritte Tochter. Sie erzeugt im Menschen das „kalte Fieber“ und hat die Gestalt einer kleinen weissen Maus, die unzählige Füsse besitzt. Sie soll nicht auf natürlichem Wege aus dem Mutterleibe, sondern aus dem Munde der Ana auf die Welt gekommen sein, weshalb sie auch von ihrer Mutter gehasst wird und nie in ihrer Nähe erscheinen darf. Ueber ihre Geburt erzählte mir ein alter serbischer Zigeuner, Namens Paul Rikalde in Temering (bei Neusatz, Südungarn) 1890 die einzige Sage, die mir über die Shilalyi bis jetzt bekannt geworden ist. In genauer Uebersetzung lautet diese Sage also: „Der Melalo war und ist das schlechteste Kind seiner Mutter, trotzdem hat sie grade ihn von allen ihren Kindern am liebsten. Nachdem die Ana den Tçulo auf die Welt gebracht hatte, konnte der Melalo seine Mutter nicht mehr ausstehen, weil er gerne in der Welt allein mit seiner Familie hätte sein wollen. Alles, was die Ana ärgern kann, das tut er. Er wusste, dass sie die Mäuse nicht gerne habe. Er sprach daher einmal zu seinem Vater, dem Loçolico-König, also: „Lieber

Vater, ich möchte gerne noch eine Schwester haben! Nimm eine Maus und steck' sie in das Essen deiner Frau, dann wirst du bald noch eine Tochter haben!" Der Loçolico-König freute sich sehr und fing gleich eine Maus. Der Melalo sprach: „Speie auf die Maus, dann wird deine Frau befruchtet!" Der Loçolico-König tat es und warf dann die Maus in die heisse Suppe. Die Maus verkochte ganz in der Suppe, welche bald von der Ana gegessen wurde. Da ward die Ana plötzlich krank und rief dem Melalo zu: „Bring' mir Wasser!" Als er ihr nun Wasser gab, da sprang eine weisse Maus aus ihrem Munde hervor. Diese Maus hatte tausend und noch mehr Füsse, und hat sie auch noch heute. Da erschrak die Ana gar sehr und bekam sehr grosse Hitze. Sie rief: „Ich verbrenne! mir ist sehr heiss!" Da sprach das weisse Mäuschen: „Mutter, ich werde dir gleich helfen!" Und das Mäuschen lief den ganzen Körper der Ana entlang und diese begann nun sehr zu frieren. Da verfluchte sie ihr Kind, trieb es hinaus in die Welt und rief dabei: „Du sollst Shilalyi heissen und wo du erscheinst, sollst du Kälte erzeugen!" Die weisse Maus schlüpfte in die Welt hinaus, der Melalo aber lachte herzlich, weil er seine Mutter wieder einmal hatte ärgern können. . . . ."

Ich will an dieser Stelle einen interessanten Vorfall mitteilen, den mir ein alter Apotheker, Herr Alois Pokoj in Rosenau (Nordungarn), erzählt hat. In seiner Jugend war Pokoj in Neusohl (ungarisch: Beszterczebánya) als Apothekergehilfe angestellt. Eines Tages befand er sich ganz allein in der Apotheke, als eine Wanderzigeunerin hereintrat und eine gewisse Salbe verlangte. Pokoj wollte ihr das Medicament eben überreichen, als die Zigeunerin laut aufschreiend zur Türe hinauslief und die Strasse entlang eilte. Nach einer Weile erschienen drei Zeltzigeuner in der Apotheke und ehe sich Pokoj versah, eilten sie im Sturm hinaus auf die Strasse, nahmen aber einen Käfig

mit, in welchem sich einige weisse Mäuse des Chefs der Apotheke befanden. Sie warfen den Käfig in den nächstgelegenen offenen Brunnen hinein; wurden von der Polizei arretiert und gestanden, dass sie die Kinder eines Krankheitsdämons in der Apotheke gesehen haben, und sie hätten nun dieselben in das Wasser geworfen, damit diese den Menschen nicht mehr schaden sollten. Man sollte nicht sie (die Zigeuner) bestrafen, sondern den Apotheker, denn dieser sei ein Hexenmeister und halte bei sich Krankheitsdämonen gefangen. Pokoj verblieb noch viele Jahre lang in dieser Apotheke, aber nie mehr wurde diese von Zigeunern besucht. Wenn ein Zigeuner vorbei ging, so blickte er scheu in die Apotheke hinein und lief dann rasch weg. Dieser Vorfall ereignete sich ungefähr im Jahre 1845 und hängt mit dem Volksglauben der Zigeuner eng zusammen. Heute wissen die nordungarischen Zigeuner nichts mehr von einer Shilalyi; sie ist dem Volksglauben bereits entschwunden! —

Von den unzähligen Mitteln, welche die Zigeuner aller Länder gegen das Fieber anwenden, von dem sie bei ihrer unregelmässigen Lebensweise gar oft zu leiden haben, will ich hier nur ein Mittel anführen, das eben mit dem Volksglauben bezüglich der Geburt der Shilalyi und der ihr zugemuteten Gestalt zusammenzuhängen scheint. Leidet jemand am Fieber, so wickelt man einen ungefähr meterlangen Zwirnfaden fest um den kleinen Finger seiner linken Hand; dann gibt man ihm den Magen und die Lunge einer Maus zu Pulver gestossen, in Branntwein zu trinken. Hierauf muss er den enthäuteten Kadaver der Maus zu einem Bache tragen; den Kopf trennt er vom Leibe und wirft ihn in das fliessende Wasser, wobei er sagt: „Kathe hin t'ro shero!" (Hier ist dein Kopf.) Dann wirft er den von den Füssen losgetrennten Leib in das Wasser und sagt: „Kathe hin t're pera!" (Hier ist dein Bauch.) Zuletzt wirft er die Füsse in das Wasser und sagt: „Te kathe hin t're punra;

ja atunci andre pañi!“ (Und hier sind deine Füsse; gehe jetzt ins Wasser.)

Das Fell solcher Mäuse, die ein Fieberkranker benützt hat, verwenden die Zauberfrauen auch zu einem Zauberapparat, mishcerça genannt (s. Abschnitt VI bei „Maus“).

Was das Umwickeln des kleinen Fingers der linken Hand anbelangt, so gibt uns darüber nur noch der Volksglauben der serbischen und türkischen Wanderzigeuner eine Aufklärung. Sie glauben nämlich an einen besonderen Schutzgeist, der im Körper der Menschen haust, und nennen ihn Butyakengo (aus but = viel, yak = Auge, also: Vieläugiger). Von den Verstorbenen, wenn auch dieselben längst ins „Todtenreich“ (them mulengre) eingekehrt sind, das oben auf den Gebirgen, auf den „Bergen des Windkönigs“ liegt (s. Abschnitt III), — bleibt immer noch ein „Teil der Seele“ (gotri jipneskro) auf Erden zurück; und dieser Teil der Seele zieht dann in den Körper der Hinterbliebenen ein, und zwar der des Vaters in den Körper des ältesten Sohnes, der der Mutter in den der ältesten Tochter. Aber auch die anderen Kinder gehen nicht leer aus und jeder bekommt einen Butyakengo; denn der Butyakengo, welchen der Vater von seinem Vater, also vom Grossvater des Kindes geerbt hat, der bleibt auch auf Erden und zieht nach des Vaters Tode in den zweiten Sohn ein u. s. w. Der zweite Sohn erhält in der Taufe stets den Namen seines Grossvaters, die zweite Tochter den ihrer Grossmutter. Es herrscht also bei diesen Zigeunerstämmen eine Art Atavismus.

Dieser Schutzgeist kann den Körper des Menschen nach Belieben verlassen und dahin zurückkehren. Schläft der Mensch, so verlässt der Butyakengo den Körper und bewacht Hab und Gut des Schlafenden. Doch kennen Diebe Zaubermittel, wodurch sie bewirken, dass der Butyakengo längere Zeit in den Körper nicht zurückkehrt und der Mensch dann während des Diebstahls aus dem Schlafe

nicht aufwacht (s. Abschnitt IV. Diebzauber). Seinen Namen Butyakengo = Vieläugiger hat der Schutzgeist wohl daher, weil er Alles bewacht, überall ist und Alles wahrnimmt, was seinem Besitzer zum Schaden gereichen könnte. Welch ein materielles Dasein der zigeunerische Volksglauben auch diesem Butyakengo zumutet, ist schon daraus ersichtlich, dass man den kleinen Finger der linken Hand, als den gewöhnlichen Sitz des Schutzgeistes beim Einnehmen des obenerwähnten Mittels mit einem Zwirnfaden fest umwickelt, damit der Butyakengo nicht dem Körper entweiche, wenn er zufällig drinnen ist und der Krankheitsdämon, geärgert und gereizt durch das eingenommene Mittel, im Körper herumtobt, bevor er denselben gänzlich verlässt. Wenn der Butyakengo ausfliegt, so tut er dies durch das rechte Ohr; wenn er dann wieder zurückkehrt, so geschieht dies durch das linke Ohr. Deshalb reinigen sich die Kranken der türkischen Zigeuner täglich mehreremal die Ohren. [1])

Der kleine Finger heisst in der Chiromanthie kekerashka = Elster, weil er „Alles weiss“ (save jianel) [2]).

Wer unter den serbischen und südungarischen Wanderzigeunern das Fieber hat, der trägt am blossen linken Oberarm einen Leinwandstreifen, worauf drei Gestalten der

Fig. 4.

Shilalyi mit gelber und zwei Schlangen mit grüner Wolle gestickt sind. Die unzähligen Füsse werden durch angeheftete Wollfäden, die lose herabhängen, angedeutet, wie Fig. 4 zeigt.

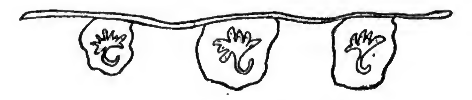
[1]) Ueber die dem Butyakengo dargebrachten Opfer s. Abschnitt IV.

[2]) Vgl. die deutsche Benennung: „Ohrengrübler, Ohrenbläser u. s. w.“; die Siebenbürger Sachsen sagen: „Menj panelitzken sot et mer!“ (Mein kleiner Finger sagt es mir.)

Dies ist die genaue Nachzeichnung des Armbandes, das eine Zigeunerin, Poli Parika, in Andriaševce (Croatien) im Frühling dieses Jahres (1891) trug. Die Augen der Figuren sind durch Glasperlen angedeutet. Auf Holztäfelchen wird die Shilalyi selten eingebrannt.

6. Bitoso (= der Fastende) ist das sechste Kind der Ana und der Gatte seiner älteren Schwester der Shilalyi. Er ist der Unschuldigste aller seiner Geschwister; denn er erzeugt im Leibe des Menschen nur Kopf- und Magenschmerzen, Appetitlosigkeit u. dgl. Er hat die Gestalt eines vielköpfigen, kleinen Wurmes, der im betreffenden Körperteil durch seine ungemein raschen Bewegungen Schmerzen verursacht. Dieselbe Form besitzen auch seine Kinder, die ebenfalls weniger gefährliche Krankheiten erzeugen, wie Zahnschmerzen, Bauchgrimmen, Ohrensausen, Wadenkrämpfe u. s. w. Nur eines seiner Kinder ist auch dem Namen nach bekannt; es ist der Wadenkrampf, der

Fig. 5.



Sorkulo, der dieselbe Gestalt wie sein Vater, der Bitoso hat. Zigeuner Südungarns, die an Wadenkrämpfen leiden, tragen um die leidende Wade gebunden eine schwarze Schnur, an welche schwarze Tuchlappen geheftet werden, welche mit der Figur des Sorkulo bestickt sind. Fig. 5 zeigt in genauer Zeichnung eine solche Schnur, deren Original ich besitze. Es stammt aus Hódság (Südungarn) und hat drei Tuchlappen.

Die Schnur ist ungefähr einen Meter lang; die Figuren des Sorkulo sind mit weisser Wolle ausgenäht. —

Alle die dem Bitoso und seinen Kindern zugeschriebenen Krankheiten werden als Würmer gedacht, die im

leidenden Körperteil herumtoben. Den Glauben an einen Zahnwurm, der eben den Zahnschmerz verursacht, haben die Zigeuner mit vielen Völkern gemein. Von den zahlreichen Zauberformeln, die sich auf den *Bitoso* und seine Kinder beziehen, führe ich hier nur zwei an.

Bei Appetitlosigkeit trinkt man auf nüchternen Magen warm einen Becher voll seines eigenen Urins und spricht:

So tut nañi kames,
Me dav tute adales!
The tu kames muter,
Dav tute budeder!
Tire day mutreha
Andral per tradela (s)
Piya tu mire muter,
Na cingar man budeder!

Was du nie liebst,
Ich gebe dir das!
Wenn du liebst den Urin,
Gebe ich dir mehr!
Deine Mutter mit Urin
Aus (ihrem) Bauch dich trieb,
Trink' du meinen Urin,
Nicht quäl' mich mehr!

Andro nava svatengre,
ada kirmo, ada Bitoso
the avriavel andral mire per,
kana mire muter palavel!

Im Namen der Heiligen,
Dieser Wurm, dieser Bitoso
soll herauskommen aus meinem Bauch,
wenn mein Urin wieder herauskommt!

Gegen Bauchkrämpfe nimmt der Leidende Knoblauch in Branntwein gemengt ein, und spricht vor und nach dem Trinken den Spruch:

O cavore Bitoseskro,
O cavore Miseçeskro,
Amare mamake
Bute hin carñake,
Bute hin siva, —
Kiya yoy me prejiav,
Siva tumenge dav,
The mami tumen kamel,
Te nañi mumen marel!

O Kinder des Bitoso,
O Kinder des Bösen (Dämonen),
Euere Grossmutter (Die Ana)
Hat viel Krautstengel,
Hat viel Knoblauch, —
Zu ihr ich eile;
Knoblauch ich euch gebe,
Dass die Grossmutter euch lieben soll,
Und nimmer euch schlagen soll!

Im Dialect der siebenbürgischen und rumänischen Zeltzigeuner heisst der Knoblauch neben *siv* auch noch *arimanakri* = armin Anakri, Kraut der Ana. Obige Besprechungsformeln hängen eben mit der Geschichte des Bitoso zusammen.

Der oben erwähnte serbische Zigeuner, Paul Rikarde, erzählte mir darüber folgendes, was mir später andere Zigeuner in anderen Gegenden übereinstimmend berichteten. Es heisst also:

„Die Shilalyi wollte einen Gatten haben, sie fand aber keinen. Sie war sehr traurig. Von ihrer Mutter verflucht irrte sie in der Welt herum und verfolgte die Menschen gar sehr. Da erzählte ihr einmal ihr Bruder, Melalo, die Geschichte von ihrer Geburt und lachte dabei herzlich. — Darüber ärgerte sich die Shilalyi gar sehr, und verfolgte heimlich die Familie ihres Bruders, des Melalo. Alle seine Kinder wurden krank und blieben zu Hause; bald verfolgte sie auch ihre anderen Geschwister, und nun hatten die Menschen wieder gute Zeiten, denn die Bösen blieben alle zu Hause und flogen nicht mehr in die Welt hinaus. Die Menschen waren nun wieder einmal froh, denn man sagte ihnen, *der Herr Christus sei auf die Welt gekommen und die Menschen würden nun keine Krankheiten mehr haben!* Es war nun, wie es war; aber für die Menschen war es gut, desto schlechter war es für die Bösen (Dämonen).

„Ihr wisst alle," erzählte nun weiter Paul Rikarde, „dass die Bösen auch krank werden können. Wenn sie einander zürnen, wenn sie sich auf einander ärgern, dann verfolgen sie sich gegenseitig und machen einander krank. Und dies ist sehr gut, denn dann haben sie keine Zeit, uns arme Menschen zu quälen. So geschah es auch jetzt, bis endlich der Melalo bemerkte, dass seine Schwester, Shilalyi, die ganze Verwandtschaft verfolge. Er sprach zu ihr: „Ich weiss, dass du dich ärgerst, weil du keinen Mann bekommst, und wir Alle verheiratet sind! Ich will dir schon einen Bruder verschaffen, der dein Gatte sein wird!" Und der Melalo gab seinem Vater Knoblauch und sprach: „Lasse dein Wasser auf diesen Knoblauch und gib ihn dann deiner Frau zu essen; dann kannst du wieder machen, was du

willst!" Der Loçolico-König tat also und erzeugte den Bitoso, welcher der Gatte der Shilalyi ward . . . ." Zu bemerken ist, dass unfruchtbare Zigeunerinnen dies Mittel oft gebrauchen. —

7. Lolmisho (aus lolo = rot und mishos = Maus; also: rote Maus, Rotmaus) ist das siebente Kind der Ana und hat, wie schon der Name aussagt, die Gestalt einer roten Maus. Ueber die Geburt dieses Krankheitsdämons, der besonders von den türkischen Wanderzigeunern gefürchtet wird, erzählt man sich, dass er dadurch auf die Welt gekommen sei, dass die Ana in Folge der grossen Aergerniss, die ihr von ihren Kindern bereitet wurde, einen bösen Hautausschlag bekam, und da habe sie der Melalo gelehrt, ihre Wunden von Mäusen ablecken zu lassen. Ana folgte dem Rate ihres Sohnes und Lolmisho kam auf die Welt. Aus Anstandsrücksichten können wir den Schluss dieser Sage nicht mitteilen. —

Ueber die Haut schlafender Menschen läuft der Lolmisho hinweg, die dann eine Hautkrankheit bekommen. Hautausschläge werden geheilt, wenn man den Leib mit lauwarmem Wasser häufig abwäscht, in dem man vorher Linsen und die Eingeweide von Mäusen gekocht hat. Die Linsen und Eingeweide schütte man in ein Baumloch und spreche: „Lolmisho th'avel te çal ada ruk, cin kathe tumen acen!" (Der Lolmisho möge kommen und fressen diesen Baum, bis dann hier ihr bleiben möget.) Dies tue man jeden Morgen vor Sonnenaufgang, denn dann sind die Krankheitsdämonen von ihrer nächtlichen Tätigkeit ermüdet und geschwächt, und „rasten zu dieser Zeit."

Auf eiternde Geschwüre legen die serbischen Wanderzigeuner rote Tuchlappen, die sie in der Form einer Maus ausschneiden und mit einer Salbe bestreichen, die aus Pech, und Hasenfett oder Wachs, und gebratenen Zwiebel besteht. Der eitrige Tuchlappen wird dann vom Kranken in die Erde vergraben, wobei er die Worte spricht:

Eña Urma jianen,	Neun Urmen kommen,
The pandel Lolmishes kamen;	Binden den Lolmisho sie wollen;
Taisa biyel Mautia,	Morgen Hochzeit hat die Mautia,
Yoy may kamel kurauna	Sie sehr liebt Kränze
Mishensa lolensa!	Aus Mäusen, aus roten!
Mautiyake me kuvav	Der Mautia ich flechte
Mishensa yek' kurauna!	Aus Mäusen einen Kranz!
Sikoven, sikoven	Eilet, eilet
Misha andre miseçen,	Mäuse zu den Bösen (Dämonen),
Den mange sascaripen!	Gebt mir Gesundheit!
Gule deleya andro cero, mudara miseçes, ko andro man siñe te sastyar man Mohmedeya!	O süsser Gott im Himmel, tödte den Bösen (Dämon), welcher in mir ist und hilf mir, o Mohamed!

Diese Formel wenden besonders die türkischen Zeltzigeuner an; mitgeteilt wurde sie mir von Dalye Gerñake und Mara Simirke in Zombor (Südungarn). Die Mautia ist die Königin der Urmen und soll eine grosse Feindin der Mäuse sein. Eine Sage der türkischen Zigeuner erzählt, dass ein türkischer Kaiser seine Diener aussandte, um für ihn das schönste Weib der Erde zu suchen. Die Diener führten viele Weiber herbei, aber keines gefiel dem Kaiser. Da erblickte er einmal die Mautia, die sich ihm absichtlich zeigte, um seine Gierde zu steigern. Er wollte sie heiraten, aber die Mautia verlangte zuerst von ihm einen so grossen Kranz von Mäusen, der sein ganzes Reich wie ein Reif umfassen könne. Der Kaiser liess nun alle Mäuse in seinem Reiche fangen und hatte schon einen so grossen Kranz fertig machen lassen, der beinahe sein ganzes Reich umfasste, als der Teufel sich über dies Kunststück ärgerte und alle Mäuse der Welt zusammenrief, und dann auf der Shetra (Geige) spielend, mit den Mäusen ins Reich des Kaisers einzog und von ihnen den Kaiser auffressen liess . . . . [1])

---

[1]) Vgl. die Sage vom Rattenfänger von Hameln und die Mäuseturmsage. S. meinen Aufsatz in der „Germania" N. Reihe XX. S. 432—442, wo jedoch die obige Sage nicht mitgeteilt ist.

8. Minceskre (= die, vom weibl. Geschlechtsteil) ist das achte Kind der Keshalyi-Königin. Sie ist ein weiblicher Krankheitsdämon und erzeugt auch eiternde Beulen, besonders Syphilis, wenn sie nachts als haariger Käfer über den Leib des Menschen hinwegkriecht. Ueber ihre Geburt erzählen die Zigeuner: „Der Melalo sah mit Schrecken, dass die Familien seiner Geschwister von Jahr zu Jahr immer grösser werden. Er fürchtete sich, dass sie ihn verdrängen. Deshalb sagte er einmal seiner Mutter: „Wenn du nicht willst, dass deine vielen Kinder und deren Kindeskinder dich und alle Keshalyi mit der Zeit ums Leben bringen sollen, so folge mir und grabe dich in einen Misthaufen bis zu den Knieen ein und bleibe so im Mist neun Tage lang stecken; dann kannst du es verhindern, dass sich deine Kinder so sehr vermehren." Die Ana befolgte seinen Rat und tat also. Als sie im Miste stak, schläferte sie der Melalo ein. Da kroch ein kleiner Wurm des Mistkäfers in den Leib (minc = vulva) der Ana und diese gebar dadurch die Minceskre, die viel Böses tut, damit die Menschen sich nicht vermehren sollen . . . ."

Syphilitische Zigeuner lassen sich oft bis zum Hals in einen Misthaufen eingraben und trinken dabei eine grosse Quantität Branntwein, so dass sie ganz berauscht den Tag über, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, im Dünger eingegraben zubringen. Ich habe Zigeuner gesehen, die schon an secundärer Syphilis litten und denen diese Kur, zwei bis drei Mal vorgenommen, augenscheinlich Besserung verschaffte. Die Wunden verschwanden am Körper. —

Die Minceskre wurde von ihrem Bruder Lolmisho geheiratet und brachte viele Kinder auf die Welt, die alle einzelne Hautkrankheiten, wie Blattern, Frieseln, Masern u. dgl. erzeugen. Wer sich vor venerischen Krankheiten bewahren will, heisst es im Volksglauben der Zigeuner, der wasche sich den Körperteil — post coitum — mit Wasser, darin zu Pulver gestossener Mistkäfer sich befindet. Beim

„weissen Fluss“ wird der kranke Körperteil mit Wasser, dem Eichenrinde und pulverisierte Mistkäfer beigemischt sind, gewaschen. Wenn nach dem Gebären das Weib einen runzeligen Bauch bekommt, so nimmt man Rosmarinkraut, pulverisierte Schnecken und Mistkäfer, mischt dies mit frischer Butter und lässt diese Salbe eine Woche lang in einem neuen, verschlossenen Napfe unter Pferdemist eingegraben liegen. Dann reibt man täglich mehrere Mal mit dieser Salbe den Bauch ein, wobei man den Spruch herzusagen hat:

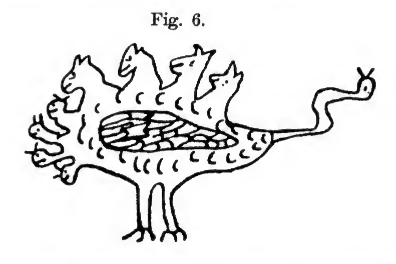
Ko ada kerel,	Wer dies macht (den runzlichen Bauch)
Ada sungarel,	Dies er rieche,
The merel, the merel,	Damit er sterbe, damit er sterbe,
Sar kirmoro	Wie (ein) Würmchen
Andro m'ro peroro!	In meinem Bauche!

Poreskoro (= Geschwänzter) ist das neunte und letzte Kind der Keshalyi-Königin, der Ana, bei dessen Anblick — wie bereits eingangs erwähnt wurde — sein Vater, der Loçolico-König, selbst erschrak und seine Frau für immer verliess. Dieser Krankheitsdämon vereinigt beide Geschlechter in sich, er ist also ein Zwitter, der sich selbst befruchtet, was auch alle seine zahlreichen Nachkommen sind. Zum Glück der Menschen erscheint er und seine Familienmitglieder gar selten, sondern haust in Gemeinschaft mit seinen Kindern und Kindeskindern tief unten in der Erde; wohin aber diese Krankheitsdämonen hinfliegen, da brechen epidemische Krankheiten, wie Kolera und Pest, unter Menschen und Tieren aus. —

Der Poreskoro hat vier Katzen- und vier Hundeköpfe, ferner einen Vogelleib und einen Schlangenschweif. Zu Zeiten herrschender Kolera und Pest, oder wenn eine Seuche unter den Tieren ausbricht, wird die Gestalt des Poreskoro auf ein Holztäfelchen mit einer glühenden Nadel eingebrannt und dies Täfelchen ins Feuer geworfen. Die genaue Abbildung eines solchen Täfelchens, das ich von

einer Zauberfrau, namens Kati Nemančič in der Essegger Gegend (Kroatien) erhielt, sieht also aus:

Fig. 6.



Ueber die Geburt des Poreskoro lautet eine Sage der Zeltzigeuner in den Donauländern also: „Die Ana hatte den Loçolico-König nie geliebt und hasste deshalb auch ihre Kinder. Trostlos war sie, wenn sie bedachte, dass sie ewig mit dem Loçolico-König zusammenleben solle. Und wenn sie daran dachte, dass sie noch viele Kinder zur Welt bringen werde, da weinte sie stets sehr bitterlich. Dies sahen die Keshalyi öfter und sie beschlossen, ihrer Königin zu helfen. Sie nahmen Haare von den Hunden, die das Todtenreich bewachen [1], mischten sie unter Schlangenpulver und Katzenhaare und buken dies in einen süssen Kuchen ein, den sie dem Loçolico-König zu essen gaben, worauf dieser mit der Ana den scheusslichen Poreskoro erzeugte. Weil der Loçolico-König auch Haare von den Hunden des Todtenreiches gegessen hat, so stirbt jeder Mensch, den der Poreskoro mit dem ersten seiner vier Hundeköpfe leckt, und der wird nie mehr gesund, den er mit dem ersten seiner vier Katzenköpfe berührt . . . .“ —

Dies wären die neun Krankheitsdämonen des zigeunerischen Volksglaubens, über deren Geburt die einzelnen Sagen

[1] S. mein Werk: „Vom wandernden Zigeunervolk“ (Hamburg 1890) S. 280 ff.

wohl einmal ein zusammenhängendes Ganze gebildet haben mögen.

Wenn Jemand erkrankt, so muss die Zauberfrau den betreffenden Krankheitsdämon, der im Körper des Kranken haust, bestimmen können und ihn aus dem Leibe treiben. Die Zauberfrauen (covalyi) der Zigeuner, die entweder durch Blutvererbung in den Besitz übernatürlicher Kräfte gelangt sind, dieselben von ihrer Mutter geerbt haben, oder durch einmaligen geschlechtlichen Umgang mit einem Nivashi (Wassergeist) oder Phuvush (Erdgeist) diese Kräfte erlangt haben[1], geniessen bei ihrem Volke das höchste Ansehen. Die Zigeuner haben eben den christlichen oder mohamedanischen Glauben äusserlich, aber bei weitem nicht aus innerer Ueberzeugung sich angeeignet, doch dabei den Glauben an die Kraft und Macht ihrer früher verehrten Geister nur halb aufgegeben; und bei ihnen gelten die Zauberfrauen für Vermittlerinnen zwischen den Menschen und den Dämonen; sie sind Heilkünstlerinnen für Leib und Seele, und bekleideten vor Jahrhunderten, vielleicht vor einem Jahrtausend noch das Amt der Priesterinnen. Die Zigeuner denken sich bei ihren Zaubereien, wie so viele andere christliche Völker: «Hilft einem Gott nicht, so können noch immer die Geister Erhörung und Hilfe schenken.» „Dieser Mangel an Unterscheidungsgefühl,“ sagt V. S. Priklonskij[2] mit Bezug auf die Jakuten, „erklärt sich auf einfache Weise: die Leute haben von dem einen Ufer abgestossen, ohne auf dem anderen zu landen; sie haben den Glauben an Gott sich angeeignet, doch den Glauben an die Kraft und Macht ihrer früher verehrten Geister nur halb aufgegeben.“

---

[1]) S. meinen Aufsatz in Herrmann-Katona's Zeitschrift: „Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn“ (Budapest 1891) II. Bd.

[2]) V. L. Priklonskij, Das Schamanentum der Jakuten; übersetzt von F. S. Krauss (Wien 1888, Selbstverlag) S. 13.

II.

Handarbeiten.

In den folgenden Zeilen, die uns einen Einblick in das geistige Leben der Zigeuner tun lassen, uns mit ihrer Schaffenskraft und ihrem Kunstsinn bekannt machen, habe ich zum grössten Teil nur solche Handarbeiten aufgenommen, die mit dem religiösen Brauch und Volksglauben der Zigeuner mehr oder weniger zusammenhängen. Die Abbildungen sind genau nach den Originalen, wenn auch verkleinert, gezeichnet worden, sowie ich diese auf meinen häufigen „Zigeunerfahrten“, besonders im Laufe dieses Jahres (1891) in Süd- und Mittelungarn, zu sehen Gelegenheit hatte.

Neben der Verfertigung von Backtrögen, Holzlöffeln, Besen, Kesseln, Hufeisen und Nägeln u. s. w. verfertigen die Zigeuner Südungarns zur Sommerszeit aus kleinen Kürbissen Flaschen, die sie mit verschiedenen Zeichnungen versehen.

Fig. 7 stellt eine solche Flasche dar und zwar mit den verbreitetsten Zeichnungen; im obersten Kreis bedeuten die Kreuze — wie mir ein Zigeuner erklärte — „Sei du glücklich!“ (Ac tu baçtales); in der zweiten Kreisfläche sind schlängelnde Linien eingebrannt, die Schlangen darstellen sollen, und ihre Bedeutung ist: „Habe du keine Feinde!“ (Na hin tute binarodos!); die Kreise in der dritten Fläche bedeuten: „Habe du stets Geld!“ (Hin tute taysa lova!) die Zickzacklinien endlich der letzten Fläche bedeuten: „Bleibe du gesund!“ (Ac tu sastes!) In diesen

Kürbisflaschen halten nämlich die Zigeuner Branntwein und wenn sie ihren Gast bewillkommnen, so spricht der, welcher zuerst trinkt: „Sei du glücklich!“ worauf der zweite, bevor er trinkt, sagt: „Habe du keine Feinde!“ u. s. w.

Grosse Geschicklichkeit bekunden die südungarischen Zeltzigeuner bei der Verfertigung dieser Kürbisflaschen. Die jungen Kürbisse werden einige Tage in Salzwasser gelegt, dann wird am spitzen Ende ein kleines Loch gebohrt und durch dasselbe mittelst eines feinen greifzangenförmigen Instrumentes das Innere des Kürbisses bis auf die äusserste harte Schale ausgehöhlt; dann wird in den Kürbis eine starke Salzlösung gegossen und derselbe in die nächste Nähe des Feuers gestellt. Nach einigen Tagen wird er so weich, dass man ihm eine beliebige Form geben kann. Nachdem dies geschehen, wird er am Feuer — und zwar ohne dass sich eine Flüssigkeit darin befindet — getrocknet, und nach kurzer Zeit ist er so hart, dass er, selbst auf den Boden geworfen, nicht so leicht zerspringt oder zerbricht. Auf eben diese, selbstverständlich viel leichtere Weise (was nämlich die Aushöhlung anbelangt) werden Näpfe, Kannen, Becher, Krüge, ja selbst Löffel und Messerscheiden verfertigt.

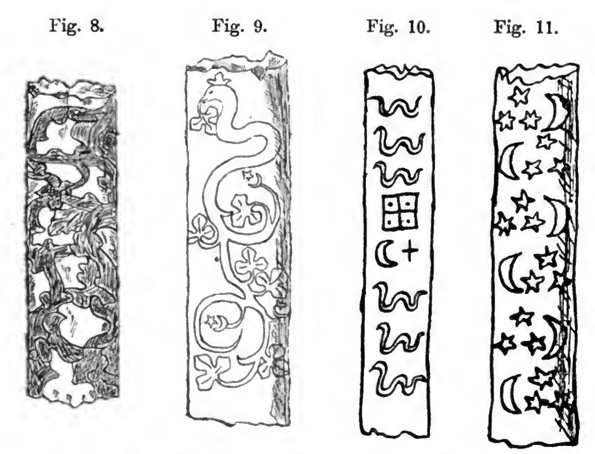
Aus Kürbissen verfertigen sich die südungarischen Zeltzigeunerkinder eine Art Drehorgel, die heute leider immer mehr aus dem Gebrauche kommt. Der Kürbis wird in zwei gleiche Hälften zerschnitten, beide Teile ausgeweidet und dann auf die oben beschriebene Weise behandelt. Sind die napfähnlichen Schalen gehörig getrocknet, so werden durch die Mitte beider Hälften je fünf Drahtsaiten von verschiedener Dicke angebracht und zwar so, dass je eine dünne Saite einer Kürbishälfte je einer dickeren der anderen Hälfte gegenüber zu stehen kommt. Nun werden beide Teile aufeinander gepasst und ein Loch geschnitten, jedoch so, dass die eine Hälfte des Loches je einer Kürbishälfte zu Teil wird. Durch dieses Loch wird ein aus Holz verfertigter

Schläger (cingardo) angebracht und befestigt. Das Ende dieses Schlägers, das sich im Innern des Kürbisses befindet, hat die Gestalt eines kleinen Hammers. Wird nun dieser Schläger um seine Achse herumgedreht, so berührt er die Saiten und ein ganz jämmerlicher Ton wird vernehmbar. Zum Verfertigen und besonders bei der Befestigung des Schlägers muss man eine besondere Kunstfertigkeit und Uebung besitzen.

Fig. .7



Fig. 8. Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11.



Zierliche Spazierstöcke verfertigen die Zeltzigeuner der Donauländer.[1]) Gewöhnlich sind diese Stöcke von ihrem oberen Ende, vom Griff bis ungefähr zur Mitte mit Zeichnungen versehen, die zwar keinen Anspruch auf „Kunst“ erheben können, immerhin aber für den Volksforscher von

[1]) S. darüber mit Bezug auf diese meine Mitteilungen die höchst wichtige Notiz im „Journal of Gypsy Lore Society“ (Edingburgh) Vol. III. Nr. 3. S. 178.

besonderem Belang sind. Diese Zeichnungen werden ohne Vorlage, ohne vorher auf dem Stocke angedeutet zu werden, aus freier Hand mit einem glühenden, spitzen Eisenstab in den Stock so geschickt eingebrannt, dass sie überall gleichförmig, d. h. keine Erhöhungen und Vertiefungen bemerkbar sind; ebenso die Farbe der Zeichnung überall eine gleichmässige, d. h. an keiner Stelle heller oder dunkler ist. (Fig. 8.)

In Fig. 9 ist die Zeichnung nur nach ihren Konturen eingebrannt und stellt eine Schlange dar, der als Anhängsel Kleeblätter und drei Halbmonde mit je einem Stern beigefügt sind. Solche Stäbe, eigentlich Stäbchen führen die sogenannten Zauberfrauen (s. Abschnitt I. S. 28.) mit sich. Solche Stäbe heissen „Zauberstäbe" (covalyakri kopalori). Fig. 10 stellt die Zeichnung dar, die sich auf dem Stäbchen der berühmten, über 80 Jahre alten Zauberfrau, namens Mara Tekako, aus dem südungarischen Wanderzigeunerstamme Dekai, befindet. Drei Schlangen, ein „Haus", ein Halbmond vor einem Kreuze und schliesslich wieder drei Schlangen bilden die Zeichnung, die auf beiden Seiten, d. h. zweifach auf dem Stäbchen zu sehen ist, nur die Konturen der einzelnen Figuren sind eingebrannt, und umschlingen das Stäbchen also nicht. Die drei oberen Schlangen bedeuten drei „gute Urmen" (Schicksalsfeen, die dem neugeborenen Kinde sein zukünftiges Schicksal bestimmen), das „Haus" soll die Geburtsstätte versinnbildlichen, während der Mond das „Unglück" (bibaçt) und das Kreuz das „Glück" (baçt) des jeweiligen Kindes bedeutet, zu dessen Geburt die Zauberfrau gerufen wird; die drei unteren Schlangen stellen „böse Urmen" dar, die dem Kinde im Leben Unheil bereiten.

An dem mit einem grossen Silberknopf versehenen Stocke des Wojvoden des oben genannten Wanderzigeunerstammes, namens Milvoj Saruvoj, befinden sich rings um den Stock je drei zunehmende und je drei abnehmende Monde —

jeder mit je drei Sternen — eingebrannt, Fig. 11. Der Besitzer dieses Stockes erklärte mir die Bedeutung dieser Zeichnung, also: Der Wojvodenstock bringe über die Untergebenen je nach Verdienst Glück oder Unglück. Die zunehmenden Monde und die drei Sterne bedeuten das Glück (baçt) und drei „guten Urmen“; die drei abnehmenden Monde und die drei Sterne bedeuten das Unglück und drei „böse Urmen“.

Ueber den Stab erzählen sich die südungarischen Zeltzigeuner folgende Sage, die ich in genauer Verdeutschung hier mitteilen will: „Als Gott die Welt erschuf, war im Anfang nur ein grosses Wasser. Da warf Gott seinen Stab in das Wasser und ein grosser Baum wuchs daraus hervor, von dessen Aesten die ersten Menschen auf die Erde herabfielen, die Gott aus dem Sande des Wassers geformt hatte. Und Gott verbot dann den Menschen Stöcke zu tragen, indem er sagte: „Ihr dürft nie einen Stock in die Hand nehmen; sobald ihr dies tut, so schlagt ihr euch und dann kommt Not und Elend über euch!“ Die Menschen befolgten auch lange Zeit hindurch Gottes Gebot; da aber traf es sich, dass ein Ehepaar in Unfrieden lebte. Der Mann konnte mit seiner Frau nichts anfangen, denn sie war ein gar böses Weib. Einmal zankte die Frau wieder mit ihrem Manne, und dieser ging dann traurig hinaus in den Wald, wo er sich unter einem Baume niedersetzte. Da kam der oberste Teufel, der Teufelskönig (legbareder beng) heran und sprach also zu ihm: „Ich weiss, warum du so traurig bist und ich will dir helfen! Mache dir aus einem Baumast einen Stock, geh' nach Hause und prügle damit deine Frau; dann wird sie dir schon folgen!“ Der Mann erwiderte: „Ob sie den Stock auch fühlen wird?“ — „Ob nicht!“ versetzte der Teufelskönig und schnitt sich schnell einen Stock, mit dem er auf den Mann losschlug. Dieser schrie vor Schmerz laut auf. Da sprach der Teufelskönig: „Siehst du, auch die Menschen spüren die Stockschläge! Nimm den Stock, geh

nach Hause, und prügle dein Weib!“ Der Mann tat also, und von der Zeit an ward seine Frau gehorsam und zankte mit ihm nicht mehr. Als dies die anderen Menschen sahen, taten sie auch also und mit der Zeit hatte fast jeder Mensch einen Stock in der Hand. Bald kam es zu allgemeinen Schlägereien. Da erschien einmal der „grosse Gott“ (baro devla) unter den Menschen und sprach: „Ich habe euch verboten Stöcke zu tragen, und ihr habt es doch getan! Bis jetzt habt ihr ohne Mühe und Arbeit gelebt, von nun an könnt ihr euch mit Stöcken schlagen, aber ihr müsst in Not und Elend leben und mühselig arbeiten, um leben zu können!“ .... Die ungarischen Zigeuner nennen den Stock neben k o p a l und k o p a l o r i daher auch oft „Teufelswerkzeug“ (bengeskro sersamo). In einem unedierten Liede meiner Sammlung heisst es:

Bengeskro sersameha marelas	Mit dem Teufelswerkzeug schlug
Andasoste çoçoyipe	Für so manchen Lug und Trug
Bute roma romñake;	Seine Frau so mancher Mann;
Megish, megish the janel;	Doch was hilfts! wo sie nur kann,
Save romñi hei! romes	Jede Frau den Mann betrügt,
Tavel mindig te benges!	Und den Teufel selbst belügt!

Einen in vielfacher Beziehung höchst interessanten Stock besitzt die Zeltzigeunersippe Garič in Südungarn, den der Grossvater des jetzigen Vorstandes verfertigt hat und von dem wir in Fig. 12 (Seite 35) eine genaue Abbildung geben.

Der eigentliche Stock ist dreikantig und hat einen ungefähr $^1/_2$ cm dicken und 3 cm hohen Aufsatz, der oben mit einem Messingring versehen ist, welcher den Griff des Stockes bildet. Wie aus Fig. 12 ersichtlich ist, so ist der Aufsatz zu beiden Seiten geschnitzt und zeigt Stirn, Nase, Mund und Kinn zweier Frauenköpfe, deren übriger Teil auf die Holzplatte auf beiden Seiten eingebrannt ist. Zwischen und unter beiden Frauenköpfen befindet sich je

eine Schlange; beide Köpfe sind durch eine Schar von Fröschen mit einander gleichsam verbunden. Was nun die beiden Frauenköpfe anbelangt, so sollen beide die Königin der Keschalyi (Waldfeen), die Ana, darstellen, welche nach

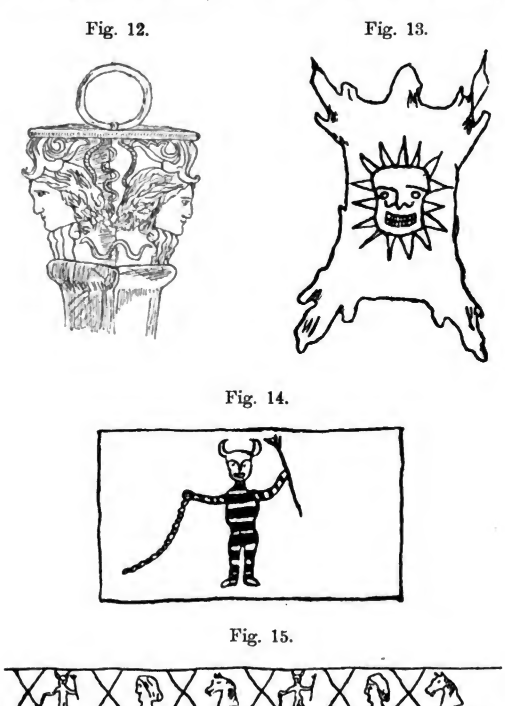


Fig. 12. Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

zigeunerischem Volksglauben die neun Krankheitsdämonen zur Welt gebracht hat (s. Abschnitt I. S. 3). Die Keschalyi wohnen hoch oben im Gebirge, wo sie je zu dreien

auf einem Felsen sitzen und ihr meilenlanges Haar weit hinab in die Täler flattern lassen, wodurch der Nebel entsteht. Ihre Königin, die Ana, wohnt in einem schwarzen Palaste und durchstreift gar oft die Welt in der Gestalt eines Frosches. Die Frösche, Kröten und Schlangen sind ihre Lieblingstiere.

Dieser Stab, der — wie gesagt — dreikantig ist und also drei Seiten hat, enthält in der Mitte auf der einen Seite das Wort: Sastyar (Hilf), auf der anderen: Amenge (uns) und auf der dritten Seite das Wort: Ana (Ana). Die Worte sind mit einem spitzen Instrument, etwa einer erhitzten Nadel, eingebrannt und zwar von einer sehr ungeschickten Hand, denn die Schrift lässt sich kaum entziffern. Diesen Stock verfertigte der Grossvater der genannten südungarischen Zeltzigeunersippe (yakkiya), als ihm zu Anfang dieses Jahrhunderts sechs Kinder im Laufe einer Woche an der Kolera starben. Er hatte nur noch ein Söhnlein und um dieses vom Tode zu retten, schnitzte er diesen Stock, gleichsam als Versöhnungsopfer für die Keschalyi-Königin Ana, die Mutter der Krankheitsdämonen. Das Söhnlein blieb am Leben, wuchs und gedieh; seit der Zeit gilt dieser Stab in der Familie für ein Abwehrmittel von Krankheiten und wird jedem Familiengliede im Krankheitsfalle zu Häupten in den Erdboden eingesteckt.

Ausser Stöcken, Pfeifenrohren und dergleichen mehr verfertigen die ungarischen, namentlich die südungarischen Zeltzigeuner auch Spielwaaren; primitiv geschnitzte Tiere, Puppen, Karren und dergleichen, mit welchen Sachen sie hausierend das Land durchstreifen.

Die nordungarischen und siebenbürgischen Wanderzigeuner beschäftigen sich weniger, oder besser gesagt, höchst selten mit der Verfertigung von dergleichen Sachen, indessen schnitzen die nordungarischen Zeltzigeuner reissende Tiere, die sie ihren ansässigen Stammgenossen verkaufen. Diese Tiere gelten für ein Opfer für die reissenden Tiere,

deren Anzahl in den Nordkarpaten eine grosse ist. Die geschnitzten Abbildungen oder Darstellungen heissen „d a p e n“ (etwa: Gabe), und werden von den ansässigen nordungarischen Zigeunern beim ersten Schneefall in ein Gebüsch geworfen, im Glauben, dadurch sich und etwa auch ihren Viehstand vor den betreffenden reissenden Tieren, deren Gebilde sie eben in den Busch geworfen, geschützt zu haben. Hier haben wir zu bemerken, dass diese „Gaben“ stets Tiere weiblichen Geschlechtes mit stets auffallend hervortretenden Saugwarzen und Geschlechtsteilen sind. Warum keine Gebilde von männlichen Tieren zu diesem Zwecke verfertigt werden — darüber konnte mir kein Zigeuner Aufklärung geben. Es hiess stets: „Es ist so bei uns Brauch!“

Bei dem grossen Vogelreichtum der Nordkarpatenabhänge beschäftigen sich die nordungarischen Wanderzigeuner im Herbste auch mit dem Fang von Drosseln, Krammetsvögeln u. dgl. m. Solche Vogelsteller pflegen dann im Herbste auch eine „Gabe“ zu schnitzeln und sie ins Gebüsch zu werfen.

Eine solche „Gabe“ eines Vogelstellers zeigt auf einem kleinen Gestell ein ausgehöhltes, beckenartiges Holzstück, an dessen Rande roh geschnitzte Vögel (gewöhnlich vier) befestigt sind. Diese „Gaben“ werden von jedem zigeunerischen Vogelsteller — sobald er den Vogelfang im Herbste beginnt — in ein Gestrüpp geworfen, damit er „recht viele Vögel fange.“

Rohgeschnitzte Pferde- und Ochsenköpfe werden von den ungarischen Wanderzigeunern ebenfalls den ansässigen Stammgenossen verkauft, welche diese Gebilde am Christabend in Ermangelung eines wirklichen Pferde- oder Ochsenschädels in ihrer Hütte oder Stallung vergraben, damit das ganze Jahr hindurch „die Hexen sie nicht besuchen sollen“ (holyipa na th'aven). —

Wenn nun die Holzschnitzereien der ungarischen Zeltzigeuner auch keinen Anspruch auf einen höheren Kunst-

sinn, auf eine ausgebildete Kunstfertigkeit erheben können, so gilt dies in noch geringerem Maasse von der Malerei. So wie die auf Holz eingebrannten Figuren recht primitiv sind, so sind auch die mit Farben auf enthaarte, aber ungegerbte Tierfelle aufgetragenen Gestalten und Figuren recht primitiver Art.

Fig. 13 zeigt uns in verkleinertem Maasse einen auf Hasenfell gemalten Krankheitsdämon (miseç = Böser); das Gesicht desselben ist mit hochroter Farbe gemalt; Augen, Augenbrauen, Nase und Mund durch schwarze Striche angegeben; die das Gesicht umgebenden „Stacheln", womit eben der Dämon im Leibe des Menschen Schmerzen verursacht, sind mit ockergelber Farbe ausgemalt. Dies also bemalte Fell wird Kranken unter die Lagerstätte gelegt. Fig. 14 ist in natürlicher Grösse ein Buchenholztäfelchen, auf dessen einer Seite der „oberste Teufel, der Teufelskönig" (legbareder beng) abgemalt ist. Das Gesicht und die in der Zeichnung weissen Stellen des Leibes sind rot bemalt, die schwarzen Stellen aber mit einer erhitzten Nadel ins Holz eingebrannt. In der rechten Hand hält der Teufel eine „Kette", in der linken eine dreizackige Gabel. Unter dem Haupte der Figur befindet sich ein Loch, durch welches ein Lederriemen gezogen ist, womit man die Täfelchen Irrsinnigen an den Leib zu binden pflegt, um den „Teufelshauch" (purdipen bengeskro) aus dem Körper des Geisteskranken zu treiben.

In den serbischen Gegenden Südungarns malen die ansässigen Zigeuner mit blauer Farbe solche Teufelsgestalten auf die äussere, gegen die Strasse gekehrte Seite ihrer Hütten. Die Wand ist weiss übertüncht und unmittelbar über dem Erdboden bis zu einer Höhe von 1/2 Meter ist ein Teil durch einen schwarzen Strich abgegrenzt; innerhalb dieses Striches befinden sich diese Teufelsgestalten. Im Herbste vorigen Jahres (1890) sah ich in Hodság an der Frontseite einer

Zigeunerhütte folgende Malerei, von der ich in Fig. 15 eine genaue, wenn auch verkleinerte Abbildung gebe.

Nach je einem Teufelsbild folgt das Bild der Ana, der Keshalyi-Königin, und ein Pferdekopf. Die einzelnen Gestalten sind durch die oben auch angedeuteten Striche von einander abgetrennt. Nur die Konturen sind mit blauer Farbe ausgeführt. Diese Malerei, erklärte mir der Besitzer der Hütte, beschütze ihn, seine Familie und seinen Viehstand vor bösen Geistern und müsse jedes Jahr am Charfreitag erneuert werden . . . .

Sowie die Handarbeiten der Zigeuner für den Volksforscher in vielfacher Beziehung von bedeutendem Werte sind, so stehen auch die Handarbeiten der ungarischen Zeltzigeunerinnen denen der Männer an Wert nicht nach; wenn auch dieselben in mancher Richtung primitiv zu nennen sind, so zeugen sie doch von Geschmack und Kunstsinn und können, trotz ihrer Fehler und Mängel, gar oft mit den feinen Handarbeiten der Salondame zu ihren Gunsten einen Vergleich aushalten.

Neben der Verfertigung von männlichen und weiblichen Kleidungstücken beschäftigen sich die Zeltzigeunerinnen Ungarns und Siebenbürgens auch mit dem Flechten von Schnüren aus Ziegenhaaren, Schafwolle, Lein oder Hanf, die sie den Bauern verkaufen, welche diese Schnüre auf ihre Beinkleider und Röcke als Zierrat nähen lassen. Auch in der Verfertigung dünner, weisser Schnüre besitzen die Zeltzigeunerinnen eine grosse Fertigkeit. Diese Schnüre, den ungarischen Bauern unter dem Namen „Prém“ bekannt, sind ein vom Landvolk sehr gesuchter Handelsartikel der Zeltzigeunerinnen in Ungarn und Siebenbürgen. Sie schlagen einen Stab in den Erdboden, befestigen am oberen Ende des Stabes die einzelnen Fäden, an deren Ende kleine Stäbchen (Klöppel) befestigt sind, und indem sie diese Stäbchen mit einer staunenswerten Geschicklichkeit hin und her werfen,

verfertigen sie in kurzer Zeit, in zwei bis drei Stunden, 10 bis 15 Meter lange Schnüre.

Ueber die Erfindung der Nähkunst lautet eine unedierte Sage der südungarischen Wanderzigeuner in beinahe wörtlicher Uebersetzung also:

„Vor vielen, vielen hundert Jahren waren die Menschen sehr glücklich. Sie gingen nackt herum, denn es war damals stets Sommer; es gab keine Kälte, keinen Schnee und Frost und keinen Wind. Selbst der Regen war stets warm. Als aber die Menschen den „grossen Gott“ (baro devla) beleidigt hatten, da kam Not und Elend über sie. Schnee und Frost, Kälte und Wind entstanden, und die armen nackten Menschen starben schaarenweise dahin, sowie die Mücken in grossem Regen. Selbst die Teufel froren und kamen zu den Menschen, um sich Feuer zu holen. Aber die Menschen sprachen: „Wir geben euch kein Feuer, denn das hat uns der grosse Gott vom Himmel herabgeschickt!“ Der Teufelskönig erwiderte: „Gebt uns nur einmal Feuer und dann werden wir schon sorgen, dass es uns nie erlischt. Wenn ihr uns Feuer gebt, so lehren wir euch zwei Künste, durch welche ihr euch vor der Kälte schützen könnt!“ Und die Menschen willigten ein und gaben den Teufeln von ihrem Feuer. Da lehrten die Teufel die Menschen das Schmiedehandwerk und die Nähkunst. Nun verfertigten sich die Menschen Kleider, die sie vor der Kälte schützen. Weil aber die Nähkunst ein Teufelshandwerk ist, so wurden die Weiber mit der Zeit stolz und hochmütig und machen sich heute verzierte Kleider, damit sie auch den Teufeln gefallen sollen . . . .“

Unter den Näharbeiten der ungarischen und siebenbürgischen Zeltzigeunerinnen sind besonders die Stickereien auf einfache Leinwand hervorzuheben, mit denen sie ihre bauchigen Hemdärmel und Schürzen zieren. Von der Achsel bis zum Handgelenk läuft ein solcher gestickter, eigentlich mit Wolle ausgenähter Streifen den Hemdärmel entlang.

Weil nun alle Zigeunerinnen Ungarns zu einzelnen Näharbeiten stets dieselben Farben gebrauchen, so liegt die Vermutung wohl nahe, dass die Handarbeiten seit Jahrhunderten eine angeerbte Kunst der Zigeunerinnen bilden.

Im Folgenden will ich einige dieser Stickarbeiten, wenn auch in verkleinerter Form, mit allen ihren Fehlern und Mängeln in genauer Abbildung geben.

Fig. 16.

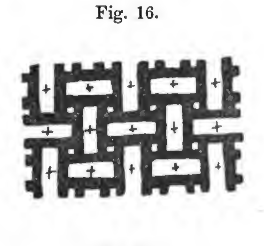


Fig. 17.

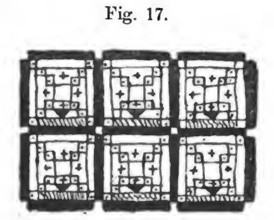


Fig. 18.

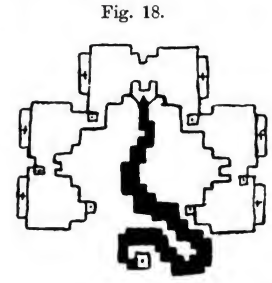


Fig. 19.



Das weitverbreitetste Muster für Stickerei auf Hemdärmel ist Fig. 16, das bei den ungarischen Wanderzigeunerinnen unter dem Namen „Haus“ (ker) bekannt ist. Die schwarzen Streifen der Figur sind mit dunkelgrüner, die weissen Stellen mit hochroter Wolle (+), die kleinen Quadrate mit gelber Wolle oder mit Gold- und Silberfäden ausgenäht. Solche Streifen nähen sich nur ältere, verheiratete Zigeu-

nerinnen in die Hemdärmel, während erwachsene, heiratsfähige Mädchen Fig. 17 gebrauchen, die unter dem Namen „biribari“ (etwa: Allerlei) bekannt ist. Die schwarzen Streifen sind mit dunkelgrüner, die mit + bezeichneten Stellen mit hochroter und die mit //// versehenen Streifen mit gelber Wolle oder mit Gold- oder Silberfäden ausgenäht. Auf die mit einem Punkt (.) bezeichneten, winzig kleinen Quadrate werden glänzende Glasperlen genäht, wenn nämlich zu den erwähnten (////) Strichen Silberfäden gebraucht werden; dagegen Silberperlen, wenn Goldfäden verwendet wurden. Die unbezeichneten, weissen Stellen bleiben unbenäht.

Fig. 20. Fig. 21.

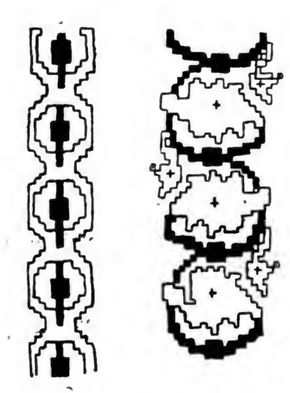
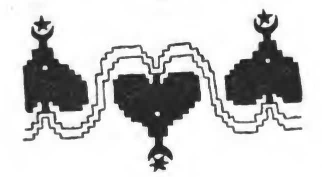
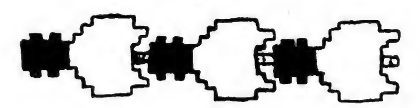


Fig. 22.



Auf den unteren Rand der Schürzen nähen sich ältere Frauen das Muster von Fig. 18, das „Schlange“ (sap) heisst. Die mit + bezeichneten Stellen werden mit hochroter, die weissen Stellen mit gelber Wolle ausgenäht und in die mit

Fig. 23.



einem Punkt versehenen kleinen Quadrate glänzende Perlen angeheftet. In der Mitte befindet sich eine Schlange, deren Leib mit grüner Wolle ausgenäht ist, und das Auge ist durch eine glänzende Perle angedeutet.

Das Muster von Fig. 19, „Stern“ (cerhen) genannt, wenden die Maide bei Stickereien, sowohl auf Hemdärmel, als auch auf Schürzen an, ja selbst aus Schaffellen verfertigte, kurze, an den Leib anschliessende Frauenpelze werden bisweilen mit solcher Stickerei versehen. Die weissen Stellen sind mit grüner oder gelber, die schwarzen Streifen darin mit hochroter Wolle ausgenäht; das Quadrat in der Mitte bleibt weiss, das heisst, wird nicht ausgenäht und enthält gewöhnlich eine Perle.

Neben diesen Stickereien auf Hemdärmel und Schürzen tragen in manchen Gegenden Ungarns, besonders in serbischen Gegenden, die Zeltzigeunerinnen reich bestickte Gürtel. Fig. 20, „Kreuz“ oder „Glück“ (kruco, baçt) genannt — das Kreuz ist nämlich das Zeichen des Glückes — ist die genaue Abbildung einer Stickerei auf einem Gürtel, den schwangere Weiber um den Leib geschlungen zu tragen pflegen. Die schwarzen Kreuze sind mit grüner, die mit + bezeichneten Flächen mit roter und die weissen Stellen mit gelber Wolle ausgenäht. An diesen Gürtel werden auch einige Bärenklauen und Kinderzähne oder auch nur Hasenpfoten angehängt, damit das betreffende Weib ein gesundes, starkes und flinkes, lebhaftes Kind zur Welt bringe. Zu bemerken ist, dass die Leibgürtel der ungarischen und siebenbürgischen Zigeunerinnen gewöhnlich aus einem $1^1/_2$ bis 2 m langen, groben Leinwandstreifen bestehen, selten aus weich gegerbtem Kalbsleder. Die Breite eines solchen Gürtels ist gewöhnlich 1 dcm.

Fig. 21, „Burg“ (varos) genannt, wird auch auf Gürtel genäht. Die schwarzen Streifen sind mit hochroter Wolle, die mit einem Kreuze versehenen Flächen aber mit Goldfäden ausgenäht, in den mit einem Punkt (.) bezeichneten

kleinen Quadraten ist eine Glasperle, gewöhnlich von grüner, oder blauer Farbe, eingenäht. Gürtel mit solcher Stickerei, die sich ganz nett ausnimmt, kommen gar selten vor, und nur die Töchter der Wojvoden können sich solchen Luxus gönnen, nachdem die Goldfäden „gar teuer sind“ (may kuces hin), wie sich eine Zigeunerin ausdrückte.

Die sogenannten „Zauberfrauen“ (covalyi) der Zeltzigeuner, auch „gute Frauen“ (laci romñi) genannt, die als Heilkünstlerinnen bei ihren Stammgenossen in grossem Rufe stehen, besitzen Leinwandbeutel, die mit Stechapfelsamen gefüllt sind, welchem Samen im zigeunerischen Volksglauben eine geheime Zauberkraft zugeschrieben wird. Diese Beutel, mit denen die Zauberfrau den Körper des betreffenden Kranken bei ihrem ersten Besuch einreibt, um sich gleichsam in magischen Rapport mit dem Krankheitsdämon (miseç = Bösen) zu setzen, den sie eben aus dem Leibe des Leidenden zu vertreiben hat, — diese Beutel sind auch mit Stickereien und zwar mit Streifen der Länge nach (von oben nach unten gehend) versehen. Fig. 22 zeigt die Abbildung einer solchen Stickerei. Diese Form wird auch (s. Fig. 18) „Schlange“ (sap) genannt, und soll eben Schlangen darstellen, deren Köpfe (in der Fig. schwarz) mit grüner, der Leib mit hochroter Wolle ausgenäht ist. Die Augen der Schlangenköpfe sind mit Silberfäden ausgenäht; der Halbmond, den die Schlange im Maule hält, und der Stern aber aus gelber Wolle.

Fig. 23 ist die Abbildung einer Stickerei — der „Turm“ (toroñis) genannt — gleichfalls auf einen Beutel aufgetragen, welchen die „Zauberfrau“ vor das Lager der Mutter und des neugeborenen Kindes in der Nacht zu legen pflegt, in welcher die Urmen (Schicksalsgöttinnen), die eben nur von der Zauberfrau gesehen werden — erscheinen, um das zukünftige Schicksal des Kindes zu bestimmen. Die schwarzen Stellen sind mit grüner, die weissen mit roter Wolle und die mit einem Punkt (.) bezeichneten Flächen mit Silber-

fäden ausgenäht. In diese Beutel steckt die Mutter nach der Nacht, wo die Urmen ihr Kind besucht haben sollen, ein Geldstück für die „Zauberfrau“, die in dieser Nacht allein im Zelte oder in der Erdhöhle der betreffenden Frau verweilen darf und Zauberformeln heruntermurmeln muss.

Aus Obigem ersehen wir, dass, was die Farben der Stickereien anbelangt, so die grüne und rote Farbe vorherrscht, nebenbei die gelbe. Braun, schwarz, grau, blau u. s. w. wird nirgends angewendet. Sind nun die Handarbeiten der ungarischen Zeltzigeuner in mancher Beziehung recht primitiv, so kann man doch, schon dieser Arbeiten wegen, ihnen nicht allen Sinn für das Kunsthandwerk absprechen.

III.

Höhencultus.

Ferd. Freih. v. Andrian unterscheidet in seinem grossen Werke „Der Höhencultus asiatischer und europäischer Völker“ (Wien, 1891 Konegen), zu dem dieser Aufsatz eine kleine Ergänzung bilden soll, im Bergcult zwei Vorstellungsgruppen. Die eine beruht auf dem Animismus, auf der Beseelung und Belebung der Natur, dessen tiefe Bedeutung für das menschliche Geistesleben von Tylor überzeugend erläutert wurde. Der Berg wird als ein Dämon gedacht oder als die Behausung eines solchen und darf als Eigentum eines Dämons auf keine Weise beleidigt werden. Opfer und Verehrung muss man solchen Orten darbringen, um ihren Besitzer gnädig zu stimmen und seinen Grimm abzuwenden. „Ein solcher animistischer Bergcult ist überall zu finden, er ist bei primitiven Naturvölkern oft allein vorhanden, aber auch bei den Culturvölkern zeigt sich diese Seite des Höhencultes, der Glauben an Berggeister, als die ältere und überall wiederkehrende Grundlage. Wie der Geister- und Seelenglauben überhaupt, ist diese animistische Bergvorstellung in der allgemein menschlichen Natur bedingt und kann sich daher auch stets selbständig entwickeln.“ Die andere Vorstellungsreihe ist „die kosmische Auffassung der Berge“, die von dem Verhältnisse der verticalen Gliederungen unserer Erdoberfläche zum Firmament ausgeht.

Die Berge werden als Verbindungsglied zwischen Himmel und Erde gedacht; das Himmelsgewölbe bildet einfach die Fortsetzung der Gebirge. Die hochragenden Berggipfel sind das Grenzgebiet zwischen Himmel und Erde.

„Wir müssen jedoch im Auge behalten,“ sagt Andrian (S. XVI), „dass auch diese entschieden höhere Vorstellungsweise ganz im Animismus wurzelt, da die Personification des sichtbaren Himmels sowie die Vergeistigung aller Himmelsvorgänge sehr lange festgehalten wird. Ebenso klar tritt der Zusammenhang zwischen Himmels- und Sternengeistern und dem Manencultus bei einigen Völkern hervor.“ Die Gebirge bilden die Grenze zwischen Himmel und Erde, die Grenze zwischen Lebenden und Todten. Deshalb wird auch der Wohnsitz der Verstorbenen, der abgeschiedenen Seelen, oder das Paradies auf die Höhen verlegt.

Von diesen Gesichtspunkten aus habe ich das auf den Höhencultus der Zigeuner bezügliche Material geordnet, welches ich im Laufe des letzten Jahrzehnts auf meinen häufigen „Zigeunerfahrten“ und bei meiner fast ununterbrochenen Verbindung mit Zigeunern, im Kreise dieses Volkes zu sammeln Gelegenheit hatte.

Den Grundstock, das Gerippe zum zigeunerischen Höhencultus bildet folgende, unter den siebenbürgischen und südungarischen Wanderzigeunern allgemein verbreitete Sage:

„Als noch die Menschen nicht auf der Welt waren, da lebte der Himmel und die Erde als ein Ehepaar in Glück und Frieden mit einander und erzeugten fünf Söhne und zwar: den Sonnenkönig, den Mondkönig, den Feuerkönig, den Windkönig und den Nebelkönig. Himmel und Erde sollten sich aber nicht lange ihrer Söhne freuen, denn als diese heranwuchsen, lebten sie in stetem Unfrieden mit einander. Erde und Himmel hafteten fest aneinander und bildeten zwischen sich einen hohlen Raum, in welchen sie ihre Söhne einschlossen. Da zankten sich wieder einmal

die fünf Könige und beschlossen ihre Eltern zu trennen, damit jeder von ihnen hinaus in die Welt ziehen und sich irgendwo ein eigenes Heim (dis) gründen könne. Zuerst stürmte der Mondkönig auf seine Mutter, die Erde los und suchte sie vom Himmel zu trennen; aber seine Kraft war viel zu schwach dies ausführen zu können. Da zog der Nebelkönig gegen seinen Vater, den Himmel heran und suchte ihn von der Erde zu trennen. Aber vergeblich! es gelang ihm nicht. Drauf rückte der Feuerkönig gegen seinen Vater, den Himmel heran; aber er konnte ihn nicht von der Erde trennen. Nun kam der Sonnenkönig gegen seine Mutter, die Erde herangestürmt und da begannen seine Eltern zu wanken; aber er hatte noch immer nicht genug Kraft sie von einander ganz zu trennen. Da rannte der Windkönig mit aller Kraft auf seine Mutter los und trennte Himmel und Erde von einander. Nun begannen sich die fünf Söhne darüber zu streiten: wer von ihnen bei ihrer Mutter, der Erde bleiben und wer ihrem Vater, dem Himmel nachfolgen solle? Da sprach die Mutter Erde zu ihren fünf Söhnen: „Du Sonnenkönig, Mondkönig und Windkönig, ihr seid gegen euere Mutter losgerannt, also weichet von mir! Du aber Nebelkönig und Feuerkönig habt mir kein Leid angetan, also bleibet bei mir!“ Seit dieser Zeit sind Himmel und Erde von einander getrennt und ihre fünf Söhne leben in ewiger Feindschaft mit einander ....“

Gleichsam die Fortsetzung zu dieser Sage bildet die folgende Erzählung der südungarischen Zeltzigeuner, die hier eben mehr ins Gewicht fällt. Sie lautet:

„Nachdem sich Himmel und Erde getrennt hatten, wollten ihre fünf Söhne bei ihrer Mutter, der Erde bleiben und ihren Vater, den Himmel nur hin und wieder besuchen, denn sie hatten ihre Mutter lieber, als ihren Vater. Alle ihre Söhne wollte aber die Erde nicht bei sich behalten. Darob begannen sich die fünf Kinder dieses Ehepaares zu raufen. Da rief ihnen Mutter Erde zu: „Nebelkönig und

Feuerkönig, ihr beide bleibt bei mir! Ihr aber, du Sonnenkönig, Mondkönig und Windkönig geht mit euerem Vater!" Als nun der Himmel mit seinen drei Söhnen, dem Sonnenkönig, dem Mondkönig und dem Windkönig von dannen zog, da krallten sich diese mit ihren Fingernägeln fest in das Gewand ihrer Mutter ein und wollten nicht fort. Der Himmel aber zog sie gewaltsam mit sich weiter, so dass sie nacheinander das Gewand ihrer Mutter fahren liessen. Wo sie nun den einen und den anderen Teil des Gewandes der Erde losliessen, dort blieb auch dieser Teil stehen; und dies sind die Berge. Am höchsten hinauf hatte der Windkönig einige Teile vom Gewande seiner Mutter mit sich gezogen und diese Teile sind auch die höchsten Gebirge auf der Erde. Ihr fragt mich: warum Mutter Erde ihre emporgezogenen Gewandteile nicht wieder gerichtet habe und sie dort habe stehen lassen, wohin dieselben ihre Söhne emporgezogen hatten? Nun, sie war eine gute Mutter und bedauerte ihre Kinder. Sie liess ihre Gewandteile also dort stehen, wohin dieselben ihre Söhne hinaufgezogen hatten, damit sie so näher zu ihren Kindern sei, denen sie erlaubte, dass sie auf diese Gewandteile (also auf die Berge) sich niederlassen, sich dort Burgen erbauen, worin sie hausen, so oft es ihnen bei ihrem Vater, dem Himmel, langweilig werde. Damit aber diese drei Söhne mit ihren Kindern und Kindeskindern, die sie erzeugt haben, einmal ganz herab auf die Erde nicht ziehen können, so ordnete Mutter Erde an, dass auch die Feen und die Dämonen oben auf den Bergen wohnen und ihre dem Himmel zugeteilten Söhne und deren Sippschaft bewachen sollten, damit diese nicht das Gewand ihrer Mutter zerreissen sollten. Auch gab Mutter Erde jedem ihrer Söhne eine Pflegemutter, damit diese die dem Himmel und der Erde entstammten Könige mit guten Worten besänftigen . . . ."

Diese Sage enthält sozusagen den geschichtlichen Grundkern des Höhencultus der Zigeuner, denn sie erklärt uns

so manchen Volksglauben dieser Nachzügler der Völkerwanderung, der uns vielleicht ohne Kenntniss eben dieser Sage unverständlich bliebe. Die Berge heissen bei einigen Zigeunerstämmen Mitteleuropa's neben „bar“ auch noch „gotra“ = Fetzen, Lappen oder auch „muçlyi“, welch' letzterer Ausdruck gewöhnlich „Nebel, Wolke“ bedeutet. Ebenso werden auch steile Gebirge mit der Benennung „muçlyi“ belegt. Wenn nun in den ältesten Gesängen der Inder, dem Rigveda, die Wolken fast immer metaphorisch als Berge bezeichnet werden und „mag man mit M. Müller[1]) den Metaphern einen entscheidenden Anteil an der Ausbildung kosmogonischer Vorstellungen in mythischem Gewande einräumen oder diese letzteren aus einer bei vielen stammverschiedenen Völkern auftretenden Grundanschauung über eine allmähliche Verdichtung der Luft zu irdischen Stoffen ableiten“, und steht es auch fest, „dass nach uralter Auffassung der Inder die Wolken sich auf die Erde gesenkt haben und dort in Berge umgewandelt wurden“ (Andrian a. a. O. S. 4), — so werden nach zigeunerischer Auffassung auf Wolken und Gebirge dieselbe Benennung angewendet und die Berge als eine Art Uebergang zum Himmel, als eine Brücke für die fünf Söhne der Erde gehalten. Die Wolken sind nach zigeunerischer Auffassung die Töchter des Nebelkönigs, die Blitze aber die Söhne des Feuerkönigs. Blitze und Wolken ergehen sich gerne hoch oben im Freien, aber da kommt der sie verfolgende Windkönig und treibt sie herab zu ihrer Grossmutter, der Erde. Dann eilen die Wolken heim zu ihrem Vater, dem Nebelkönig, der oben im Gebirge, in unwegsamen Schluchten haust; die Blitze aber fahren zu ihrem Vater, dem Feuerkönig herab in den Bauch ihrer Grossmutter, der Erde. Der Feuerkönig — erzählen sich die serbischen Wanderzigeuner — ist nämlich das jüngste Kind seiner Mutter und weil er immer friert,

[1]) Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Deutsche Uebersetz. II, 13.

so lässt sie ihn in ihren Eingeweiden wohnen, woher er nur gar selten zum Vorschein kommt. Droht den Wolken und Blitzen auf ihren Fahrten durch den Raum zwischen Himmel und Erde Gefahr, so wirft ihre Grossmutter, die Erde, ihnen ein farbiges Seil, den Regenbogen, nach und zieht sie so zu sich herab. Wenn ein Gast nach Hause eilt und man ihn noch zum Verweilen nötigt, so pflegt man bei den serbischen Zigeunern zu sagen: „Deine Mutter hat ja keinen Regenbogen“ (tre dayake na hin strafelyi), d. h. deine Mutter zieht dich ja nicht gewaltsam heim! Von einem Manne, der stets bei seinem Weibe sitzt, sagt man: „Er ist die Wolke und sie ist der Regenbogen“ (yov hin muçlyi, yoy hin strafelyi), d. h. er wird wie die Wolke vom Regenbogen zur Erde gezogen. Zu bemerken ist, dass der Nabel im Zigeunerischen neben „çev“ (Loch) auch noch „bar“ (Berg) heisst und die Nabelschnur „devleskero shelo“ = Gottes Seil genannt wird. Ein Lied der südungarischen Zeltzigeuner lautet:

Upro bar me somas,	Auf dem Berg bin ich gewesen,
Ceresrobara hadyidyom;	Hab' Blitzsteine aufgelesen;
Tel shukare strafelyi,	Unter einem Regenbogen
Akor siges me pashlyom;	Bin ich dann hindurchgezogen;
Piraneske bar diñom,	Hab' die Steine ihm zerrieben,
Jimastar me leske som!	Dass er ewig mich muss lieben!

Es heisst nämlich im Volksglauben der Zigeuner, dass die Blitze auf ihrer Flucht vor dem Windkönig und dessen Brut gar oft den Weg zu ihrem Vater, dem Feuerkönig, verfehlen und an einem unrichtigen Orte auf die Erde niederfallen, wo sie sofort in Steine verwandelt werden. Solche Blitzsteine, in Deutschland unter dem Namen Donnerkeil, Donnerstein, Wetterstein bekannt, werden nach neun Jahren von der Erde ausgestossen und wer einen solchen, namentlich auf einem Berge findet, der wird „glücklich“ (baçtales) in allen seinen Unternehmungen sein, wenn er ein Stückchen von diesem Steine stets bei sich trägt. Teilchen von solchen

Steinen werden in Getränke und Speisen gemischt und bei Leib- und Seelenleiden verwendet. Aber nicht nur diese auf hohen Bergen gefundenen Blitzsteine (ceresrobar) bergen in sich eine geheime Heilkraft für „Leib und Herz“ (trupos te vodyi), sondern auch die in ihrer nächsten Nähe befindlichen Gegenstände, wie Pflanzen, Steine, Muscheln usw. Solche Steinchen und Muscheln werden zu Amuletten verwendet und den Kindern um den Hals gebunden oder in die Haare geflochten. Ein Decoct von solchen Pflanzen, die man in der Nähe eines Blitzsteines gefunden hat, wird Irrsinnigen und an Epilepsie Leidenden eingegeben. Es heisst nämlich im zigeunerischen Volksglauben, dass die Blitze gerne den sogenannten „Allsamenbaum“ (save sumbreskro kasht), der am Himmel „blüht“ und alle Kräuter der Welt trägt, umspielen und von diesem Baume Heilkräuter rauben, die sie dann den Nivashi (Wassergeistern) bringen. Auf den Gebrauch dieser Kräuter lehren die Nivashi diejenigen Weiber, mit denen sie geschlechtlichen Umgang gepflogen haben, und machen sie dadurch zu „Zauberfrauen“ (covalyi). Verunglückt nun ein Blitz auf seiner Fahrt auf die Erde herab und wird als Blitzstein gefunden, so sind die ihn umgebenden Pflanzen denjenigen Kräutern entsprossen, die er vom Allsamenbaum als Blitz mitgebracht hat. Je höher der Berg ist, wo solche, den Blitzstein umgebenden Kräuter gefunden werden, desto grösser ist auch die Heilkraft derselben, denn sie stehen durch die Höhe ihres Fundortes näher zu dem Allsamenbaum, als die unter ähnlichen Umständen im Tale gefundenen Kräuter. Der Allsamenbaum übt nämlich auf die von ihm durch den Blitz herabgeholten Kräuter neun Jahre lang eine Wirkung aus und je näher sie zu ihm gelegen sind, d. h. auf je höherem Standorte sie sich befinden, desto grösser ist die Wirkung, die sich eben in der Heilkraft dieser Pflanzen offenbart. Diesen Allsamenbaum, dessen Wurzeln auf dem höchsten Berge der Erde eine Schlange im Munde hält und dessen Gipfel bis in den

„grossen Himmel“ (baro cero) hineinragt, kann man bisweilen am Nachmittag vor dem Weihnachtsfest bei Gelegenheit des Festes der „Verheiratung der Bäume“ (biya kashtengre) sehen. Wer ihn sieht, wird wieder jung; doch darf er dabei kein Wort sprechen, sonst wird er wahnsinnig. Am Nachmittag vor dem Weihnachtstage schlagen nämlich einige Wanderzigeunerstämme Ungarns auf einem der ihren zu Winterquartieren dienenden Erdhöhlen nächstgelegenen Hügel ein Weidenbäumchen in die Erde und schlingen dessen Zweige in Knoten; daneben wird ein Tannenbäumchen in den Erdboden eingesetzt und beide Bäumchen werden mit einem roten Faden umwickelt; dies nennen sie die „Verheiratung der Bäume“. Am nächsten Tage werden die Bäumchen verbrannt und die Asche derselben wird verschiedenen Geheimmitteln beigemengt. Auf einem Berge müssen diese Bäumchen in die Erde eingeschlagen und verbrannt werden, damit der Allsamenbaum, der in der Christnacht erscheint, eine grössere Wirkung auf sie ausüben könne. Aber nicht jeder Berg ist zur „Verheiratung der Bäume“ geeignet; denn der Allsamenbaum erscheint, d. h. er neigt sich in der Christnacht nur zu den Bergen herab, welche der Sonnenkönig durch Emporziehen des Gewandes seiner Mutter, der Erde, erzeugt hat. Solche Berge, welche der Sonnenkönig auf oben erwähnte Weise erzeugt hat, sind zwar nicht die höchsten auf der Erde, aber sie heissen die „glücklichen“ (baçtale), weil Alles, was man auf ihnen vornimmt, gelingt. In der Nähe eines solchen „glücklichen Berges“ (baçtalo bar) sucht jeder Wanderzigeunerstamm seine Winterquartiere in Erdhöhlen aufzuschlagen. Solche Berge vererbten sich von Geschlecht auf Geschlecht, und besetzen beim Nahen des Winters einen solchen vererbten Berg Angehörige eines anderen Stammes, so kommt es oft zu blutiger Schlägerei. Im Jahre 1886 kam es während meiner zweiten „Zigeunerfahrt“ zu einer solchen Scene, weil der Zigeunerstamm der Ashani einen

„glücklichen Berg“ in der Gegend zwischen Sárkány und Persán (Siebenbürgen) besetzt hatte, als die früheren Besitzer, die Mitglieder des Kukuya-Stammes, am Berge erschienen, wo sie seit Menschengedenken zu überwintern pflegten. Berge, die im Rufe stehen „glückliche Berge“ zu sein, sind gewöhnlich hügelartige Erhebungen in einem Gebirgskessel, deren oberer Teil grasbedeckt, der mittlere und untere Teil aber bewaldet ist. Auf der Spitze solcher Hügel führen auch die Urmen (die Feen, Schicksalsfrauen) in mondscheinhellen Nächten ihre Tänze und Spiele auf. Quellen, die solchen Bergen entspringen, besitzen eine grosse Heilkraft. Schwangere Weiber, die sich bei zunehmendem Mond oben auf dem „glücklichen Berge“ den Leib mit dem Wasser solcher Quellen waschen, bringen starke und schöne Kinder zur Welt. Schwächliche Kinder soll man in diesen Quellen baden, damit sie zu Kraft und Gesundheit gelangen. Aber wehe dem Weibe, das sein Menstruationsblut in eine solche Quelle oder gar auf den Gipfel des „glücklichen Berges“ fliessen lässt. Es wird unbewusst ein Wesen, halb Mensch, halb Tier zur Welt bringen, das allnächtlich seine Gebärerin im Traume erschreckt und quält. Gewöhnlich hat ein solches Wesen den Kopf und Oberleib von demjenigen Tiere, nach welchem der betreffende „glückliche Berg“ benannt worden ist. Alle reissenden Tiere erfreuen sich des besonderen Schutzes von Seiten des Sonnenkönigs, daher haben auch alle „glücklichen Berge“ den Namen irgend eines reissenden Tieres; in Siebenbürgen gibt es z. B. drei solcher Berge, die den Namen „Wolfsberg“ haben, zwei heissen „Bärenberg“ und vier werden „Fuchsberge“ genannt. Jeder Wanderzigeuner muss wenigstens einmal in seinem Leben in den Erdboden desjenigen „glücklichen Berges“, in dessen Nähe sein Stamm die Winterquartiere aufzuschlagen pflegt, ein Stück Fleisch von demjenigen reissenden Tiere vergraben, nach welchem dieser Berg benannt worden ist. Oft kaufen daher die Wanderzigeuner Ungarns und der

Donauländer den Cadaver solcher erschossener Tiere für eine verhältnissmässig hohe Summe Geldes von den Jägern ab, um nur diese Art von Opfer dem „glücklichen Berge“ ihres Stammes bringen zu können. Knochen, Haare, Krallen oder Zähne dieser Tiere sind bei jedem Stamme stets vorrätig. Bei anhaltendem Regenwetter wird dann während der Sommerfahrt der Zigeuner jedesmal ein Teil von diesem Vorrat in den nächsten „glücklichen Berg“ eingegraben, „damit der Sonnenkönig wieder gut werde“ (thagar kamuno ishmet laces th'avla), d. h. damit wieder angenehmes, sonniges Wetter werde. Hat Jemand wider Erwarten Erfolg in einer Unternehmung, so sagt man: „Er hat in den glücklichen Berg viel Fleisch vergraben!“ (Andro baçtalo bar bute mash yov çunadyas.)

Der Name eines solches Berges wird oft verändert, d. h. es wird dem Berge ein anderer Name gegeben, wenn z. B. der Stamm in einem Jahre „viel Unglück“ (but bibaçt) hat. So wurde der Name des oben erwähnten „glücklichen Berges“ bei den Ortschaften Sárkány und Pérsan, der früher „Wolfsberg“ hiess, 1889 aufgegeben und ihm die Benennung „Bärenberg“ beigelegt, weil im erwähnten Jahre zwei Zigeuner aus dem Stamme Kukuya, der diesen Berg inne hat, von einem rasenden Wolfe gebissen wurden.

Diese „glücklichen Berge“ zu verunreinigen, sie kauend zu betreten oder es zu unterlassen bei ihrem Betreten auszuspeien, zieht unheilbare Krankheit nach sich. Sowohl die ansässigen, als auch die Wanderzigeuner Mitteleuropa's betreten kaum einen Wald oder Berg, ohne dass sie vorher ausspeien würden; eine Ceremonie, welche die südungarischen und siebenbürgischen Wanderzigeunerstämme auch beim Passieren von Brücken beobachten. Es heisst, sie würden dadurch die Geister des Waldes, beziehungsweise des Wassers um die Erlaubniss bitten, den Wald zu betreten oder über das Wasser hinwegzuschreiten (vgl. Andrian a. a. O. S. 149). Pflanzen, Steine oder sonst etwas von „glück-

lichen Bergen“ wegzunehmen, darf nur nach vorherigem dreimaligen Ausspeien geschehen. Berauscht betrat im Winter 1882 der Wanderzigeuner des Kukuya-Stammes, Danku Cirla, den oben erwähnten „Wolfsberg“ bei Sárkány und schlug daselbst sein Wasser ab. Die Folge davon war, dass er seit diesem Tage an der Strictur litt und alle Geheimmittel seiner Stammgenossen konnten das Uebel nicht heben; selbst Aerzte verschafften ihm blos Linderung, doch keine Heilung. Da träumte ihm einmal im Frühjahr 1883 — so erzählte er mir, dass der Sonnenkönig ihm erschienen sei und ihm gesagt habe, er solle sieben Maiskörner auf dem Berge anpflanzen und Sorge tragen, dass sieben Maisstauden gedeihen, dann solle er von diesen sieben Maisstauden je einen Maiskolben kochen und sieben Tage lang nur diese Früchte essen und das Wasser trinken, worin er die Maiskolben gekocht habe; dann würde er seines Uebels los werden. Er habe es getan und sei nun gesund geworden. Seine Stammgenossen sagten aus, dass er den ganzen Sommer nicht mit ihnen gewandert, sondern auf dem Berge geblieben sei und seine sieben Maisstauden gepflegt habe.

Wer an chronischem Kopfweh leidet, soll zur Mittagszeit auf einen „glücklichen Berg“ gehen, auf den Gipfel desselben sich niedersetzend, Stechapfelsamen hinter sich werfen, dann aber so viel Speisen zu sich nehmen, als er nur im Stande ist. Wer sehen will, wo und wie er sterben wird, der gehe in der Andreas- oder Johannisnacht auf den Gipfel eines solchen Berges, lege sich auf den Rücken nieder und blicke starr vor sich hin; dann erscheint ihm der Ort und die Umgebung, wo er dereinst sterben wird. Im nordungarischen Wanderzigeunerstamm der Reñate lebte vor drei Jahren eine alte Zigeunerin, namens Klara Lokarde, die sich vor Jahren mit ihrer Tochter entzweit hatte und sie nun so sehr hasste, dass sich die Stammgenossen vergeblich auf alle denkbare Weise abmühten, um eine Versöhnung zwischen Mutter und Tochter herbeizu-

führen. Da Klara im Stamme als „mächtige Zauberfrau“ einflussreiches Ansehen genoss, so musste der Wojwode ihre Tochter aus dem Stamme verbannen. Am Andreastage kehrte die Tochter heimlich zurück und bat ihre Stammgenossen, sie sollten die alte Zauberfrau überreden, dass sie in der kommenden Nacht auf den nächstgelegenen „glücklichen Berg“ gehe, um die Umstände ihres Todes daselbst zu sehen. Die Alte liess sich überreden und ging auf den Berg hinauf, wo sie sich auf den Rücken legte. Ihre Tochter schlich sich in der Absicht, eine Versöhnung herbeizuführen, den Berg hinauf und blieb vor ihrer starr daliegenden Mutter stehen. Da hörten die Stammgenossen, die aus Neugierde den beiden Weibern nachgeschlichen waren, einen Schrei und als sie herbei eilten, war Klara Lokarde todt. — Lázár Deresh, ein junger Zigeuner aus dem siebenbürgischen Stamme der Leïla, war bis zum Jahre 1889 ein unter den Zigeunern des ganzen Landes und selbst über die Grenzen hinaus als ein „schöner Mann“, aber auch als der grösste Trunkenbold bekannt. Tag und Nacht war er arg berauscht und seine Stammgenossen hatten ihre liebe Plage mit ihm. Da kurirte ihn der Wojvode des Stammes für immerwährende Zeiten auf folgende Weise: Er hiess den Deresh in halbberauschtem Zustande in der Johannisnacht auf einen „glücklichen Berg“ steigen, damit er den Ort und die Umstände seines Todes erfahre. Deresh ging auf den Berg, wohin ihm der Wojvode mit einem galgenähnlichen Gerüst, das er heimlich gezimmert hatte, nachschlich. Der verkleidete Wojvode stellte das Gerüst, an dem er auch noch eine Schlinge angebracht hatte, in einer gewissen Entfernung von Deresh auf. Als dieser das unheimliche Gestell mit der im Winde herumflatternden Schlinge erblickte, lief er zu seinen Stammgenossen zurück, und — von dem Augenblick an trinkt er keinen Tropfen geistigen Getränkes mehr; denn er ist fest überzeugt, dass der Sonnenkönig ihm den Galgen gezeigt habe, obwohl ihm die

Genossen unzähligemal den ganzen Vorfall aufgeklärt haben. —

Wer die Hexen der Umgebung kennen lernen will, der gehe in einer der genannten Nächte auf einen „glücklichen Berg“, lege im Kreise rings um sich herum mit Stechapfelsamen gefüllte Schalen von Eiern, welche eine schwarze Henne gelegt hat, und spreche dann: „O Herr der sieben grossen Berge, du kluger Suyolak, ich will dir gehören, wenn ich vorerst sehe, was deine Weiber machen!“ (Oh rayeya efta bare barengre, oh tu godsiavel Suyolakeya, me tute the avas, kana mayangle the dikhav, so tire romñiya keren.) Er darf dabei nicht aus dem Eierschalenkreise treten, sonst zerreissen ihn die Hexen, die in dieser Umgebung, in diesem Landstriche wohnen, und von denen er jede einzelne grade bei der Beschäftigung erblickt, die dieselbe in dem Augenblicke vornimmt. Vor Morgengrauen darf er sich vom Berge nicht entfernen und beim Herabsteigen darf er nicht hinter sich blicken, sonst zerreissen ihn die Hexen.

Selbst ansässige Zigeuner, aus deren Volksglauben die „glücklichen Berge“ mehr oder weniger bereits entschwunden sind, glauben, dass man auf diese Weise die Hexen sehen könne. Im Winter des Jahres 1887 behauptete in Mühlbach (Siebenbürgen) eine Zigeunerin, sie habe in der Andreasnacht von dem neben der Stadt gelegenen „Roten Berge“ die reiche rumänische Bäuerin Marie Opincar als Hexe gesehen, wie dieselbe mittelst eines Zaubergarns, das sie in den Stall des Nachbars warf, dessen Kühe melkte, während sie selbst in ihrem Bette lag. Sie stiftete durch ihre Aussage einen förmlichen Aufruhr unter der rumänischen Bevölkerung. Von einer sächsischen Bäuerin in Kelling behauptete diese Zigeunerin dasselbe.

Was den oben erwähnten Suyolak anbelangt, so ist dies ein riesiger Mensch, der am ganzen Körper dicht mit Haaren besetzt ist, die ihm die Hexen ablecken müssen und

die ihm dann stets von Neuem wachsen. Er kennt alle Heilmittel und Zauberkünste, und wurde einst (bei seinem ersten coitus) von den Teufeln überrascht, und da er geschwächt war, von ihnen überwältigt und an einen Felsen angeschmiedet, woran er bis heutigen Tag steht. Wenn er sich einmal loszureissen im Stande wäre, so würde er die ganze Welt vernichten. In der Pfingstnacht kommen die Hexen der ganzen Welt an dem Orte zusammen, wo der Suyolak an einen Felsen geschmiedet ist, und bringen ihm ihre jährlichen Festgaben dar. Bei dieser Gelegenheit sucht er sich, ergrimmt über den Anblick der vielen Hexen und Teufel, seiner Fesseln zu entledigen. Der Felsen beginnt zu wanken, die eisernen Fesseln lockern sich, aber dann erscheint eine grosse gelbe Schlange, die sich um den Leib des Suyolak windet, worauf sie nach einigen Minuten ins Innere des Felsens verschwindet. Nun kann sich der Suyolak wieder ein Jahr lang nicht rühren.

Schlangen, Kröten und Eidechsen auf „glücklichen Bergen“ zu fangen und sie dann zu Pulver gerieben auf Haustiere zu schütten, befördern deren Gedeihen. Tiere auf solchen Bergen weiden zu lassen, befördert deren Fruchtbarkeit. Aber wehe dem Menschenpaare, das auf solchen Bergen dem coitus fröhnt. Auf einem Feldwege von Csucsa nach Tóttelke (Siebenbürgen) liegen zwei mit einander verbundene Felsblöcke. Das Ganze hat die Form eines lateinischen H. Die Zigeuner erzählen sich nun, dass vor vielen Jahren dort ein „glücklicher Berg“ gestanden, der aber in den Erdboden gesunken sei, als eine verliebtes Pärchen dort unerlaubte Sachen getrieben habe. Mann und Weib liegen nun in diese Felsblöcke verwandelt, am einsamen Feldwege. Gut aber ist es, Erde von solchen Bergen ins Ehelager bisweilen zu streuen, besonders wenn man so glücklich ist, dieselbe von den sieben grössten, d. h. mächtigsten Bergen zu erlangen, deren auch in der oben erwähnten Formel beim Suyolak gedacht wird. Welche diese sieben Berge sind,

kann kein Mensch erfahren. Sie gehören zu den „glücklichen Bergen“ und werden deshalb die „mächtigen Berge“ genannt, weil es dem Himmel seit seiner letzten Trennung von seiner Gattin gestattet ist, nur an diesen Punkten der Erdoberfläche (das Gewand) seiner Frau zu küssen. „Das Blaue, was wir über uns sehen“, erklärte mir der alte Zigeuner Stephan Çulai, „das ist ein leerer Raum; darüber ist der alte Mann, der Himmel“. (Vuneto, so upro men amen dikhen, ada hin suse dis, upre la hin pçuro manush, o cero.) Das Himmelsgewölbe — ohne jede Beigabe von Phantasie — heisst einfach „ceroros“, aber „cero“ ist der personificirte Himmel, der Gemahl der Erde (pçuv). „Dis“, im gewöhnlichen Sprachgebrauch = Wohnung, Haus bedeutet hier den leeren Raum zwischen dem personificirten Himmel (cero) und seiner Gattin, der Erde (pçuv). Im „dis“ wohnen hier unten die Menschen, oben aber die Dämonen, die auf den höchsten Gebirgen, den äussersten Punkten des „dis“ ihre Burgen, Hütten usw. haben.

Alte Zigeuner einiger Stämme in Nordungarn sammeln sich in einem kleinen Säckchen Erde von allen den ihnen als „glückliche Berge“ bekannten Anhöhen, indem sie dabei hoffen, dass unter den vielen „glücklichen Bergen“ einer vielleicht doch auch „ein mächtiger“ ist. Diese Erde dem Todten ins Grab gelegt, erleichtert seine Reise in das sogenannte „Todtenreich“ (them mulengre), von dem wir weiter unten sprechen werden. Und manche Wanderzigeuner verschlingen in derselben Hoffnung wenigstens einmal im Leben von jedem ihnen bekannten „glücklichen Berge“ ein Bröckchen Erde. Wenn diese Erde zufälligerweise von einem der sieben „mächtigen Berge“ herrührt, so sieht derjenige, der sie verschlungen hat, alle verborgenen Schätze.

Nicht nur die sieben mächtigen Berge, sondern überhaupt alle „glücklichen Berge“ sind hohl, „gleichen einer umgestürzten Schüssel“. In ihrem Innern hausen in Schlangen oder Tauben verwandelte Menschen, die unermessliche Schätze

bewachen. Weil sie einmal in ihrem Leben die Heiligkeit (usipen = Reinheit) irgend eines „glücklichen Berges" verletzt haben, wurden sie vom Sonnenkönig in Schlangen verwandelt, wenn sie Männer waren; — sind sie aber Weiber gewesen, so wurde ihnen die Gestalt einer Taube verliehen. Sie können nur durch Jungfrauen, beziehungsweise durch Jünglinge erlöst werden, welche sie sich zu Ehegenossen erkiesen. Abwechselnd, bald in dem einen, bald in dem anderen „glücklichen Berge" haust auch die „vieräugige Hündin", deren Gebell man manchmal im Berge vernimmt. Ihr Lieblingsaufenthalt ist in Siebenbürgen der Berg zwischen Homorod und Almás, wo man gar oft ihr Bellen weithin hören kann. Diese vieräugige Hündin kann man bisweilen an Flüssen sehen, wo sie ihren Durst löscht. So oft sie trinkt, tritt anhaltendes Regenwetter ein. Vielleicht entspricht ihr die Hündin Sarama in der indischen Mythologie, die im 180. Hymnus des zehnten und auch im 62. des ersten Buches des Rigveda erwähnt wird. „Sofern nun diese Hündin, welche die Verstecke entdeckt, durch die Dunkelheit der Nacht (durch den Wald, Berg) bricht, scheint sie der Mond (?), sofern sie durch die Wolke (Fluss) bricht, scheint sie der Donnerkeil zu sein" [1]). Menschen, welche Lieblinge irgend einer Urme (Schicksalsfee) sind, lässt diese Hündin bisweilen ihren Kot vor dem Hause oder der Hütte zurück. Ihr Kot unterscheidet sich von dem eines gewöhnlichen Hundes durch nichts; deshalb soll man jeden in der Frühe beim ersten Ausgang vor dem Zelte oder der Hütte befindlichen Hundemist mit dem linken Fusse berühren. Rührt er von der vieräugigen Hündin her, so wird der „Fuss desjenigen, dem der Kot gilt, zu grossen Schätzen hingeleitet". Von einem Menschen, der in seinen Unternehmungen Glück

---

[1]) Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, S. 353. — Vgl. das 56. Märchen in meiner Sammlung: „Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner" (Wien, Graeser 1890), S. 327.

hat oder zu Reichtum gelangt, sagen selbst ansässige Zigeuner Ungarns: „Die Hündin hat ihm gesch . . . . .“ (Jiukli leske çindyas)[1]. Oft legt sie eines ihrer Jungen zwischen die einer gewöhnlichen Hündin. Die Hunde sind dann schneeweiss und haben schwarze Ringe um die Augen herum. So gefärbte Hunde sind bei den Zigeunern sehr geschätzt, denn es heisst: sie bringen ihrem Besitzer „viel Glück“. Mit solchen Hunden wird auch grosser Schwindel getrieben. Im Frühjahr dieses Jahres (1891) besuchte in Zombor (Südungarn) mich der südungarische Zeltzigeuner Milivoj Supančič und bettelte um eine Gabe. Er war wegen Gewalttätigkeiten aus seinem Stamme ausgestossen worden und musste nun so lange allein wandern, bis er so viel Geld sich erworben, das hinreichend war, um sich wieder in den Stamm einkaufen zu können. Er bat mich um eine „gute schwarze Farbe“. Ich gab ihm Tusche, worauf er einem jungen weissen Hunde mit der Tusche geschickt schwarze Augenringe malte. Nach einigen Tagen besuchte er mich wieder und erklärte, dass er nun heim (kere) zu seinem Stamme zurückkehre, denn er könne sich nun mit seinen Leuten versöhnen. Er habe von einem bosnischen Zigeuner vier Gulden für seinen „Glückshund“ bekommen. —

Nicht nur in Gebeten, die bei festlichen Gelegenheiten von den „Zauberfrauen“ und den Wojvoden oder Sippenältesten (saibidyo) gesprochen werden, geschieht der „sieben mächtigen Berge“ und der „glücklichen Berge“ Erwähnung, sondern auch in Zauber- und Besprechungsformeln, in Wünschen und Flüchen. Die meisten dieser Gebete zeigen eine sonderbare Verquickung mit christlichen Elementen, indem sie also beginnen: „Herr im Himmel, du lieber, süsser Gott im Himmel auf deinem goldenen Stuhle! Auf deinem goldenen Stuhle bei den sieben Bäumen des Himmels! Auf

[1] Vgl. dazu die ähnliche deutsche und auch im Ungarischen gebräuchliche Redensart in entgegengesetzter Bedeutung.

deinem goldenen Stuhle bei den sieben goldenen Bäumen auf den s i e b e n g o l d e n e n B e r g e n der Erde! Auf deinem goldenen Stuhle bei den sieben goldenen Bäumen auf den sieben goldenen Bergen sitzend, blicke auf uns Arme herab! Dein goldenes Auge blicke von den sieben glücklichen Bergen auf uns herab und beschütze uns Arme! usw."

Selbst ansässige Zigeuner Mitteleuropa's gebrauchen die Flüche, wie: „Du mögest nie einen glücklichen Berg sehen!" (Nikana tu the dikhes yek baçtale bar.) „Der Teufel möge mich auf dem glücklichen Berge schlagen!" (O beng the marel man upro baçtale bar.) „Die Hunde mögen dein Herz auf dem glücklichen Berge fressen!" (Jiukla the çan tire vodyi upro baçtale bar.) „Du mögest bald einen mächtigen Berg sehen und dann erblinden!" (The dikhes tu sik yek bare bar te akor tu the koraves.) „Die vieräugige Hündin soll dich in den glücklichen Berg treiben!" (Staryakengre jiukli tut andro baçtale bar the tradel.) —

Berge im Allgemeinen und insbesondere die „glücklichen Berge" sind Orte, wo man Wünsche ausspricht. Besonders bei den siebenbürgischen, rumänischen und bulgarisch-serbischen Wanderzigeunern herrscht dieser Glaube vor. Wegen kleinlichen Angelegenheiten soll man nicht auf einen „glücklichen Berg" steigen und seinen Wunsch aussprechen. Der Sonnenkönig könnte den Wünschenden in eine Schlange oder Taube verwandeln. Wer aber einen wichtigen und gebührenden Wunsch hat, der darf drei Tage lang nichts anderes essen oder trinken, ausser Pferdemilch; in diesen drei Tagen muss er sich auch jedes Umganges mit dem anderen Geschlechte enthalten. Nach diesen drei Tagen geht er dann vor Sonnenaufgang auf den „glücklichen Berg", wohin er ein Stück Fleisch, zwei Eier von einer weissen Henne, zwei Aepfel und in einem neuen Napfe etwas Tierblut mitnimmt (vgl. A n d r i a n a. a. O. S. 153). Bei aufgehender Sonne

verzehrt er diese Speisen, trinkt das Tierblut und spricht seinen Wunsch aus. Die Eierschalen und den neuen Napf gräbt er kurz vor seinem Herabsteigen vom Berge in die Erde ein, damit „die Hexen seinem Wunsche nicht schaden können“ (holyipa leskre mangipneske paguba na the keren).

Wenn irgend eine südungarische Wanderzigeunerfamilie oder einen ganzen Stamm grosses Unglück befällt, z. B. häufige Todesfälle, Kinderlosigkeit, ansteckende Krankheiten, Gefangennahme mehrerer Mitglieder usw., so geht die betreffende Sippe, beziehungsweise der Stamm [1]) auf den Gipfel eines glücklichen Berges und begiesst denselben mit Esels- und Schweinemilch, und gräbt in die Erde so viel Fleischstückchen ein, als von der Familie oder dem Stamm gegenwärtig Mitglieder sich auf dem „glücklichen Berge“ befinden. Dann wird ein kleines Feuer angemacht, in dessen Flammen jedes anwesende Mitglied dreimal hineinspeit. Von der übriggebliebenen Asche wird etwas mitgenommen und aufbewahrt. Es heisst: sie wehre den Blitz von Gebäuden, Zelten usw. ab.

Nicht nur in Unglück und Heimsuchung, aber auch bei unverhofft eintretendem Glück bringen die türkischen und serbischen Wanderzigeuner auf „glücklichen Bergen“ ein Opfer dar. In letzterem Falle gilt das Opfer dem Butyakengo (Schutzgeist, s. I. Abschnitt). Der Betreffende, dem unerwartet grosses Glück widerfahren ist, hängt ein Stückchen Fleisch an den Ast eines Baumes, der auf einem „glücklichen Berge“ steht. Befindet sich das Fleisch am nächsten Tage noch am Aste, so heisst es: die Gabe war zu gering! und der Betreffende muss noch ein Stückchen an den Ast binden, und dies täglich so lange wiederholen,

[1]) Ueber Stamm, Sippe, Familie usw. s. mein Werk: „Vom wandernden Zigeunervolk“ (Hamburg 1890, Verlagsanst.), S. 53—83.

bis endlich das Fleisch verschwunden ist.[1]) Von diesen Opfern heisst es, dass sich der Sonnenkönig freue, „wenn er den Butyakengo essen sehe“, und nur solchen Menschen zu Glück verhelfe, die auf ihren Butyakengo nie vergessen und ihm gut zu essen geben!“

Wenn bei Gelegenheit solcher Opfer einer der oben erwähnten „Blitzsteine“ gefunden wird, so gilt dieser für orakelspendend und erbt sich in der Familie als heilige Reliquie von Kind auf Kind fort. In zweifelhaften Angelegenheiten, wo es sich um das Tun oder Lassen einer Handlung handelt, ziehen die serbischen und bulgarischen Wanderzigeuner diesen Stein — bicibakro bar = Zungenstein genannt — zu Rate. Am Abend schmiert man ihn mit Tierfett ein, bedeckt ihn spannenhoch mit Gras und Erde und schlägt sein Wasser auf diesen „Hügel“ ab; am nächsten Tage gräbt man den „Zungenstein“ heraus und wenn er noch fett anzugreifen ist, so heisst es, dass man die betreffende Handlung vollziehen solle; ist er aber rauh und zeigt keine Spur mehr von Fett an sich, so soll man die geplante Tat nicht vollbringen. Zeigen sich rötliche Flecken auf dem Steine, so droht obendrein noch grosse Gefahr bei Vollführung der geplanten Tat; haftet aber viel Erde und Gras am Steine, so bedeutet dies bevorstehendes Glück, wenn man die Tat vollbringt oder nicht vollbringt, je nachdem der Stein noch Fettspuren zeigt oder nicht. Es herrscht dabei der Glauben, dass durch den Stein der Sonnenkönig, „der Alles auf der Welt sieht“, dem Fragenden seine Meinung kundgebe. —

Nur insoweit, als hier die Rede von der Sonne und vom Sonnenkönig war, kann — meiner Ansicht nach — von einem „Sonnencultus“ der Zigeuner gesprochen werden, den

[1]) Ausführlich darüber in meinem Werke: „Volksglauben und religiöser Brauch der Zigeuner“ (Münster i. W. 1891 Aschendorff) S. 43 ff.

Graf Rud. v. Wratislav-Mitrovic und J. A. Vaillant in ihren Werken erwähnen.[1] —

Wir kommen nun auf die Berge zweiter Ordnung, die sogenannten „Mondbergen“ (bar coneskro oder auch nur coneya genannt) zu sprechen. Dies sind Berge mittlerer Höhe, die den Uebergang zum Hochgebirge bilden und deshalb „Mondberge“ heissen, weil sie dem Volksglauben gemäss dadurch entstanden sind, dass der Mondkönig als Teile des Gewandes seiner Mutter, der Erde, sie bei seinem Abzug in die Höhe hob. Besondere Namen haben diese Mittelgebirge im zigeunerischen Volksglauben nicht; bei den türkischen Wanderzigeunern heissen sie — wie mir Dr. Svetosar Jakobčič mitteilte — auch „Berge der Bösen“, d. h. Berge der Dämonen (bara miseçengre), weil die Dämonen besonders auf diesen Bergen ihre Wohnsitze haben. Früher konnten die Dämonen ihre Sitze auch auf den „glücklichen Bergen“ aufschlagen, aber da ärgerte sich einmal die Mutter Erde über ihren Sohn, den Mondkönig, verbot ihn, sie am Tage zu sehen, und wies den Dämonen die „Mondberge“ zum Stammsitz an. Es heisst nämlich in einer Sage der siebenbürgischen Zigeuner[2]: „Vor vielen tausend Jahren heiratete der Sonnenkönig eine wunderchöne Maid, die goldene Haare hatte. Als sein Bruder, der Mondkönig davon Kunde erhielt, dachte er bei sich: Du wirst dir auch eine goldhaarige Maid zur Frau nehmen! — Er machte sich also auf den Weg und durchsuchte die ganze, grosse Welt, aber er fand eine goldhaarige Maid nicht. Da nahm er sich denn eine Maid, die silberne Haare hatte, zum Weibe. Beide Brüder hatten mit der Zeit unzählbar

[1] Wratislav-Mitrovic Rudolf Graf, Versuch einer Darstellung der Lebensweise, Herkunft und Sprache der Zigeuner im Allgemeinen und der in Oesterreich lebenden Zigeuner insbesondere. Prag, Mercy 1868. — Vaillant J. A., Grammaire dialogues et vocabulaire de la langue des Bohêmiens ou cigains. Paris, Maissonneuve 1868.

[2] Vgl. die Variante in meinen: „Volksdichtungen der siebenb. u. südung. Zigeuner“ (Wien 1890 Gräser) S. 180.

viele Kinder, so dass sie schon nicht mehr wussten, wo sie dieselben hinstellen sollten. Da sprach einmal der Sonnenkönig zu seinem Bruder: „Weisst du was! wir fressen unsere Kinder, die Sterne, auf und machen auf diese Weise Platz für die nachfolgenden!“ Der Mondkönig willigte ein. Als der Sonnenkönig seine Kinder aufgefressen hatte, starb aus Gram darüber sein Weib. Da dachte bei sich der Mondkönig: „Nein, du frisst deine Kinder nicht auf, sonst könnte auch deine Frau aus Gram sterben!“ Als der Sonnenkönig hörte, dass der Bruder seine Kinder, die Sterne, nicht auffressen wolle, da stürmte er voll Zorn hinter dem Mondkönig und dessen Kindern, den unzähligen Sternen her und sucht sie seit der Zeit bis auf den heutigen Tag noch immer zu fangen, damit er sie auffresse ... Er hatte alle seine Kinder aufgefressen bis auf die drei schönsten Töchter, die auch noch heute leben und die schönsten Weiber der Welt sind. Seine Kinder erscheinen auch als Sterne am Himmel, jetzt aber hat er nur die drei Töchter und die fliegen nur bisweilen am helllichten Tage hoch oben in der Luft herum und werfen schwarze, heisse Steine (Meteore) auf die Menschen herab. Die Mutter Erde ärgerte sich über die Feindschaft ihrer beiden Söhne, und verbot dem Mondkönig am Tage sie zu sehen. Deshalb blickt auch der Mond nur bisweilen am Tage auf seine Mutter verstohlen herab. Nachdem er aber fortwährend Kinder erzeugt und diese schon keinen Platz mehr haben in seiner Wohnung, so wirft er manchmal in seinem Aerger ein Kind, einen Stern auf die Erde herab (Sternschnuppen), die hier sogleich sterben und in kleine Muscheln (cereskeri, wohl aus cero = Himmel und ker = Haus gebildet) verwandelt werden. Damit er nicht so viele Kinder erzeuge, so hackt ihm jeden Monat der Vogel Carana (lies: Tscharana) vom Gesicht und Körper einen grossen Teil ab, der ihm aber immer wieder nachwächst ....“ [1]).

[1]) Vgl. hierzu den ungarischen Markaláb-Vogel, den slavischen varkoláb u. s. w. S. Ludwig Katona's treffliche Abhandlung darüber in

Der Tscharana-Vogel hat eine riesige Grösse, lebt 999 Jahre und muss jede Nacht an der Brust ein und desselben Weibes saugen, das stets so lange wie der Vogel lebt, — sonst muss er sterben [1]).

Weil der Mond als Kinderfreund dem zigeunerischen Volksglauben bekannt ist, so spielt er und die ihm gehörigen Berge eine grosse Rolle in all den Geheimmitteln und Zaubereien, welche sich auf die Fruchtbarkeit der Weiber beziehen. Auf seinen Bergen wächst auch eine in der Nacht weithin leuchtende Pflanze, von deren Geruch die Weiber ohne geschlechtlichen Umgang schwanger werden können. „Sie hat an der Blume des Mondes gerochen" (Yoy luludyi coneskro sungadyas), sagt man von Weibern, die unverheiratet schwanger werden. Weiber, die sich Kinder wünschen und bei denen schon alle Geheimmittel erfolglos blieben, bringen dem Monde ein Opfer dar, indem sie bei Vollmond die Genitalien zweier Vögel und zweier vierfüssiger Tiere männlichen und weiblichen Geschlechtes, auf einem Berg in die Erde graben und ihr Menstruationsblut auf den Ort fliessen lassen; oder sie kochen in Eselsmilch, Hirse, Kürbisskerne und Kohlenstaub von verbrannten Wachholderzweigen, gehen dann auf einen Berg und werfen den Napf samt dem Brei dem Vollmonde zu, indem sie dabei sagen: „Ich gebe dir zu essen; gieb du mir das, dem ich zu essen geben muss mein Blut!" (Me dav tute the çal; de tu mange adales, kaske me mushinav the del mire rat.) —

Auf diesen Bergen findet man bisweilen in mondheller Nacht einen glänzenden Stein (das sog. Katzensilber), dessen

---

der ungarischen Zeitschrift „Magyar Nyelvör" XIX. Bd. 1890. 5. Hft S. 193 ff., die wahrlich verdient in deutscher Uebersetzung dem Auslande zugänglich gemacht zu werden. Vgl. auch Krauss F. S., Volksglaube u. relig. Brauch der Südslaven (Münster 1890) S. 10.

[1]) Ausführlich darüber in meinem Werke: „Volksglauben u. relig. Brauch d. Zigeuner" (Münster 1891) S. 8 ff.

Besitz eine magische Anziehungskraft verleiht[1]). Nur Frauen dürfen ihn aufheben und bei sich tragen, und werden dann von einer Menge von Liebhabern bestürmt. Serbische Wanderzigeunermaide tragen solche durchlöcherte Steinchen in die Haare geflochten auf dem Kopfe. Bei venerischen Krankheiten stösst man diese Steinchen zu Pulver, das man in Brantwein gemischt trinkt. —

Die Hexen jeder Provinz halten ihren „Sonntag“ in der Freitagnacht auf einem „Mondberge“ ab; ebenso erneuern sie ihren Bund mit dem Teufel jedes siebente Jahr auf einem solchen Berge, indem sie sieben Jahre lang ihr Menstruationsblut sammeln und ihm auf einem solchen Berge zu trinken geben. Manchmal sieht man auch auf diesen Bergen Steine, die, wenn man sie mit Wasser begiesst, blutigrot werden; was daher kommt, dass der Teufel, während er dies Blut schlürfte, etwas davon auf den Stein vergoss. Männer, die einen Bund mit dem Teufel schliessen übergeben ihm ebenfalls jedes siebente Jahr auf solchen Bergen etwas Blut aus ihrem linken Arm und einige Tropfen ihres Sperma. In der Nacht von Freitag auf Samstag soll man solche Berge nicht betreten; muss man sie aber notgezwungen passieren, so blicke man nicht nach rückwärts, auch wenn man beim Namen gerufen wird, denn die Hexen speien dem Menschen dann ins Gesicht, in Folge dessen er sofort stirbt. Rukuy Loko, ein bekannter Saufbold des Kukuya-Stammes, ging im Herbst 1887 in dieser Nacht über einen Höhenzug des Hátszeger-Gebirges (Siebenbürgen) und wurde am nächsten Tage von uns todt auf dem Bergpfade angetroffen. Er starb plötzlich am Alkoholismus, seine Genossen aber meinten, indem sie auf die dunkelblauen Flecken auf seinem Gesichte hinwiesen, er sei von den Hexen angespien worden und wäre in Folge dessen so plötzlich mit Tod abgegangen.

---

[1]) Vgl. Andrian a. a. O. S. 153 betreffs einer Pflanze.

Ein Feuer auf diesen Bergen anzuzünden, ist auch nicht ratsam, denn die Dämonen (miseç) und Hexen (holyipi) sammeln die übrig gebliebenen Kohlen und die Asche, und wenn der Mensch schläft, bestreuen sie ihn damit, wodurch sein Körper von eiterigen Beulen bei den siebenbürgischen Zeltzigeunern „holyipakri maro“ = Hexenbrot genannt, bedeckt wird.

Einen merkwürdigen Brauch haben die türkischen, serbischen und südungarischen Wanderzigeuner, der uns auffallend an den „tulâpurusha“ der Inder erinnert. Tulâpurusha heisst eine Sitte der Inder, die darin besteht, „dass Standespersonen, zumal die Râdschâs, aber auch wohlhabende Leute weniger hohen Standes sowohl bei festlichen Anlässen, wie unter dem Druck irgend einer Nötigung, sich gegen ein Gewicht von reinem Golde oder anderen wertvollen Metallen, dann auch von Spezereien oder gegen Korn abwägen lassen, das dann zu Woltätigkeitszwecken verwendet wird.“ [1]) Bei den erwähnten Zigeunerstämmen nämlich ist es Brauch, dass ein Ehepaar, dessen Kinder bald nach der Geburt sterben, oder gar todt auf die Welt kommen, den Leichnam des todten Kindes gegen ein Gewicht von Hirse oder Kürbiskernen abwägen lassen und diese Menge der betreffenden Frucht auf einem Berge in die Erde vergraben. Diesen Ort besuchen die Gatten dann zeitweilig coitum faciendi causa. Dies gilt für ein Opfer weniger den Krankheitsdämonen, als dem Mondkönig selbst dargebracht, der nach zigeunerischem Volksglauben einen bedeutenden Einfluss auf den Ablauf der Schwangerschaft ausübt. Bei einigen ungarländischen Zigeunerstämmen wird todtgeborenen Kindern Erde von „Mondbergen“ in das Grab gelegt, damit die „nachfolgenden Geschwister sich nicht nach ihnen sehnen“, d. h. nicht auch todt auf die Welt kommen. —

[1]) S. Haberlandt M., Ueber tulâpurusha der Inder. (In der Festschrift zur Begrüssung der Teilnehmer am Anthropologen-Congress in Wien 1889.)

Die höchsten Gebirge gehören dem Windkönig. Ungefähr in der Mitte derselben befindet sich in jedem Lande das sogenannte „Gebirge der Katzen“ (bar mackengre). Dem Volksglauben der siebenbürgischen Zeltzigeuner gemäss, werden nämlich die Seelen Verstorbener, die im Leben viel gesündigt haben, oft in schwarze Katzen verwandelt und müssen als solche viele Jahre lang leben, ehe sie erlöst ins „Todtenreich“ (them mulengre) einkehren können. Oft leben solche Katzen auch in den Häusern der Menschen, woher sie oft nach Jahren verschwinden. Sie erscheinen im Hause, ohne dass man weiss, von wannen sie kommen. Zu Neulicht legen sie einen funkelnden Stein, der nur so lange auf der Erde bleibt, als man bis auf sieben zählen kann, dann verschwindet er in die Erde [1]). Diesen Stein kann man nur im Gebirge der Katzen finden, wohin nicht so leicht Jemand gelangen kann, denn ein Feuerwall umgibt dies Gebirge. Nur in der Johannisnacht kann man hingelangen; denn dann erlischt das Feuer auf einige Stunden. Für ein solches „Katzengebirge“ halten die siebenbürgischen Zeltzigeuner das Fogarascher Gebirge, wo manche von ihnen alljährlich diesen funkelnden Stein in der Johannisnacht suchen. Mit diesem Stein kann man jeden, noch so verschlossenen Raum öffnen, und alle Metalle durch blosse Berührung mit diesem Steine in Gold verwandeln. Serbische und bosnische Wanderzigeuner werfen, so oft sie einen Gebirgskamm passiren, der im Rufe steht, dass in seiner Nähe sich ein „Gebirge der Katzen“ befinde, einige Steinchen in einen Busch, indem sie dabei sagen: „Svate Iliye, trada miseçen te ana cones!“ (Heiliger Elias, vertreib' die Bösen d. h. die Krankheitsdämonen, und bring' den Mond.) Es heisst nämlich im Volksglauben dieser Zigeuner: Der „grosse Gott“ habe den hl. Elias zum Richter dieser verwunschenen

---

[1]) S. das 42. Märchen meiner Sammlung: „Volksdicht. d. siebenb. u. südungar. Zig.“ (Wien 1891) S. 280.

Katzen ernannt und ihm zugleich aufgetragen, die Dämonen von diesen Orten abzuwehren und vom Monde, sobald dieser anwächst, stets ein Stück zu essen.[1]) —

In die Gebirge des Windkönigs verlegt auch jeder Zigeunerstamm Mitteleuropas das „Todtenreich“ und zwar jeder Stamm in seine Provinz. Dort oben in den Gebirgen hausen die Verstorbenen, woher sie oft in die „glücklichen Täler“ herabsteigen, „um zu leben“, d. h. sich wie lebende Menschen zu unterhalten.[2])

Eine besondere Verquickung von Manencult mit dem Bergcult zeigt sich in dem Brauche der südungarischen und istrischen Zeltzigeuner, das jeder derselben nach dem Tode seiner Eltern sich zwei Berge seiner Provinz auswählt, und den einen „Vater,“ den anderen „Mutter“ nennt. Solche Berge erben sich in einer Familie oft seit Menschengedenken von Geschlecht zu Geschlecht fort; und spricht man im Stamme von diesem oder jenem Berge, so heisst es z. B. dort, wo der Vater des N. N. beginnt; dort, wo die Mutter des N. N. sich erhebt u. s. w. Auf seinem Vater- und Mutterberge muss jeder Zigeuner einmal im Jahre zu beliebiger Zeit Speisen und Getränke verzehren, und den Rest davon und ein Paar alte Schuhe dort zurücklassen. So oft er an diesen Bergen vorbeizieht, muss er seine Kopfbedeckung zum Grusse lüften und einigemal ausspeien, „damit ihn die Verstorbenen nicht so bald zu sich abholen.“ Erscheint ihm Vater oder Mutter gar zu oft im Traume, so muss er so bald wie nur möglich zum Berg des Vaters oder der Mutter gehen und den Verstorbenen ein Opfer (alamisha = Lehnwort aus dem Ungarischen: alamizsna = Almosen) darbringen, indem er auf dem be-

---

[1]) Vgl. Krauss F. S. a. a. O. S. 11.

[2]) S. ausführlich über das „Todtenreich“ meinen „Volksglauben und religiösen Brauch d. Zigeuner“ S. 96 ff. und mein Werk: „Vom wandernden Zigeunervolk“ S. 298 ff.

treffenden Berge Speiseüberreste vergräbt. Am Pfingsttag schneidet sich jedes Mitglied, dessen Vater und Mutter gestorben sind, zwei Kreuzchen aus Wachholderholz, verbrennt dieselben und streut die übriggebliebene Asche auf den nächstgelegenen Berg. Bei den siebenbürgischen Zeltzigeunerstämmen geht am Pfingstmorgen jeder für sich allein zu einem Baume oder Felsen, der auf einer Anhöhe sich befindet, und zerschellt an demselben so viele Eier, als er Hingeschiedene zählt, an deren Tod er sich noch selbst erinnern kann. —

So viel ist mir bezüglich des Höhencultus der Zigeuner bekannt. Was in diesem Volksglauben Ueberliefertes und Entlehntes ist, zu bestimmen, die verschiedenen Einzelbestandteile richtig herauszuschälen, wird die Aufgabe der vergleichenden Mythologie sein, die besonders zigeunerischem Volksglauben gegenüber — nachdem dies Volk auf seinen Wanderfahrten in fortwährender Berührung mit anderen Völkern war und es zum grössten Teil auch noch heutigen Tages ist, — W. Golther's Worten gemäss [1]) mit drei Hauptelementen zu rechnen hat: „mit der allgemein menschlichen Veranlagung und mit den aus psychologischer Tätigkeit unwillkürlich entstehenden Vorstellungen; mit einer früher bestehenden Mythologie, die das Ueberlieferte bereits im Keime in sich vereinigte, wie das entschieden bei der arischen Sprachgemeinschaft gegenüber der Ueberlieferung der einzelnen indogermanischen Völker der Fall ist. Mit wechselseitigen Entlehnungen späterer Zeiten, wie insbesondere z. B. bei den nordgermanischen Mythen. Im stetigen Lauf ununterbrochener Entwickelung zerfliessen die Grenzen dieser Kategorien oft gänzlich, dass es überaus schwierig ist, die verschiedenen Einzelbestandteile aus der Ueber-

---

[1]) S. seine Besprechung von Adrian's a. Werke im „Archiv für Anthropologie“ Ad. XX. S. 260.

lieferung, die ja meistens durchaus einheitlich, als etwas Ganzes erscheint, richtig herauszulösen, ihre Herkunft zu bestimmen und eben dadurch auch ihr Zusammenwachsen zu einer neuen Einheit, die uns vorliegt, befriedigend zu erklären."

IV.

Blutzauber.

Ausser den Zigeunern gibt es wohl kaum noch ein Volk, bei dem die Verwendung des Blutes, namentlich des menschlichen Blutes zu abergläubischen Zwecken in so voller Blüte stünde. Von der Wiege bis zum Grabe, in allen erdenklichen Lebenslagen greift der Zigeuner zum Blute, um damit Menschen und Dämonen zu bannen, sie günstig zu stimmen oder zu verscheuchen. Und trotzdem hat man zu keiner Zeit eine Blutbeschuldigung gegen die Zigeuner erhoben! Den ganzen Hexenunfug und dessen Verfolgung hat man auch aus dem einzigen Berauschmittel, das aus dem Stechapfel (datura stramonium) gebraut worden, herzuleiten versucht, welches durch die Zigeuner in Europa aus Indien eingeführt worden ist und „bei nächtlichen Schwelgermalen die Köpfe mit Traumbildern der verschiedensten Art und Teufeleien erfüllt habe“.[1]) Und trotzdem werden die Zigeuner nirgends als Anstifter von Hexenversammlungen erwähnt. Dies zeigt, wie geschickt die Zigeuner bis aut den heutigen Tag ihren Volksglauben und religiösen Brauch vor fremden Augen verbergen konnten. In einer Zeit, welche noch die Blutbeschuldigung gegen die Juden erhebt,

---

[1]) S. Waldbrühl W. v., Naturforschung und Hexenglaube (Hamburg 1876) S. 23.

darf also eine Zusammenstellung aller der Geheimmittel und Zaubereien der Zigeuner, bei denen Blut, namentlich Menschenblut in Verwendung kommt, sowie ich sie im Folgenden gebe, als Beitrag zu einer künftigen „Geschichte des Blutzaubers“ ihre Berechtigung haben.[1] —

Unfruchtbare Weiber der südungarischen und rumänischen Zigeuner ritzen die linke Hand ihres Gatten mit einem scharfen Messer und zwar an der Stelle zwischen dem Daumen und Zeigefinger (zigeunerisch bengeskrosen = Teufelssattel genannt). Der Mann tut dasselbe seiner Gattin. Das hervorquillende Blut wird in einem neuen Napfe aufgefangen und unter einen Baum vergraben. Nach neun Tagen scharrt man den Napf heraus, giesst Eselsmilch in denselben. Vor dem Schlafengehen trinken die Eheleute gemeinschaftlich den Inhalt des Napfes und sagen dann den Spruch her:

Detehara avena	In der Frühe werden kommen
Trin Urma;	Drei Urmen (Feen);
Yeka amare rat rodel,	Die eine unser Blut sucht,
Avri amare rat arakel,	Die andre unser Blut findet,
Trite leha caves kerel!	Die dritte ein Kind daraus macht!
Tute dav, so mange hin;	Ich gebe dir, was ich habe;
Mange das, so tute hin;	Du gibst mir, was du hast;
M'ro trupos the nacol,	Mein Leib nehme ab,
T'ro trupos the barvalyol,	Dein Leib nehme zu,
Sar cumut, kana nacol,	Wie der Mond, wenn er abnimmt,
Sar cumut, kana barvalyol!	Wie der Mond, wenn er zunimmt!

Die Frau ändert den Spruch insoweit ab, dass sie sagt: „Mein Leib nehme zu, dein Leib nehme ab, wie der Mond zunimmt, wie der Mond abnimmt!“ Siebenbürgische Zigeunerinnen machen einen Schnitt in den kleinen Finger ungetaufter Kinder und saugen das Blut daraus bei zunehmendem Monde, um ihre Conception zu befördern. Im

[1]) S. J. S. Krauss in seiner Zeitschrift „Am Urquell“ II. Bd. S. 183, wodurch auch dieser Aufsatz angeregt wurde.

siebenbürgischen Wanderzigeunerstamme Kukuya lebt die bejahrte Zigeunerin Lina Körös, die den Spottnamen: „Bolimakre buka“ = Taufbissen hat, weil sie unzähligen ungetauften Kindern aus dem linken kleinen Finger fruchtlos Blut gesogen hat, um Kinder zu gebären. Bei den nordungarischen Zigeunern werden die Genitalien kinderloser Eheleute mit einer Salbe ante coitum eingerieben, die aus dem Menstruationsblute einer Jungfrau, dem Blute einer Nachgeburt, dem Urin eines ungetauften Knäbleins und einiger Kürbiskerne bereitet wird; ein Mittel, das auch slovakische Bäuerinnen gar häufig anwenden. Membrum virile firmandi causa wird dasselbe vor dem Akt in Eselsmilch, der Menstruationsblut der Gattin beigemengt ist, gebadet. Euleneier in Fuchsblut und Hasenfett gebraten, sollen dieselbe Wirkung haben. Gepulverte Canthariden mit den gepulverten Wurzelknollen des Knabenkrautes (Orchis) und mit dem Blute eines Esels oder Fuchses vermengt, werden „kalten Weibern“ in die Speisen gemischt, um sie ad venerem zu stimuliren. Zu Pulver geriebene Fuchshoden mit ihrem Menstruationsblute vermischt, gibt die siebenbürgische Zeltzigeunerin dem Manne in Speisen gemengt ein, um seine Potenz zu steigern. Menstruationsblut auf ein Eselsfell gegossen, wird bei den südungarischen ansässigen Zigeunern ins Ehebett gelegt, um stimulirend zu wirken. Gepulverte Pastillen der Hanfblume mit Menstruationsblut vermischt, und in Speisen genossen, gilt bei den serbischen Zigeunern für ein kräftiges Aphrodisiacum, dessen übermässigem Genuss — laut Mitteilung des Herrn Dr. Svetozar Jakobcič — jährlich einige Zeltzigeuner der Balkanhalbinsel zum Opfer fallen. Stimulirend und die Conception befördernd gilt bei allen Zigeunerstämmen Mitteleuropas der Genuss gepulverten Fleisches und Blutes todtgeborener Zwillinge. Das Menstruationsblut und einige Haare vom membrum virili des Gatten giessen die siebenbürgischen ansässigen Zigeunerinnen bei Vollmond auf einen

Rosenstrauch oder in ein Baumloch und sagen, dabei den Mond anblickend, dreimal die Worte her: „Sar o cumut the barvalyol miro trupos!“ (Wie der Mond nehme zu mein Leib!) —

Während der Schwangerschaft tragen manche siebenbürgische Zeltzigeunerinnen ein Täfelchen aus einem Eselschulterknochen geschnitzt am Unterleib [1]). Dies Täfelchen wird jedesmal bei abnehmendem Mond mit einigen Tropfen Kinderblut bespritzt und ist mit einem Schnürchen aus Eselsschwanzhaaren an den Leib befestigt. Quittenstückchen, mit Blutstropfen eines kräftigen Mannes besprengt, essen die südungarischen schwangeren Zigeunerinnen bei abnehmendem Mond, um kräftige Kinder zur Welt zu bringen [2]). Quitten, in Ziegenmilch und Tierblut zu einem Brei gekocht, werden Wöchnerinnen, die einen „hängenden“, runzlichen Bauch bekommen, auf den Unterleib aufgelegt. Hat eine schwangere Zigeunerin Nasenbluten, so fängt sie das ihrer Nase entströmende Blut auf einen Tuchlappen auf und bindet denselben an ihren Unterleib, „um dem Kinde die Kraft nicht zu rauben“ (caveske sor na the corel). Bei schmerzhaften Kindesadern der Füsse wickeln diesen Lappen die serbischen und ungarischen Zigeunerinnen um die schmerzhafte Stelle. Gegen ödematose Anschwellung der Geburtsteile gebrauchen dieselben Zigeunerinnen Dunstbäder. Man nimmt ein Gefäss mit warmer Esels- oder Stutenmilch, der etwas menschliches Blut beigemengt ist, und setzt sich entkleidet darauf. Häufig Oel mit menschlichem Blut vermengt, zu trinken, gilt bei den rumänischen Zigeunerweibern für ein Mittel, die Geburt zu erleichtern. Bei schwerer Geburt wird der

---

[1]) S. L. Bourgeois, Hebammenbuch (Frankf. 1626) S. 55 bezüglich eines Täfelchens von Elfenbein.

[2]) S. Leonh. Fuchs, New Kreuterbuch (Basel 1543) Cap. 150 „So die schwangeren Weiber oft Quitten essen, sollen sie sinnreiche und geschickte Kinder gebären.“

südungarischen Zigeunerin Mund und Nase mit einem Lappen überbunden, auf dem sich einige Blutstropfen aus der linken Hand ihres Gatten befinden. Ein Dekoct von Wachholderbeeren, dem einige Blutstropfen des Gatten beigemengt sind, trinken bei schwerer Geburt die siebenbürgischen Zigeunerinnen; dieselben lassen sich auch bisweilen ein in das Blut des Gatten getauchtes Stück Knoblauch in den Mastdarm stecken, um die Geburt zu befördern, ein Mittel, das in England unter den Zigeunerinnen allgemein verbreitet ist. Frauen siebenbürgischer Zigeuner, die infolge einer schweren Geburt ein steifes Genick bekommen, nehmen drei Tropfen Blut vom linken Daumen eines Säuglings, mischen dazu Hasenfett und reiben sich bei abnehmendem Mond mit dieser Salbe den Nacken ein. Das Blut einer Fledermaus auf schwarze Hühnerfedern gegossen und damit der Nacken verbunden, soll von derselben Wirkung sein; ebenso ein Hasenfell mit Hühnerblut besprengt.

Will ein Säugling nicht gedeihen, so tröpfelt ihm die siebenbürgische Zigeunermutter einige Tropfen von ihrem Blute in den Mund, seinen Speichel aber schmiert sie dann in ein Baumloch und sagt dabei die Worte:

Tute rat dosta na diñom;	Dir Blut genug nicht habe ich gegeben (= im Mutterleibe);
Tute rat akana diñom.	Dir Blut jetzt ich habe gegeben;
Barvalyol tu sar ada rúk;	Wachse du wie dieser Baum;
Na hin tute miseçe duk!	Nicht sei dir böser Schmerz!

Ein anderes aber schwierigeres Mittel ist dies: es wird mit zwei grossen Keilen an einem stehenden Baum eine Spalte gemacht, die so gross ist, dass man das Kind, das nicht gedeihen will, durchziehen kann. Das Kind wird vorher mit dem Blute der Mutter besprengt, worauf diese mit dem durch die Spalte gezogenen Kind dreimal den Baum umkreist, und die Worte spricht:

Ruck hin cingerdyo,	Der Baum ist gespalten,
Nasvalyipen cingerdyo!	Krankheit (ist) gespalten!

Kana ruk barvalyol,	Wenn der Baum wächst,
Nasvalyipen the barvalyol!	Krankheit (auch) wachse!
Nasvalyipen prejia,	Krankheit gehe weg,
Kathe tu besha,	Hier du bleibe,
Odoy tut cuciden,	Wo man dich säugt,
Odoy tut ferinen,	Wo man dich beschützt,
Odoy tut may kamen!	Wo man dich sehr liebt!

Dies Verfahren ist in ähnlicher Form auch anderen Völkern bekannt und Grimm's Mythologie 3, 1118 gibt zahlreiche Belege hiefür aus alter und neuer Zeit [1]). Felix Dahn hat in der ersten Reihe seiner Bausteine S. 77 diesen Volksglauben also zu deuten versucht: „Wenn nach kymrischen wie nach semitischem, nach böhmischem wie nach altbairischem Aberglauben Kranke, insbesondere Hautkranke durch enge, kaum für den Menschenleib zu passirende Spalten und Löcher in Felsen, Höhlen und Bäume schlüpfen müssen oder gezogen werden, so soll die Krankheit an den schürfenden Kanten des Spaltes hängen bleiben, an sie hin abgestreift werden: man will den Göttern handgreiflich vormachen, was man von ihnen erwartet."

Ein solches Kind wird bei den Zigeunern auch in einem Bad aus Erbsenstroh und Heublumen gebadet, dem Menstruationsblut der Mutter beigemengt ist. Das Badewasser wird dann auf einen weissen Hund gegossen, wobei man spricht: „Was Gutes darin ist, komme zurück; was Schlechtes darin ist, gehe weg!" (So laco laho hin, the avrigal; so miseç laha hin, the prejial!)

Gegen Augenweh lassen nordungarische Zigeuner in ein Wasser, das aus Ackerfurchen geschöpft worden ist, einige Blutstropfen einer Jungfrau rinnen, legen etwas gestossenen Safran hinein und waschen sich mit diesem Wasser täglich mehreremal das kranke Auge. Rabenfett mit Safran

[1]) S. Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen (Wien 1885, Graeser) S. 264.

und Menschenblut gemischt, gilt bei ihnen für eine gar heilsame Salbe gegen Augenweh, die auch von den Slovaken Nordungarns gebraucht wird. In Jórész (bei Rosenau) lebte 1883—84 eine Zigeunerin Julis Gercse, die durch Fabrikation dieser „berühmten" Augensalbe ein hübsches Sümmchen Geldes alljährlich sich verdiente. Sie ging in den Sommermonaten von Dorf zu Dorf hausiren und musste gar oft aus ihrem Blute den Bauern die Salbe bereiten, weil der Glaube an die „grosse Kraft" des Blutes dieser Zigeunerin allgemein unter der slowakischen Landbevölkerung verbreitet war. In gleich hohem Rufe steht eine hässliche serbische Zigeunerin, Mara Gruič, deren Blut selbst Damen in Zombor, Baja, Neusatz teuer bezahlen, um einige Tropfen davon in ihre Schönheitsmittel und Gesichtstünchen zu giessen. Siebenbürgische Zeltzigeuner waschen sich kranke Augen mit Muttermilch, dem einige Tropfen vom Blute des betreffenden Weibes beigemengt sind.

Gegen Bauchweh reiben sich südungarische Zigeuner mit dem Blute der Nachgeburt den Unterleib ein. Solches Blut wird von alten Zigeunerinnen stets aufbewahrt. Beim Einreiben hat man die Worte zu sagen:

So laces tu anes,	Was gutes du bringst,
Kathe pro lime ac!	Hier auf der Welt bleibe!
So miseçes anes,	Was schlechtes du bringst,
Bengeske ac!	Dem Teufel gehöre!
Lacestar de tu mange	Vom Guten gib du mir
Andro nevo devleskro!	In Namen Gottes!

Die Nachgeburt selbst wird vergraben oder gar verbrannt, die daran haftenden Blutfaden geben aber die Zigeunerinnen recht gerne zu Heilmitteln her, indem sie glauben, die ihrem Kinde bevorstehenden Krankheiten dadurch schon in Vorhinein geschwächt zu haben. Wer vom Blute der Nachgeburt etwas verzehrt, soll gegen Kälte unempfindlich werden; daher sagen siebenbürgische Zigeuner einem, der sich über Kälte beklagt: „Ça puckolyi!" (Friss Nachgeburt!)

Hilft gegen Fieber keines der zahlreichen Mittel, über die man einen ganzen Band schreiben könnte, so geht der Kranke vor Sonnenaufgang an ein Bäumchen, ritzt sich den linken kleinen Finger und das Blut an das Bäumchen schmierend, spricht er:

Prejia shilalyi,	Geh' weg, Fieber,
Prejia miro duk;	Geh' weg, mein Schmerz;
Prejia andro ruk,	Geh' weg in den Baum,
Kathar tu avilyi,	Woher du gekommen bist,
Odoy ja shilalyi!	Dahin geh' du Fieber!

Gegen Gliederreissen und Rheumatismus schneidet sich der Leidende bei den südungarischen Zigeunern in den linken Arm und wird mit seinem Blute an den kranken Körperstellen gut eingerieben. Dann nimmt man Hagebuttenfrüchte, öffnet dieselben und reibt den leidenden Körperteil mit den Körnern, an denen kleine Härchen hängen, ein. Diese Härchen erzeugen bekanntermassen einen juckenden, brennenden Schmerz. Beim Einreiben sagt man: „Ça miseçeya, ça!“ (Friss, Böser [= Krankheitsdämon], friss!)

Hat ein siebenbürgischer Zeltzigeuner einen bösartigen Hautausschlag, so lässt er vor Sonnenaufgang einige Tropfen Blut aus seinem linken Goldfinger in ein fliessendes Wasser fallen; verschlingt dies Blut ein Nivashi (Wassergeist), so wird der Betreffende von seinem Uebel befreit. Bei syphilitischen Hautausschlägen muss der Kranke bis zur völligen Berauschung eine grosse Quantität Branntwein trinken, worauf er dann bei den serbischen Zigeunern mit Menschenblut (besonders Menstruationsblut) eingerieben und bis an den Hals in einen Düngerhaufen eingegraben wird, worin er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang verweilen muss.

Gegen wassersüchtig angeschwollene Füsse gebrauchen die serbischen Zigeuner Fussbäder, in die Birkenreiser, Hasenfelle und einige Tropfen Menschenblut gekocht

wurden. Nach dem Bade giesst der Kranke den ganzen Inhalt des Gefässes, in dem er seine Füsse gebadet, in ein fliessendes Wasser und spricht die Worte: „Wie der Baum, wachse meine Gesundheit; wie der Hase, eile davon meine Krankheit; neues Blut komme zu mir!“ (Sar o ruk, barvalyol miro sascipen; sar o shoshoy the prejial miro nasvalyipen; nevo rat the avel kiya man!) Hat Jemand bei den siebenbürgischen Zigeunern die Wassersucht (payeko nasvalo), so lässt er neun Tropfen vom Blute seines Zeigefingers bei abnehmendem Monde in ein fliessendes Wasser fallen, damit die Nivashi (Wassergeister) das Wasser aus seinem Körper „herausziehen“. Dasselbe wird auch von Personen getan, die einen Kropf haben, indem man glaubt, dass der Kropf eben mit Wasser gefüllt sei.

Blut von einem Todten und bisweilen auch den Schaum vom Munde desselben, mischen serbische und südungarische Zigeunerinnen in das Getränk ihrer Männer, die dem Suff ergeben sind, ein Mittel, das dem Betreffenden das Trinken gar oft für immer verleidet, indem er gleich dem zu Temering (Südungarn) 1888 verstorbenen Stefan Glogič, dem sein Weib ein solches Suffverleidungsmittel eingegeben hatte, unter den grässlichsten Qualen aus dem Leben scheidet. Mit Blut von einer todten Jungfrau wird bei einigen ungarischen Zeltzigeunerstämmen heimlich das membrum virile von der Gattin dem Manne eingeschmiert, „damit er kalt wie der Todte gegen die Weiber sei“, d. h. anderen Weibern nicht nachlaufe.

Wir gehen nun zu dem Liebeszauber über, bei dem das menschliche Blut auch mannigfache Anwendung findet.

Stirbt ein Weib, das bei den siebenbürgischen Wanderzigeunern im Rufe stand, eine sogenannte „Zauberfrau“ (covalyi) gewesen zu sein, so reiben die Maide das Brustbein (als Sitz des Lebens) der Verstorbenen heimlich mit einem Tuchlappen, tragen denselben neun Tage lang am

blossen Leibe, lassen dann einige Tropfen Blut aus ihrer linken Hand auf den Lappen rinnen und verbrennen denselben. Die übrig gebliebene Asche mischen sie in die Speisen und Getränke der betreffenden Personen, deren Liebe sie sich erzaubern wollen. Apfelkerne zu Staub verbrannt, und mit dem Menstruationsblut vermischt, einem Jüngling in die Speise gemengt, soll diesen zu „toller Liebe“ treiben. Serbische Zigeunermaide schneiden sich am Tage des heil. Basilius (30. Januar a. K.) mit einem Glasscherben in den linken Fuss und fangen das entströmende Blut zur Zeit des Kirchengeläutes in einem neuen Napfe auf. Dieser Napf wird dann verschlossen und samt seinem Inhalt in den Grabhügel eines Mannes mit den Worten eingegraben: „Alle Liebe, welche diesem Todten im Leben gewesen ist, komme in den N. N. Blut, lock' sie herbei, damit ich sie dem N. N. gebe. Liebt er mich dann nicht, so vertrockne sein Leben, so wie dies mein Blut vertrocknet!“ (Save kameben, ko ada mulaneske andro jipen has, ava andro N. N. Rat avritrada tu les, the me N. N. dav. Atunci me na kamav, kai yo the sutyarel, sar ada miro rat sutyarel!) Nach neun Tagen wird der Napf herausgegraben und in demselben für den Betreffenden Burschen eine beliebige Speise gekocht. Daher die Redensart auf einen Verliebten angewendet: „Rat çalyas“ (Er hat Blut gegessen). Gelingt es einer Maid von diesem ihrem linken Fusse entströmenden Blute, so lange dies noch warm ist, etwas in die Fussbekleidung des betreffenden Burschen unbemerkt zu tröpfeln, so lenkt er Tag und Nacht seine Schritte zu ihr hin. Daher heisst man zigeunerisch das, was wir „Fensterpromenade“ nennen: Ratvale punrensa the jial = auf blutigen Füssen gehen. Für unseren Ausdruck: „Er hat kein Sitzfleisch“, — sagt der südungarische Wanderzigeuner: Danderde leske = Man hat ihm gekaut! mit Bezug auf folgenden Liebeszauber: Die Maid stiehlt vom Haupte des betreffenden Burschen einige Haupthaare,

kocht sie mit Quittenkernen und einigen Tropfen ihres Blutes, das sie aus ihrem linken kleinen Finger gewinnt, zu einem Brei, den sie im Munde kaut und den Vollmond anblickend dreimal den Spruch hersagt:

Danderav tiro bal,	Ich kaue dein Haar,
Danderav miro rat,	Ich kaue mein Blut,
Andro bal te rat	Aus Haar und Blut,
Ac kamavipən,	Werde Liebe,
Ac nevo jipen	Werde neues Leben
Pro amen!	Für uns!

Dann schmiert sie mit diesem Brei ein Kleidungsstück ihres Geliebten ein, „damit er nirgends Ruhe finde — nur bei ihr“ (the ñikai paca the arakel — ca kiya la). — Menstruationsblut des eigenen Leibes in der Neujahrsnacht erlangt, ist für die siebenbürgische Zigeunermaid ein unfehlbares Mittel, um Liebe zu entfachen. Wessen Kleider sie damit besprengt, der kann von ihr gar schwer lassen. Im Jahre 1884 wurde von ihren Stammgenossinnen Joane Gindare, eine Zigeunermaid des Stammes Leïla, bei der Polizeibehörde zu Mühlbach (Siebenbürgen) angeklagt: sie habe mit ihrem Menstruationsblut, zu Neujahr erlangt, alle Männer des Stammes verrückt. Klägerinnen wurden mit ihrer Klage abgewiesen. Desgleichen wurde auch der siebenbürgische Zigeuner Toma Koru von der Behörde zu Torda abgewiesen, als er gegen seine Schwiegermutter die Klage einbrachte: sie habe ihm in eine Speise ihr Blut gekocht, damit er sie auch liebe.

So wie man durch Blutzauber Liebe erwecken kann, so gelingt es durch Anwendung von Blut auch Abneigung und Hass zu erwecken. Zu Pulver verbrannte Elsternfedern mit dem Urin des Mannes und dem Blute der Gattin vermengt und dem Manne in eine beliebige Speise gemischt, erzeugt bei ihm dem Volksglauben südungarischer Zigeuner gemäss Hass und Widerwillen gegen seine Gattin. Will

man die Gattin einem Ehemanne abwendig machen, so gibt man ihr bei den südungarischen Zeltzigeunern in der Andreasnacht gesammelte und zu Pulver geriebene Haselstrauchwurzeln mit dem Blute ihres Mannes vermengt in Speisen zu essen. Hat man diese Wurzeln grade zu der Zeit gesammelt, wo die Hexen hoch oben in der Luft über den Strauch gefahren sind, so ist dies Mittel von unfehlbarer Wirkung. Dies Mittel kennen auch die siebenbürgischen Zeltzigeuner. Ich selbst war Augenzeuge, als 1884 die Zeltzigeunerin Rosi Csürös von ihren Stammgenossen bei der Verfertigung dieses Mittels überrascht, von ihnen fürchterliche Schläge erhielt und dieserwegen vom Wojwoden aus dem Stamme verstossen wurde. Sie ward später in Hermannstadt die angetraute Gattin des Zigeunermusikanten Niku Lepedat und gilt bei der rumänischen Landbevölkerung für eine „gar kluge Frau“, die viele Heilmittel zu bereiten versteht. Im Juni 1887 besuchte ich sie in Hermannstadt und da erklärte sie mir ihre Ansicht über den Blutzauber wörtlich also: „Das Blut ist das Beste in unserem Körper. Wenn dein Blut kalt wird, dann stirbst du. Wenn du also von deinem Blute mir zu trinken gibst, so gibst du mir auch etwas von deinem Leben, von der Wärme deines Herzens. In der Wärme des Herzens sind aber alle Gedanken und Wünsche enthalten, von denen du mir auch etwas mit deinem Blute gibst. Liebst du mich, so gibst du mir auch etwas von deiner Liebe; und wenn du es gut gemacht hast (richtig angestellt hast), so muss ich dich auch lieben u. s. w.“ (Rat legfeder hin andro amaro trupos. Kana tiro rat shilales avla, atunci tu meres. Kana tu mange tiro rat das, akor tu das mange cigne andral tiro jipen, andral tatipen tire vodyakri. Andro tatipen vodyakri save gindipena te kivanatoya hin, te lendar das tu mange tire ratensa cigne tire kamabneskro; te kana tu ada laces kerdyal, me tut kamava . . .)

Blut des Gatten bei abnehmendem Mond mit Erde von

einem „Mondberge“ (s. Abschnitt III. S. 66) vermengt, der schwangeren Gattin eingegeben, bewirkt, dass dieselbe todte Kinder zur Welt bringt. Menstruationsblut mit solcher Erde vermengt und dem Gatten in die Speisen gemischt, bewirkt bei ihm Impotenz und Abneigung gegen die Gattin. Fuchsblut und Menstruationsblut zusammen in die Speisen gemischt, soll beim Gatten unwandelbare Treue hervorrufen. —

Hat eine Frau die menses, so soll sie weder Brot backen, noch Kraut einsäuern, noch spinnen oder buttern, denn all' diese Geschäfte misslingen ihr. Wollen die siebenbürgischen Kesselflicker-Zigeuner ihre Arbeiten rasch an den Mann bringen, so lassen sie ihre Weiber etwas Menstruationsblut in das Feuer werfen, bei welchem sie die Gegenstände schmieden. Unter der rumänischen Bevölkerung der siebenbürgischen Gebirge heisst es, dass die jüdischen Schankwirte dasselbe Mittel anwenden, um ihren Branntwein rasch loszuschlagen, indem sie das Menstruationsblut ihrer Jungfrauen-Töchter in das Schnapsfass werfen. Wer davon getrunken, der kann vom Trinken nimmer lassen und kehrt alltäglich in die Schenke des Juden ein. — Neue Zeltstangen werden von den siebenbürgischen Wanderzigeunern beim ersten Gebrauch mit Jungfrauen- oder Kinderblut besprengt, damit man im neuen Zelte „kein Unglück habe.“ —

Damit die Tiere, welche in den Besitz des Zigeuners gelangen, weder gestohlen, noch von Krankheit heimgesucht werden, wird jedes Tier vor das Feuer, welches vor dem Zelte des neuen Besitzers lodert, geführt und dabei verschiedene Besprechungen angewendet. Bei den nordungarischen und bei zwei siebenbürgischen Wanderzigeunerstämmen (Kukuya, Ashani) gräbt man in der Nähe des Feuers ein Loch in die Erde, in welches man neun Haselzweiglein und neun Haare vom Tiere, mit dem Blute des Besitzers angefeuchtet, legt. Dann führt man das Tier über das Loch dreimal hinweg, wobei man die Worte sagt:

„Haar und Blut vertreibe die Hexen und Diebe im Namen unseres grossen Gottes!“ (Bal te rat the tradel holyipa te cora andro nevo amare bare devleskero!) Dann wird eine Fussspur des Tieres aus der Erde herausgeschnitten, mit dem Blute des Besitzers besprengt, und in das Loch zu den Haaren und Haselzweiglein gelegt, worauf man das Loch mit Erde zudeckt. Serbische Zigeuner tröpfeln Blut aus der Hand ihres jüngsten Kindes auf eine halbverkohlte Rute und schlagen damit einigemal kreuzweise über den Rücken des Tieres, wobei sie den Spruch hersagen:

Marav holyipen,	Ich schlage die Hexen,
Marav coren,	Ich schlage die Diebe,
The tu ac kathe,	Damit du bleibest hier,
The tu hin mange!	Damit du seiest mein!
Rata dav tute,	Blut gebe ich dir,
Rona dav lenge!	Ruten gebe ich ihnen!
Tu ac sastes,	Du sei gesund,
Yon acen nasvales!	Sie seien krank!

Das kräftigste Mittel, um Tiere vor Dieben zu schützen, ist dem Volksglauben der siebenbürgischen Zeltzigeuner gemäss das folgende einfache Verfahren: Man lässt aus dem linken kleinen Finger eines kleinen Kindes drei Tropfen Blut auf ein Stückchen Brot fliessen, das man dem Tiere mit den Worten zu fressen gibt:

Dav tute trinen rata,	Ich gebe dir drei Blutstropfen,
Ternes te laces avna!	Jung (rein) und gut sie sein mögen!
Ko tut corel, adaleske	Wer dich stiehlt, dem
Hin rat te mas shutyardye!	Blut und Fleisch vertrockne!
Kana rata te rata	Wenn Blut und Blut
Pal tire per avna,	In deinem Bauch sein wird,
Yakh te yakh te bare yakh	Feuer und Feuer und grosses Feuer
Sakoves çal te çal,	Jeden verzehre und verzehre,
Ko kamel tut the çal!	Der dich verzehren will!

Bei den südungarischen Zigeunern schlägt der neue Besitzer sein Wasser in das erste Futter des Tieres ab,

während seine Frau oder seine nächste weibliche Verwandte einige Tropfen ihres Blutes auf dies Futter sprengt.

Will bei den siebenbürgischen Zigeunern Jemand erfahren, wo sich ein verlorner Gegenstand oder eine gesuchte Person befindet, so lässt er drei Tropfen Blut aus dem Mittelfinger seiner linken Hand auf den rechten fliessen, und ein erwachsenes Kind wird aus den Formen, welche das Blut auf dem Nagel des rechten Mittelfingers beschreibt, den gewünschten Aufschluss geben. Die serbischen Zigeuner stellen ein Gefäss an den Ort, wo der gestohlene Gegenstand zuletzt vorhanden war, füllen es mit Wasser aus vier verschiedenen Bächen und lassen dann vier Tropfen Blut aus dem linken kleinen Finger eines Mädchens in das wassergefüllte Gefäss rinnen. In welche Gegend hin die Blutstropfen strömen, in der Richtung befindet sich der gestohlene Gegenstand. Den Inhalt des Gefässes leert man an der Stelle auf die Erde aus, damit „der Dieb ertrinke und dann vertrockne!“ —

Um ihre Unternehmungen gegen Entdeckung zu sichern, wenden die Diebe folgende Mittel an, die mit dem Blutzauber zusammenhängen:

Wer Esswaaren stehlen will, der ritze sich auf den linken Handrücken ein Doppelkreuz und lecke das hervorquillende Blut auf. Dann wird ihm der Diebstahl gelingen und er wird die gestohlenen Esswaaren in Ruhe verzehren können. Wer einen nächtlichen Einbruch beabsichtigt, der reibe sich die Füsse bis zu den Knöcheln mit dem ersten Menstruationsblute einer Jungfrau ein; so lange das Blut an seinen Füssen haftet, bleibt er vor Entdeckung gesichert. Am 4. Dezember 1884 fingen die slowakischen Bauern der Ortschaft Nadabula (Nordungarn) einen Zigeuner ab, dessen Füsse mit Blut bedeckt waren. Zufälliger Weise hatten die Bauern dies entdeckt und konnten sich die Sache nicht erklären. Sie glaubten, der Zigeuner habe einen Mord begangen. Vor dem Dorfrichter sagte der Mann aus: er habe

Gliederreissen und reibe sich mit Blut die Füsse ein, um dies Uebel los zu werden. Er wurde auf meine Fürsprache frei gelassen und stahl die darauf folgende Nacht in der Nachbargemeinde Betler zwei abgeschlachtete Schweine.

Im Jahre 1883 hatten wir während meiner ersten Zigeunerfahrt anhaltendes Regenwetter und konnten drei Meilen weit von Homoród (Siebenbürgen) auf der überschwemmten Landstrasse unsere Reise nicht fortsetzen. Die Speisevorräte waren bereits aufgezehrt. Da sprach mein zigeunerischer Freund Stefan Danko aus dem Stamme der Kukuya: „Wart', ich will gleich Gänse holen!“ Er ging fort und brachte nach einigen Stunden vier getödtete Gänse. Dann zeigte er mir eine kleine hölzerne Büchse, in der sich zu Pulver getrocknetes Blut eines im Wochenbett gestorbenen Weibes befand. „Wer seine Finger mit diesem Blute einreibt“, sprach Stefan, „dem gelingt jeder Diebstahl!“ Derselbe teilte mir auch mit, dass wenn Diebe ein Licht, mit diesem Blutpulver bestreut, brennen, sie nicht ertappt werden. Mit diesem Blutpulver bestreuen die südungarischen Wanderzigeuner auch die Tor- oder Türschwelle desjenigen Hauses, aus dem sie etwas „ausführen“ wollen. In der Gaunersprache der Zigeuner heisst dies Pulver „Sprungpulver“ (hutyado praho), d. h. ein Pulver, das den Dieben beim Entspringen behilflich ist.

Ehe der Dieb in ein Gehöft einbricht, verrichte er vorerst in der Nähe desselben ein Bedürfniss. So lange der „Haufen“ warm ist, bleibt der Dieb vor jeder Störung gesichert. Verlässt er dann den Schauplatz seiner Tätigkeit, so streue er etwas von diesem „Sprungpulver“ auf den „Haufen“ — in der zigeunerischen Gaunersprache „Hirte“ (feris) genannt —, dann bleibt er im ungestörten Besitz des gestohlenen Gutes. Stiehlt er ein lebendiges Tier und glaubt, dass dasselbe besegnet sei und ihm der Genuss des Fleisches dieses Tieres übel bekommen könne, so streut er, bevor er es tödtet, etwas von diesem „Sprungpulver“ in das Trink-

wasser des Tieres. Serbische Wanderzigeuner schneiden gestohlenen Tieren, bevor sie dieselben zum Verzehren bereiten, ein Kreuz in das linke Bein (bei Vierfüsslern in das linke Vorderbein) und bewahren einige Tropfen des hervorquillenden Blutes in einer kleinen Holzbüchse zum „Nachzug" (palalpisdipen) d. h. damit das gestohlene Tier noch andere Tiere „nach sich ziehe," damit ihnen also das Stehlen solcher Tiere auch fernerhin gelinge. Diese also erlangten Tierblutstropfen trocknen mit der Zeit zu Pulver, das „Nachzugspulver" (palalpisdipnakro praho) genannt wird. Mit diesem Pulver das Futter solcher Tiere bestreut, welche man früher oder später zu stehlen beabsichtigt, ermöglicht das Stehlen derselben ohne Hindernisse. Bei den türkischen Wanderzigeunern ist es, wie mir Herr Dr. Svetozar Jakobčič, ein sehr gediegener serbischer Criminalist mitteilte, Brauch, von diesem „Nachzugspulver" etwas in die Fussbekleidung zu streuen, wenn man eben auf Diebstahl ausgeht. Es heisst, das gestohlene Tier würde dann dem Diebe willig folgen. Streut der des Diebstahls verdächtige Mensch etwas von diesem Pulver auf Gensdarmen, Gerichtsperson u. dgl., so lenkt er den Verdacht von sich ab. Fürchtet sich der Dieb, dass eine Person, der sein Diebstahl bekannt ist, ihn etwa verraten könne, so mischt er einige Tropfen seines eigenen Blutes mit etwas „Sprungpulver", das er dann in eine Speise der betreffenden Person mengt. Dadurch bewirkt er, dass die Person ihn nicht nur nicht verrät, sondern auch von nun an ihm gegenüber freundschaftliche Neigung hegen wird. Eigenes Blut mit etwas „Sprungpulver" vermischt und damit an die Stelle, woher man etwas gestohlen hat, ein Kreuz und darüber einen Punkt gemacht, soll nach zigeunerischem Diebsglauben den Verdacht vom Täter ablenken. Solches Zeichen fand man vorigen Sommer auch im siebenbürgischen Badeorte Jegenye noch ganz frisch und feucht an einen Pfosten gemalt, als wenige Stunden vorher ein Pferdegeschirr von diesem Pfosten

eben durch Wanderzigeuner entführt worden war. In Siebenbürgen ist dieser Diebsglauben unter allen Zigeunern verbreitet. Die serbischen und bosnischen Zigeuner setzen dieser Blutmischung auch noch etwas Fett von einem weissen Hunde oder einem Eichhörnchen bei, womit sie dann an den Ort des vollzogenen Diebstahls ein Doppelkreuz hinmalen.

Fett eines weissen Hundes, Blut von einem todtgeborenen Kind und das Herz einer schwarzen Henne werden zu einem Brei gekocht. Wer das geringste Geräusch selbst aus grosser Entfernung wahrnehmen will, der schmiert sich die Ohrmuscheln und das Genick mit dieser Salbe ein und spricht dabei die Formel, welche mir die berühmte Heilkünstlerin der slavonischen Zigeuner, Mara Drenovič in Budrovci mitgeteilt hat:

Save ashunav, the dikhav;	Alles (was) ich höre, soll ich sehen!
Save dikhav, th' ashunav!	Alles (was) ich sehe, soll ich hören!
Efta lancaha	Mit sieben Ketten
Bengestar pandla	Vom Teufel gebunden
Save th' avelas,	Alles sei,
Cin m'ro yak jial,	Bis wohin mein Auge geht (reicht),
Cin m'ro kan jial!	Bis wohin mein Ohr geht!

Wer dieser Salbe etwas Belladonna (nak bengeskro = Teufelsnase) beimengt und damit denjenigen, den er bestehlen will, unbemerkt beschmiert, bewirkt dadurch, dass der Betreffende in tiefen Schlaf fällt. Vor vier Jahren (1887) hatten in Monostorszeg (Südungarn) Wanderzigeuner nachts in einem Kramladen aufgeräumt, und wurden dabei festgenommen. Gensdarmen-Wachtmeister Csala fand bei ihnen diese Salbe und zwang sie, ihm dies Mittel zu erklären. Beim Verhör vor dem Bezirksgericht meinte einer der Einbrecher: die Salbe habe ihre Wirkung verloren, denn als sie dieselbe gekocht hätten, habe einer der Anwesenden geniesst. Diese Salbe nennen die südungarischen Zigeuner merikmako (aus meriben = Tod, und mako = Salbe; also „Todsalbe“).

Die nordungarischen Wanderzigeuner schmieren ihre Hände, bevor sie auf Diebstahl ausgehen, mit einer Salbe ein, die also bereitet wird. Blut von einem todtgeborenen Kind und das Blut, welches nach der verunglückten Geburt der Gebärerin entströmt, wird mit den männlichen und weiblichen Geschlechtsteilen zweier krepirter Hunde in der Johannis- oder Thomasnacht zu einem festen Brei gekocht. Geht man nun auf Diebstahl aus, so schmiert man seine Hände mit dieser Salbe ein und spricht dabei die Formel:

Caveskro te dayakri	Des Kindes und der Mutter
Mulana rata	Todtes Blut
Hin kathe pandla,	Ist hier gebunden;
Mulano jiukel	Todter Hund
Kiya jiukli	Zur Hündin
Kathe jov avel!	Hier er kommt!
Sar peda, sar rata	Wie die Tiere, wie das Blut
Kathe hin pandla,	Hier ist gebunden
Sar ada, so kamav	So das, was ich will (wünsche),
Ac mange akana!	Sei mir jetzt!
Sar ada, so kamav	So das, was ich will
Th' astaryol m're vastaha!	Kleben möge an meine Hände!

Bevor ein nordungarischer Zigeuner auf ein gestohlenes Pferd steigt, so schmiert er die innere Seite seiner nackten Beine mit dieser Salbe ein, ebenso die beiden Seiten des Pferdes, und indem er nun auf das Pferd steigt, spricht er oben mitgeteilten Spruch.

Wird der Dieb verfolgt und erreicht er ein Versteck, so schlägt er sein Wasser auf diese Salbe ab, im Glauben, dass er dadurch vor Entdeckung bewahrt bleibe. Wird ein ungarischer Zigeuner wegen Diebstahl verfolgt, so ritzt er sich im Laufen in die linke Hand und schmiert das entquillende Blut an einen beliebigen Gegenstand, indem er vorwärts eilend ruft: „Sprich für mich!“ (Pen pro man!) Samuel Deres aus dem Marmaroscher Wanderzigeunerstamme der Reňate hat zahlreiche Schnittnarben auf der linken Hand, alle von Wunden herrührend, die er sich des Dieb-

stahls wegen verfolgt gelegentlich beibrachte. Je mehr solcher Narben ein Zigeuner Ungarns aufweisen kann, desto mehr Achtung geniesst er bei seinen Stammgenossen wegen seiner „lieben Hand“ (kamilo vast), d. h. seiner Geschicklichkeit im Stehlen.

Ein Lappen, auf dem sich einige Tropfen vom Blute eines Erhängten befinden, bewahrt den Dieb — wenn auch die Blutstropfen schon längst vertrocknet sind — vor Entdeckung bei seinen Unternehmungen. Gliederteile und Fetzen von Kleidern eines Gehängten sind beim Diebstahl von derselben Wirkung. Wer vom Blute eines Erhängten trinkt, soll in der dunkelsten Nacht selbst den kleinsten Gegenstand grade so sehen können, wie am helllichten Tage. Als man im Jahre 1885 den Raubmörder Marlin in Hermannstadt aufhängte, eignete sich der bei der Execution hantirende Zigeuner Roska Lajos auf unbekannte Weise etwas Blut von der Leiche des Gehängten an. Er trank dasselbe, nachdem er es vorher mit einem starken Dekoct von Hanfsamenblumen gemischt. Nach einigen Stunden wurde er todkrank und gestand dem Arzte seine Tat. Er starb nach zwei Tagen. Siebenbürgische Wanderzigeuner glauben, dass man alle Hexen der Umgegend sehen könne, wenn man um Mitternacht auf einem Kreuzweg ein Feuer mit Hanfstauden unterhält. Wer den kleinen Finger der linken Hand eines todtgeborenen Kindes verzehrt und zwar zur mitternächtlichen Stunde auf einem Kreuzwege gegen Norden zugekehrt sitzend, der bewirkt durch seinen Hauch, dass bereits schlafende Menschen in so tiefen Schlaf verfallen, dass sie selbst das grösste Geräusch nicht aufwecken kann. Serbische und türkische Wanderzigeuner stechen durch den kleinen Finger der linken Hand todtgeborener Kinder eine neue Nadel, damit Niemand die Leiche ausscharrend diesen Finger verzehre. Wer ihn dennoch isst, verfällt in Wahnsinn. Diebe, welche eine Kerze anbrennen, die aus dem Fett eines weissen Hundes und dem Blute todt-

geborener Zwillinge gemacht worden ist, können getrost ihr Unternehmen vollziehen, denn sie werden von Niemandem gesehen werden, so lange sie diese brennende Kerze in der linken Hand halten. In Vörösmart (Südungarn) zahlte voriges Jahr (November 1890) ein Wanderzigeuner der Bäuerin Lina Varga, die Zwillinge todt auf die Welt brachte, für jeden Blutstropfen, den er dem Cadaver auspresste, vier Kreuzer. Vor den Gensdarmen leugneten beide Parteien die Tat. Wer zu g e e i g n e t e r Z e i t von einer Salbe, die aus den angeführten Bestandteilen zusammengesetzt ist, — in der zigeunerischen Gaunersprache duyduyenga mosura (Doppeltes Gesicht) genannt, — etwas verzehrt, der sieht in der Johannis- und Neujahrsnacht die verborgenen Schätze. Er muss diese Salbe aber an dem Tage verzehren, an welchem die Conception der Zwillinge geschah. Mit dieser Salbe reiben sich die südungarischen Zigeuner die Fusssohlen ein, um ihren Tritt bei diebischen Anschlägen unhörbar zu machen. Der Körper, mit dieser Salbe eingerieben, soll gegen Schläge gefeit sein. —

Auch bei Geburt und Hochzeit kommt der Blutzauber in Anwendung. Bei einigen nordungarischen Wanderzigeunerstämmen (Reñate, Bikalde, Poloda, Sviringre, Ushcidale) wird das Kind gleich nach der Geburt in einen Lappen gehüllt, auf dem sich einige Blutstropfen von seinem Vater befinden. Man glaubt dadurch das Kind bis zur Taufe vor den Nachstellungen der Hexen (holyipi) und Krankheitsdämonen (miseçe) zu wahren. Aus demselben Grunde lässt der Vater des neugeborenen Kindes bei einem siebenbürgischen Stamme, dem der Cale, einige Tropfen seines Blutes in das vor dem Zelte lodernde Feuer rinnen, indem er dabei sagt: „Wollt ihr Blut, so gebe ich euch hier Blut; das Blut meines Kindes gehört aber dem grossen Herrn im Himmel, dem Christus, der euch mit j ü d i s c h e n Ketten fesseln wird, so wie ihn einmal die Juden gefesselt haben!“ (Tumen kamen rat, the me tumenge kathe me dav rat; uva

rat m're caveskro hin bare rayeske andro ceros, Kristeske, ko tumen biboldune lancensa pandela, sar les yekvar bibolda pandle.)

Bei den südungarischen Zeltzigeunern wird der Tag, an welchem dem Kinde zum ersten Male die Haare geschoren werden, festlich begangen. Bei dieser Gelegenheit lassen die Paten (koma) je einen Tropfen ihres Blutes in ein Gläschen Branntwein und je einen Tropfen auf ein Stückchen Brot rinnen. Dann giesst der Vater den Branntwein auf das geschorene Haupt des Kindes, und bröselt das Brotstückchen eben dahin, damit „das Kind wachse und gedeihe“ (cavo the soralyal te barvalyol). Ansässige Zigeuner giessen einen Teil dieses Branntweins in den Backofen, wohin sie auch ein Teilchen von diesem Brotbissen werfen, damit auch „für das Kind stets Speise vorhanden sein möge“ (caveske taisa çaben th' avelas).

Bei den serbischen und südungarischen Zigeunern sucht die junge Frau in der Brautnacht unbemerkt einen Blutstropfen aus ihrer linken Hand auf das Haupthaar ihres Gatten zu schmieren, damit er ihr stets treu bleibe (lake caces yov th' avelas). Bei den erwähnten nordungarischen Zigeunerstämmen schmieren sich Braut und Bräutigam vor dem Gang zur Trauung gegenseitig die linke Fusssohle mit ihrem Blute ein. —

Der Glaube, dass die Juden das Blut christlicher Jungfrauen zu rituellen Zwecken verwenden, ist auch unter den Zigeunern Ungarns und Siebenbürgens verbreitet. Es heisst, die Juden raubten jedes Jahr im Herbste eine christliche Jungfrau, welche sie mit ihren Gebetriemen (Tefilim) erdrosseln und ihr dann das Blut abzapfen würden, mit dem sie bei der Taufe die Genitalien ihrer Kinder einschmieren, damit sich ihr Stamm vermehre. Mit Menschenblut — glauben die südungarischen Zigeuner — schmieren sich Juden und griechisch-orientalische Pfarrer die Bärte ein, um dieselben „lang und dicht zu machen“. Die Juden, heisst

es in Südungarn im Volksglauben der Zigeuner, verstehen aus dem Blute christlicher Jungfrauen auch ein Pulver zu bereiten, das sie oft in christliche Häuser streuen und dadurch Feuersbrunst erzeugen. Dasselbe glauben auch die nordungarischen Zigeuner, und setzen noch hinzu, dass kein Jude die in manchen Gegenden üblichen Haarflechten über den Ohren, die sogenannten „Peies", tragen dürfe, bevor er nicht mit dem erwähnten Blutpulver ein christliches Haus in Brand gesteckt habe.

Im Jahre 1887 klagte mir die siebenbürgische Zeltzigeunerin Aniko Dekani, aus dem Stamme der Cale (Tschale), dass sie schon fünf Kinder todt auf die Welt gebracht habe; gewiss hätten ihr einmal heimlich die Juden Christenblut mit Geheimmitteln vermischt eingegeben, damit sie keine lebendigen Kinder zur Welt bringe. Dies Zaubermittel würden die Juden christlichen Weibern eingeben, damit die Christen sich nicht vermehren sollten; die Juden aber würden desshalb so viel Kinder haben, weil jährlich einmal (wahrscheinlich am Jomkipur) jedes jüdische Ehepaar — der Mann eine Henne, das Weib einen Hahn abschlachten würde, die Cadaver dann vertauschen und, mit Christenblut besprengt, das der jüdische Pfarrer in der Kirche gesegnet habe, verzehren würden. Ein Glaube, der sich in ganz Siebenbürgen und Rumänien unter den Zigeunern verbreitet hat. Rumänische Zigeunermusikanten glauben, dass wenn sie mit einem Stückchen solcher Hühner ihren Fiedelbogen einschmieren, sie durch ihr Spiel viel Geld erwerben. Auch heisst es bei denselben Zigeunern, dass die Juden Fett von diesen also präparirten Hühnern für das ganze Jahr sich aufbewahren und damit jeden Freitag Abend die Taschen einreiben würden, um die Christen betrügen zu können. Wer von den Zigeunern bei einem Juden als Handlanger oder Feldarbeiter beschäftigt ist, der steckt in seine Taschen einige Stechapfelsamen, die er mit Weihwasser besprengt hat. Stechapfelsamen ist ein Zauberbannungsmittel aller

Zigeuner. Voriges Jahr (1890) diente im Wildbade Jegenye (Siebenbürgen) bei einer jüdischen Familie ein recht intelligenter Zigeuner als Kutscher, der heimlich auch solche Stechapfelsamenkörner bei sich führte. Der Nabelschnur christlicher Kinder stellen die Juden ebenfalls nach. Sie mischen heimlich ein Teilchen davon gepulvert, mit ihrem eigenen Blute vermengt, und vom Rabbiner geweiht, in die Speisen christlicher Eheleute, um dadurch Zwist und Unfrieden zwischen den Gatten zu stiften und die Ehe zu trennen. Ein Lied der südungarischen Zigeuner lautet:

Devla baçt del romñake,
Cingardel yoy jivese!
Te baçt hin biboldenge, —
Keldeke na the kerde;
Amen taisa rusharde!

Meine Frau Gott segnen mag,
Zankt und geifert Tag für Tag!
Für die Juden grosses Glück, —
Machen uns kein Nabelstück;
Zanken uns ja Tag für Tag!

Hexen verfertigen sich aus vielen Nabelschnüren ein langes Rohr, das sie wie ein Garnknäul zusammenwickeln und dann aus weiter Ferne auf schlafende Menschen werfen, denen sie durch dies Rohr vom Blute saugen. Bei allen Zigeunern Mitteleuropa's herrscht dieser Glaube an blutsaugende Hexen.



Zigeunermädchen. Nach dem Gemälde von E. von Blaas.
(Verlag der Photographischen Union in München.)

V.

Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache.

Nachdem in den seltensten Fällen die Mitglieder ein und desselben zigeunerischen Stammes alle beisammen bleiben können während der Zeit ihrer sommerlichen Wanderfahrt, sondern in einzelne Familiensippen (g a k k i y a) getrennt unter der Führung eines Sippenvorstandes (g a k k o) ihre Wandergebiete durchziehen, so ist es beinahe selbstverständlich, dass die Wanderzigeuner sich gewisser geheimer Zeichen bedienen, die sie an den Wegen, welche sie zurücklegen, aufstecken, um ihre nachfolgenden Stammesgenossen von diesem oder jenem Vorfall, Ereigniss oder von irgend einer Absicht, irgend einem Plane benachrichtigen, verständigen zu können. Diese Wanderzeichen mögen aus alter Zeit herstammen, als die Zigeuner noch ein ganzes, zusammenhängendes Volk bildeten, wenigstens mögen sie aus der Zeit noch herrühren, wo die Zigeuner Mitteleuropa noch nicht überschwemmt hatten und noch jenseits der Donau herumschweiften. Dafür spricht schon der Umstand, dass fast alle Wanderzigeunerstämme Europa's mit wenigen Abweichungen dieselben Wanderzeichen gebrauchen. Wenigstens gilt dies für die Zeltzigeuner Ungarns, Polens, Serbiens, der Türkei, Rumäniens, Siebenbürgens, die alle auf ihren Wanderfahrten für einzelne bestimmte Nachrichten dieselben Zeichen gebrauchen. Damit eben keine Verwirrung stattfinden kann, wenn zufälligerweise Mitglieder verschiedener Stämme ein und dasselbe Gebiet durchwandern, so

hat jeder Stamm noch besondere Abzeichen, die von seinen Mitgliedern den betreffenden Wanderzeichen beigefügt werden, damit die Vorüberziehenden jedesmal wissen sollen, ob diese Zeichen ihnen oder Mitgliedern eines anderen Stammes gelten. Ausser diesen Stammeszeichen hat noch jedes hervorragende Mitglied ein besonderes Zeichen, das in dem Falle dem Wanderzeichen beigefügt wird, wenn der Betreffende allein wandert, wenn er z. B. als Kundschafter der Sippe vorausgeschickt worden ist. Der Vorstand jeder Sippe und der Wojvode jedes Stammes haben obendrein noch ihre besonderen Zeichen.

Das allereinfachste Wanderzeichen besteht demgemäss: 1. aus dem Wanderzeichen selbst, 2. aus dem Stammesabzeichen, 3. aus dem Abzeichen des Sippenvorstandes, eventuell des Wojvoden, und in besonderen Fällen 4. aus dem Abzeichen des eventuell allein irgend wohin vorausentsendeten Mitgliedes. Diese einzelnen Zeichen bilden zusammen das Wanderzeichen, dessen jedem einzelnen Bestandteile noch 5. ein besonderes Zeitrechnungszeichen, Kalenderzeichen beigefügt ist, um die Zeit anzugeben, wann das Wanderzeichen aufgesteckt worden ist. Ich nenne diese Zeichen blos aus dem Grunde „Wanderzeichen“, weil dieselben von den Zigeunern eben nur in den milderen Jahreszeiten, während ihren Wanderfahrten in Anwendung kommen. Im Winter, wo gewöhnlich der ganze Stamm sich vereinigt oder auf einem enger begrenzten Terrain in den „Winterquartieren“, die gewöhnlich Erdhöhlen sind, sich befindet, — werden diese Zeichen höchst selten gebraucht. Die Zigeuner Ungarns, Siebenbürgens und Rumäniens nennen diese Wanderzeichen: sikayimako, die serbischen und türkischen Zigeuner heissen sie: çilderpen = Erwartung, die deutschen dagegen: sikerpaskero = Zeichen.

Solche Wanderzeichen, wenn sie auch von Mitgliedern eines fremden und öfter befeindeten Stammes herrühren, darf kein Zigeuner zerstören. Sie sind durch den Volks-

glauben geheiligt, denn wer solche Zeichen zerstört, den trifft all' das Unglück, welches denjenigen bestimmt war, denen das Zeichen galt. Nur diejenigen dürfen die betreffenden Wanderzeichen zerstören, denen sie eben gelten. Wer aus Uebermut sie vernichtet, wird — wenn sein Vergehen bekannt wird, — für „beschimpft“ (melales) erklärt und aus dem Stamme ausgestossen. Wird er nach getaner Busse und nach Zahlung einer zigeunerischen Vermögensverhältnissen angemessenen, bedeutenden Geldsumme in den Stamm wieder aufgenommen, so verliert er doch für immer sein eigenes Abzeichen, sobald er ein solches besitzt; — eine Strafe, die unter die moralisch empfindlichsten gehört, welche einen Wanderzigeuner treffen kann. Ein eigenes, vom Wojvoden verliehenes Abzeichen zu besitzen, ist vielleicht der höchste Wunsch jedes Zigeuners. Es schmeichelt eben seiner Eitelkeit, zum Chor der Auserwählten zu gehören. Merkwürdig, diese Abzeichen entsprechen ihrer Natur nach im Zigeunerischen Staatswesen — si licet verbum — unseren Orden und anderweitigen Auszeichnungen, wenn sie auch mit einem recht praktischen Zweck verbunden sind. Nur der Wojvode des Stammes kann solche Abzeichen verleihen. In öffentlicher Sitzung, die gewöhnlich nur zur Winterszeit abgehalten wird, wo eben alle Mitglieder des Stammes beisammen sind oder sich wenigstens nahe zu einander befinden, — erklärt der Wojvode: dieser oder jener habe seiner Familie oder Sippe, oder diesem und jenem Stammesmitgliede, somit auch dem ganzen Stamme, diesen oder jenen wichtigen Dienst erwiesen, wodurch er (der Wojvode) sich bemüssigt fühle, ihm ein besonderes Abzeichen zu verleihen. Der Wojvode erklärt nun die Form des verliehenen Abzeichens, worauf eine allgemeine Zecherei auf Kosten des Ausgezeichneten folgt. Sobald der Wojvode bei einem seiner noch nicht „beabzeichneten“ Untergebenen eine bedeutendere Geldsumme spürt, die eben für eine etwas anhaltende, allgemeine Zecherei genügt, so verleiht er dem oder der Be-

treffenden — nolens volens — ein „Abzeichen". — „Früher war es anders," meinte ein serbischer Wanderzigeuner, namens Milivoj Ranyicič, „da hatten nur wenige besondere Abzeichen; denn der Wojvode durfte nur auf Verlangen des ganzen Stammes einem seiner Zigeuner ein solches Abzeichen verleihen. Heutzutage tut er es nach eigenem Willen und gibt wem immer Abzeichen ohne den Stamm zu fragen. Wir haben jetzt so viele Leute im Stamme, die Abzeichen besitzen, dass wir uns bald einen Pfarrer halten müssen, der uns alle diese Abzeichen aufschreibt, damit wir nicht vergessen, wer dieses Abzeichen hat und wer jenes!" —

Bezüglich der unerlaubten Zerstörung der Wanderzeichen, erzählte mir Herr Franz Suluk, damals Fleischer in Bezdán (Südungarn) folgenden Fall: Zur Zeit des russisch-türkischen Krieges kamen Wanderzigeuner aus Serbien und Bosnien schaarenweise über die Donau nach Südungarn. Kein Tag verging einige Wochen lang, wo nicht 20—30 Zigeuner, die sich von da nach Slavonien zu verstreuten, erschienen. Die Gensdarmen hatten vollauf zu tun; später aber waren sie willkommen, denn sie liessen durch ihre Einkäufe ziemlich viel Geld in Bezdán. Da traf es sich einmal, dass zwei Sippen verschiedener Stämme sich in dieser Ortschaft antrafen. Es kam zu einem mörderischen Gemetzel. Ein Teil wurde arretirt, ein Teil aber entkam. Die Verhafteten gaben an, dass ihre Gegner die Wanderzeichen vernichtet oder verstellt hätten, um sie auf unrichtige Fährte zu führen. —

Die von den Wojvoden den Sippenvorständen und einzelnen Stammesmitgliedern verliehenen Abzeichen bestehen: aus einer gewissen Anzahl von Längs- oder Quer- oder Kreuzschnitten in Holz; einer gewissen Anzahl von Pferdehaaren, Schweinsborsten, Bohnen, Kürbisskernen, Stechapfelsamen, Strohhalmen; einer gewissen Anzahl von Rissen in Tuch- oder Leinwandlappen; ferner in besonderer Art zu-

gespitzten, abgeschälten, oder aufgeschlitzten und gespaltenen oder geflochtenen Ruten und Hölzern; in mit Kohle angebrachten Zeichen und Figuren.

Die Wojvoden wählen sich gewöhnlich Farben zu ihrem Abzeichen, während das des ganzen Stammes gewöhnlich aus der Lage und Structur, überhaupt des ganzen Wanderzeichens erkenntlich wird.

An jedem Kreuzwege, jedem einzeln stehenden Baume oder Strauche, an allen bedeutendern Brücken und Hohlwegen, ebenso an den Lagerstätten wird von den Wanderzigeunern ein Wanderzeichen zurückgelassen. Gewöhnlich wird ein Zweiglein mit drei Nebenzweigen in die Erde gesteckt, so dass der mittlere die Richtung anzeigt, welche die betreffenden Zigeuner genommen. Oder es werden in die Seite eines Baumes, welche der genommenen Richtung zugekehrt ist, eine bestimmte Anzahl von Schnitten gemacht; oder Fetzen an einen Ast gehängt. Steine, mit Strohhalmen umwickelt und übereinander geschichtet, werden auch als Wanderzeichen benützt, wobei drei, sich den übereinander geschichteten Steinen anschliessende Steinchen die genommene Richtung anzeigen. Gewöhnlich wird in die nächste Nähe dieser Zeichen Mist und dergleichen geworfen, damit sie von Uneingeweihten nicht so leicht vernichtet werden können. Am gebräuchlichsten sind die Fetzen, und man mag sich nicht im Geringsten darüber wundern, wenn man Zigeuner auch den allerwertlosesten Lappen aufklauben und aufbewahren sieht; sie verwenden ihn eben zu Wanderzeichen.

Was die an diese Wanderzeichen angefügten Zeitrechnungs- oder Kalenderzeichen anbelangt, so müssen wir vorausschicken, dass alle christlichen Zigeunerstämme der oben erwähnten Länder die Zeit nach den drei Hauptfesten der Kirche und den Sct. Michaelstag rechnen und zwar das Jahr in vier Teile teilen und die Zeit dann nach den verflossenen Sonntagen bestimmen; z. B. der siebente Sonntag

nach Weihnachten, der zweite Sonntag nach Sct. Michaeli usw., denn nach Verlauf eines der obigen Feiertage beginnt man stets die Zeit mit dem ersten Sonntag zu rechnen. Beispiele werden dies Verfahren der Wanderzigeuner am besten erläutern.

Wenn z. B. der Wojvode des oberungarischen (marmaroscher) Wanderzigeunerstammes, der sogenannten „Reñate“, seinen nachfolgenden Genossen kund geben will, dass er da und da am Mittwoch nach dem fünften Sonntag nach Pfingsten gewesen sei, so macht er folgendes Zeichen: ein Fetzen wird in der genommenen Richtung an einen Baum gehängt; in den Fetzen sind mit roter Wolle (dem Abzeichen des Wojvoden) fünf Nähstiche (die fünf Sonntage) der Länge nach und drei Nähstiche mitten durch die fünfe der Quere nach gemacht (die drei Wochentage). Solche Fetzen fand man Ende Juli dieses Jahres (1891) von erwähnten Wojvoden herrührend, auch im siebenbürgischen Wildbade Jegenye. Die Fetzen waren mit 10 Nähstichen der Länge nach und mit vier Nähstichen der Quere nach versehen und obendrein mit Menschenkot eingeschmiert. Diese Fetzen sollten den nachfolgenden Genossen die Nachricht bringen, dass der Wojvode den Badeort Donnerstag nach dem zehnten Sonntag nach Pfingsten (also am 30. Juli) passirt habe, und der Menschenkot sollte Kunde vom Erfolg seines Unternehmens geben, d. h. dass er die Schweine des Stammes auf dem Jahrmarkt zu Bánffy-Hunyad verkauft habe.

Um nicht nur die genommene Richtung den nachfolgenden Stammgenossen anzugeben, sondern ihnen auch gewisse Nachrichten von allgemeinem Interesse zukommen zu lassen, werden diesen Wanderzeichen in letzterem Falle auch noch bestimmte Gegenstände beigefügt. Sind die Zeichen zum Teil mit Kuhdünger eingeschmiert, so bedeutet dies, dass man sich in dieser Gegend vor den Behörden in Acht zu nehmen habe; ganz mit Kuhdünger eingeschmierte

Zeichen zeigen an, dass man wegen Diebstahl u. dgl. verfolgt werde, daher jeder auf der Hut sein soll. Mit Menschenkot eingeschmierte Zeichen bedeuten Erfolg in den Unternehmungen, überhaupt etwas Gutes von allgemeinem Interesse. Ein Fliederzweig an das Wanderzeichen geheftet, bedeutet: dass Jemand der betreffenden Sippe erkrankt sei. Je mehr sogenannte „Aeuglein“ (yakhori), d. h. Blattknospen oder Blattstellen der Zweig hat, desto schwerer, gefährlicher ist die Krankheit. Um mitzuteilen, wer erkrankt ist, wird an den Zweig das Abzeichen des betreffenden kranken Mitgliedes angeheftet; wenn dies Mitglied aber selbst kein Abzeichen besitzt, so wird das seines nächststehenden Verwandten angeheftet, indem man dasselbe doppelt, dreifach, vierfach an den Zweig neben einander bindet. Zwei solcher Abzeichen bedeuten dann den Sohn, drei das betreffende Enkelkind usw. Ist ein Weib, das kein Abzeichen hat, erkrankt, so werden die Abzeichen des nächsten Verwandten oder — wenn das Weib verheiratet ist — das Abzeichen des Gatten nicht nebeneinander, sondern aufeinander gelegt und so am Zweige befestigt. Auf gleiche Weise wird in solchen Fällen auch bei anderen Nachrichten verfahren. Hat z. B. Jemand ein Bein oder einen Arm gebrochen, so werden mehrere Fliederzweiglein, drei-, viermal geknickt samt dem Abzeichen des Betreffenden an das Wanderzeichen geheftet. Sind diese geknickten Fliederzweiglein mit Strohhalmen lose miteinander verbunden, so heisst es: der Betreffende habe sich den Arm gebrochen; sind aber die Fliederzweige miteinander nicht verbunden, so bedeutet dies einen Beinbruch. Fliederzweige bedeuten im zigeunerischen Volksglauben überhaupt nichts Gutes. Stirbt ein Mitglied eines serbischen Wanderzigeunerstammes, so steckt die betreffende Familie einen Fliederast auf den Giebel ihres Zeltes und legt sieben Tage hindurch nach der Beerdigung womöglich nur Fliederzweige auf's Feuer. Es heisst nämlich, die Krankheitsdämonen halten

auf ihren Ausflügen in die Welt gerne Rast auf Fliedersträuchen.

Stirbt ein Mitglied während der sommerlichen Wanderfahrt und kann man die nachfolgenden Stammgenossen nicht schnell genug vom Todesfall verständigen, so werden halbverkohlte Fliederzweige mit Strohhalmen überwunden, dem Wanderzeichen beigefügt. Solche Zeichen heissen dann k a s t a b l a ç d a r i d e n g r e oder k a s t a p i l l a n g o v e n g r e = Hölzer der Schmetterlinge. Warum diese Benennung gebräuchlich ist, konnte ich nicht erforschen; möglich, dass einmal auch die Zigeuner sich die Seele unter dem Bilde eines Schmetterlings vorstellten. Der Schmetterling gilt im zigeunerischen Volksglauben gewöhnlich für ein böses Vorzeichen. Setzt sich z. B. ein Schmetterling auf eine schwangere Frau, so muss sie die betreffende Stelle ihres Leibes oder ihres Kleidungsstückes abwaschen, sonst verunglückt sie bei der Geburt.

Ein Birkenzweig bedeutet, dass der oder jener von der Behörde abgefangen worden ist; ein Weidenzweig dagegen zeigt Familienvermehrung an. Wenn das Kind ein Knabe ist, so bindet man an den Weidenzweig einen roten, — wenn es ein Mädchen ist, einen weissen Wollfaden. Ein Tannenzweiglein zeigt Verlobung und ein Eichenzweig die Rückkehr eines Mitgliedes der betreffenden Truppe den nachfolgenden Genossen an.

Fell- und Lederstücke bedeuten, die Zusammenkunft in wichtiger Angelegenheit beschleunigen zu wollen. Wann und wo diese Zusammenkunft stattfinden solle, wird den Nachfolgenden auf folgende Weise bekannt gegeben: Man zeigt die Zeit der beabsichtigten Zusammenkunft durch Nähstiche in das Fell- oder Lederstück an, indem dabei jeder Stich der Länge nach einen der oben erwähnten Sonntage, jeder Querstich aber einen der Wochentage angibt. Der Ort wird also angegeben: Es werden in das Fell- oder Lederstück quadrat- oder kreisförmige Löcher geschnitten.

Ein quadratförmiges Loch bedeutet die vom Wanderzeichen zunächst liegende Stadt; zwei, drei solcher Löcher die zweit-, drittnächste Stadt. Die kreisförmigen Löcher zeigen Dörfer an. Liegt zwischen dem Platze, wo das Wanderzeichen sich befindet und dem Dorfe, wo die Zusammenkunft stattfinden soll, eine Stadt, — so wird dies durch ein an betreffender Stelle zwischen die kreisförmigen Löcher angebrachtes, quadratförmiges Loch angezeigt; z. B. drei kreisförmige Löcher, dann ein quadratförmiges Loch und wieder zwei kreisförmige Löcher zeigen an, dass in dieser Richtung drei Dörfer, eine Stadt und dann noch zwei Dörfer, respective nur noch ein Dorf passirt werden muss, um an den Ort der beabsichtigten Zusammenkunft zu gelangen. Das letzte Loch zeigt immer den Zusammenkunftsort an. Sobald ein Dorf passirt worden ist, das eben in diese Route fällt, so wird in das Wanderzeichen immer ein Loch weniger eingeschnitten.

Ein Büschel Schweinsborsten an die Wanderzeichen gebunden, bedeutet „grosses Glück" (baro baçt), das der Truppe bevorsteht (vgl. die deutsche Redensart: „Er hat ein Schweinsglück"); ein Büschel Hundshaare an den Zeichen mahnen die Nachfolgenden, die Richtung ihrer Reise schleunigst abzuändern. Jede Sippe (gakkiya) hat ausser ihrem Sippennamen auch noch eine Nummer; erste, zweite, dritte usw. Sippe. Will nun z. B. die erste Sippe der dritten mitteilen, dass ihr Gefahr drohe und sie die Wanderroute abändern solle, so werden in die Hundshaare drei krepirte Käfer gewickelt. Kommt nun an das Wanderzeichen z. B. die vierte Sippe früher als die dritte, so weiss erstere, dass nicht ihr, sondern der dritten Sippe Gefahr drohe und lässt das Zeichen unberührt.

Glasscherben neben den Wanderzeichen zeigen den Verlust eines Tieres an; sind dieselben winzig klein, so bedeutet das, dass das Tier krepirt, — wenn sie aber gross sind, so zeigt dies an, dass das Tier gestohlen worden sei oder

sich verirrt habe. Sind die Glasscherben rein, so ist das Tier ein Ross; sind sie aber mit Kuhmist beschmiert, so ist das betreffende Tier ein Schwein. —

Graphische Zeichen mit Kohle gemacht, bringen die Zigeuner nur an den Gebäuden derjenigen Ortschaften an, welche sie passiren. Allgemein gebräuchliche Zeichen in Ungarn, Siebenbürgen und den Donauländern sind: 1. ein Kreuz bedeutet: dass hier nichts zu holen sei; 2. ein Doppelkreuz = Niederträchtigkeit (jiungiben), d. h. unmenschliche Behandlung; 3. ein Kreis = Geschenke; 4. ein Doppelkreis = sehr gute, mildtätige Hausleute; 5. zwei Längsstriche und darüber zwei Querstriche = hier wohnt der Richter (Schulze) oder eine Amtsperson überhaupt; 6. zwei Kreuze und zwei Striche unter dieselben = hier werden die Zigeuner eines Diebstahls beschuldigt; 7. mehrere vertikale Linien = hier haben wir „gefunden" (kathe hadsilyam), d. h. hier haben wir etwas gestohlen; 8. ein Dreieck = hier kann man durch Kartenaufschlagen usw. Geld verdienen; 9. ein Kreis und in der Kreisfläche ein Kreuz = macht hier (aus Rache) Schaden! (keren paguba!); 10. zwei schlangenförmige Linien = die Frau möchte Kinder haben; 11. zwei vertikale Linien mit einer schlangenförmigen verbunden = die Frau möchte keine Kinder mehr gebären; 12. zwei schlangenförmige Linien durch einen Kreis gezogen = hier starb eine alte Frau; durch zwei Kreise gezogen = hier starb ein alter Mann; sind in den Kreisen Punkte angebracht, so heisst es: infolge Todesfall Zwist wegen Erbschaft; 13. eine schlangenförmige Linie, die ein Dreieck durchschneidet = Tod des Hausherrn; 14. zwei solcher Linien durch ein Dreieck = Tod der Hausfrau; 15. zwei Kreuze und dazwischen eine schlangenförmige Linie = Treulosigkeit der Frau; 16. zwei schlangenförmige Linien und dazwischen ein Kreuz = Treulosigkeit des Gatten; 17. eine vertikale Linie, darunter eine horizontale Linie und unter dieser ein Kreuz = Heiratsprojecte. —

Die Kohlenzeichen, die besonders bei den Wanderzigeunern der Donauländer gang und gäbe sind, leisten diesem Wandervolke in sehr vielen Umständen und Lebenslagen gar erspriessliche Dienste. Selten wird z. B. eine Zigeunerin beim Kartenaufschlagen eine im Grossen und Ganzen abweichende Aussage geben, von derjenigen, welche eine ihrer vor nicht grade langer Zeit dagewesene und zu Rate gezogene Collegin getan hat. Die oft überraschende Uebereinstimmung hängt, eben wie so vieles Andere mit den angeführten Kohlenzeichen zusammen. Es wäre aber gradezu ein Unsinn, zu behaupten, dass die Zigeuner eine geheime Zeichenschrift besässen, die ihnen bei solchen Handlungen, welche sie mit den Behörden in Berührung bringen, wesentliche Dienste leisten würden. Derartige Behauptungen gehören ins Reich der Fabel. Wohl haben die meisten Wanderzigeunerstämme gewisse Signale und eine Zeichensprache, aber auch diese beschränken sich — gleich den oben mitgeteilten Wanderzeichen — bloss auf die allereinfachste Mitteilung von Vorfällen, die so schnell wie möglich zur Kenntniss der Interessirten gelangen sollen.

Signale werden gegeben: entweder durch Nachahmung von Tierstimmen oder durch gewisse Bewegungen der Arme und Beine. Erstere werden selbstverständlich nur in der Nähe und bei Nacht angewendet, letztere aber am Tage und bei grösseren Entfernungen, wo eben die Stimme nicht genügt, um irgend ein Vorkommniss signalisiren zu können. Wenn eine Sippe auf der Wanderschaft ist, so gehen gewöhnlich zwei, drei Mitglieder der Truppe voraus, um nötigenfalls ihre Angehörigen von einem etwaigen Hinderniss, einer bevorstehenden Begegnung u. dgl. m. rechtzeitig avisiren zu können. Ein Pfiff und ein Uhuschrei bedeutet, dass ein Fluss oder Bach zu passiren sei. Der Schrei einer Eule mehreremal nacheinander wiederholt, bedeutet, dass ein Dorf oder eine Stadt sichtbar sei. Das Gekrächze eines Raben nachgeahmt, bedeutet: Begegnung mit Leuten.

Rabengekrächze mit Uhuschrei abwechselnd bedeutet: Begegnung mit Gensdarmen, Soldaten, Panduren usw. Steht eine Begegnung mit Zigeunern bevor, so wird dies den Nachfolgenden durch schrille Pfiffe kundgegeben. Will man zur Vorsicht mahnen, so geschieht dies durch drei Kuckucksrufe, die man in kurzen Zwischenpausen wiederholt. Pfiffe und Kuckucksschreie, miteinander abwechselnd, zeigen Gefahr an. Nähert man sich einer zur Rast geeigneten Stelle, so teilt man dies durch je zwei Pfiffe und je zwei Eulenrufe mit. Wird ein verdächtiges Feuer in der Ferne erblickt, so gibt man dies durch Nachahmung des Hundegebells kund. Kommt man an einem Maisfeld, Tabakfeld, Weingarten usw. vorbei, wo man Jemanden im Versteck bemerkt hat, so teilt man dies durch den Ruf: Uti-uti-uti-tu! den nachfolgenden Genossen mit, damit sie nichts vom fremden Eigentum sich aneignen mögen. Unbewachtes Geflügel wird durch dreimaliges Froschgequak zur Kenntniss der nachfolgenden Genossen gebracht.

Feuersignale werden heutzutage nicht mehr gebraucht; in früheren Zeiten sollen sie auch im Gebrauch gestanden sein. Es werden dazu sogenannte „Schwefelfäden“, in eine Schwefellösung eingetauchte und dann getrocknete Zwirnfäden verwendet.

Was nun die Signale durch gewisse Bewegungen der Arme oder Beine anbelangt, so bedeutet das Emporstrecken des linken Armes: Bahn frei! dass also kein Hinderniss im Wege sei. Das Emporstrecken des rechten Armes fordert zu behutsamem Vorwärtsschreiten auf. Will man die nachfolgenden Genossen auf eine unangenehme Begegnung vorbereiten, so schlägt man die Hände über dem Rücken zusammen und hebt dann beide Arme in die Höhe. Dies wird einigemal wiederholt. Steht eine angenehme Begegnung den Genossen bevor (etwa Reisende, die man um ein Almosen ansprechen kann), so bleibt man in kurzen Zwischenräumen auf dem linken Beine stehen und schwenkt das emporgehobene

rechte Bein frei nach vorwärts und rückwärts. Bemerkt man einen versteckten Feldhüter oder Hirten, so zeigt man dies durch Emporheben des rechten Beines an. Gerichtspersonen, Gensdarmen werden durch rasche Schwenkungen beider Arme angezeigt. Ist ein Dorf oder eine Stadt in Sicht, so faltet man die Hände über dem Hinterhaupte. Unbewachtes Geflügel wird durch die in die Hüften gestemmten Arme angezeigt.

Zigeuner, welche sich mit Vogelfang beschäftigen, ebenso diejenigen, welche Hasen, Füchsen, Stachelschweinen usw. Schlingen stellen, bedienen sich auch gewisser Zeichen, um sich unter einander in beträchtlicher Entfernung verständigen zu können. Das Emporstrecken des linken Armes bedeutet das Herannahen des Tieres, des rechten Armes aber das Entfernen desselben von der Schlinge oder Falle. Vorsicht gebietet der an die rechte Hüfte gestemmte Arm. Das Emporheben des linken Beines bedeutet Erfolg, das des rechten aber Misserfolg. Der Gebrauch des l i n k e n Armes oder Beines zeigt bei den Signalen und in der Zeichensprache immer etwas Erwünschtes, etwas Gutes an. —

Die Zeichensprache basirt auch auf der Bewegung einzelner Körperteile, und wird angewendet, um vor Fremden sich untereinander verständigen zu können. Das Nagen an den Lippen bedeutet: schweig'! Das Ausstrecken des linken Zeigefingers deutet an, dass mit dem betreffenden Fremden zu verkehren, seine Wünsche zu erfüllen, angezeigt ist und von Nutzen sein wird. Das Emporstrecken des rechten Zeigefingers bedeutet: Vorsicht, denn der Fremde könnte schaden. Wenn man sich das linke Ohr angreift, so zeigt dies an, dass der Fremde Geld habe, man von ihm Almosen erhalten könne. Das Schneuzen der Nase bedeutet, dass man vom Fremden Geld bekommen könne, wenn man ihm Karten aufschlägt, überhaupt ihm prophezeit. Steckt man den linken Daumen zwischen den Mittel- und Zeigefinger der zusammengeballten linken Hand, so zeigt man dadurch

an, dass der betreffende Fremde in Liebesangelegenheiten die Zukunft erfragen möchte. Dasselbe Zeichen mit den rechten Handfingern aufgeführt, bedeutet, dass der Fremde an Eifersucht leidet. Bewegungen des rechten kleinen Fingers deutet an, dass die Person einen ihr gestohlenen Gegenstand suche. Ueber den Bauch gefaltete Hände bedeuten, dass die Person sich Kinder wünsche. Kraut man sich mit der rechten Hand in den Haaren, so zeigt man dadurch an, dass der Fremde eine Reise antreten wolle; das Krauen aber mit der linken Hand bedeutet, dass die betreffende Person Geld zu erwarten habe. Wischt man sich die Augen mit der linken Hand, so zeigt man an, dass der Fremde ein freudiges Wiedersehen mit irgend einer Person erhofft; gibt man dies Zeichen mit der rechten Hand, so heisst es: dem Fremden oder einem Mitgliede seiner Familie steht Krankheit, Todesfall usw. bevor. —

Dies sind die gebräuchlichsten Zeichen der Zigeuner, die sie von Kindheit auf von ihren Eltern erlernen und um keinen Preis der Welt einem Nichtzigeuner verraten. Selbst solche Zigeuner, die aus ihrem Stamme verstossen worden sind, begehen in dieser Beziehung keinen Verrat an ihren Stammgenossen, weil sie glauben, dass, im Falle sie dies und noch manches andere zigeunerische Geheimniss verraten, sie von ihren verstorbenen Angehörigen allnächtlich besucht und gequält werden würden.

VI.

Tierorakel und Orakeltiere.

Wohl bei keiner Völkerschaft Europa's ist der Glaube an ein vorherbestimmtes Schicksal, an ein vorherbestimmtes „Glück und Unglück" so scharf ausgeprägt, als gerade im Volksglauben der Zigeuner. Im bedeutenden, so wie im unscheinbarsten Begegniss, in Allem und Jedem, was ihm auf seiner Lebensfahrt aufstösst, erblickt der Zigeuner irgend ein Vorzeichen für sein zukünftiges Schicksal, und sucht aus diesem Vorzeichen instinctmässig auf kommende Ereignisse zu schliessen. Manchen ihm unerklärlichen Vorfall, manche ihm zufällig aufstossende Begegnung legt er sich für sein zukünftiges „Glück oder Unglück" willkürlich aus.[1]) Er denkt sich z. B.: Treffe ich mit diesem Stein jenen Baum, so stirbt mein krankes Kind nicht; treffe ich ihn aber nicht, so stirbt es; — oder: begegne ich beim Eintritt ins Dorf zuerst einem Weibe, so werde ich viele Almosen zusammenbetteln; begegne ich aber zuerst einem Manne, so werde ich nichts bekommen u. s. w. Die meisten solcher Schlussfolgerungen aber „mögen sich schon in frühester Zeit das Ansehen feststehender Gesetze erworben haben, weil sie meist oder fast immer durch das Eintreffen

[1]) Ueber „Glück und Unglück" s. mein Werk: „Volksglauben u. s. w. d. Zigeuner" II. Abschn.

der erwarteten Ereignisse gedeckt wurden; die meisten aber vererbten sich als Glaubenssätze von Generation auf Generation, wenn ihnen auch nur einigemal der Zufall und das kritiklose »post hoc error propter hoc« als Beglaubigung zur Seite gestanden hatte.“ [1])

Solche gelegentliche, vom Augenblick eingegebene, später aber traditionell vererbte Schlussfolgerungen aus dem Erscheinen und Treiben gewisser Tiere auf kommende Ereignisse kennen auch die Zigeuner, und unter ihnen besonders die Wanderzigeuner, die bei ihrem steten Verkehr mit der Natur, auf stetiger Wanderfahrt begriffen, durch alle ihre Lebensverhältnisse darauf hingewiesen werden: aus Vorgängen in der unbelebten oder belebten Natur auf spätere, sie interessirende Ereignisse, ob nun guter oder schlimmer Art, Schlüsse zu ziehen. —

In den folgenden Blättern gebe ich nun eine systematische Zusammenstellung der von den Zigeunern zu Tierorakeln verwendeten Tiere, so weit mir dieselben bekannt sind; damit entrollt sich uns das Bild eines Volksglaubens und religiösen Brauches, das gewiss auch für die vergleichende Volkskunde der Zukunft von Bedeutung ist.

* * *

A. Säugetiere.

I. Flattertiere.

Wessen Haupt eine Fledermaus einigemal umkreist, der soll — nach dem Glauben der südungarischen Zigeuner — auf der Hut sein, denn in allernächster Zukunft wird ihm ein Feind Schaden bereiten, den er nur dadurch abwenden

[1]) S. Hopf, L., Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit (Stuttgart 1888, W. Kohlhammer) S. 229. Hopf hat zuerst den ausgezeichneten Gedanken gehabt, diesThema sozusagen zu entdecken, und dies für die Volkskunde so wichtige Capitel zu bearbeiten. Sein Werk hat auch meine Zusammenstellung hervorgerufen.

kann, dass er seinen Weg nicht fortsetzt, sondern umkehrt; oder wenn er steht, sich in Bewegung setzt; wenn er sitzt oder liegt, sich beim Herannahen einer Fledermaus sofort erhebt. Fliegt eine Fledermaus an die Fensterscheiben oder schwirrt sie gar in die Stube herein, so bedeutet dies Krankheit und Tod eines Familienmitgliedes. Die ansässigen Zigeuner Siebenbürgens werfen bei dieser Gelegenheit so viele glühende Kohlen zum Fenster oder der Türe ins Freie, als die Familie Mitglieder zählt. Nur bei den türkischen Zigeunern herrscht der Glauben, dass die Fledermäuse vom Blute schlafender Jungfrauen sich nähren. Sieht eine Braut Fledermäuse, so soll sie ausspeien; ihr Speichel fällt dann als „siedendes Pech“ auf die Zunge derjenigen Leute, die ihr die Heirat missgönnen. Ueber die Erschaffung der Fledermaus erzählen sich die serbischen Zigeuner Südungarns Folgendes: „Als der „oberste Teufel“ (legbareder beng) oder Teufelskönig noch jung war, so verfolgte er nur die Männer, den Weibern aber tat er nichts zu Leide, denn er hatte die Frauenzimmer gar lieb. Allnächtlich wanderte er in der Welt herum und stiftete nichts Böses an, sondern küsste nur die schlafenden Weiber. Darüber ärgerte sich seine Grossmutter gar sehr und machte ihm Vorwürfe. Aber nichts half, der Teufelkönig trieb seine Liebeleien fort. Da frass einmal seine Grossmutter eine Maus und schmierte dann mit ihrem Kote die Lippen des schlafenden Teufelkönigs ein. Als dieser nun bei Gelegenheit ein schlafendes Weib küsste, entstand aus diesem Kusse die erste Fledermaus. Weiber sollen den Mund mit der Hand verdecken, wenn sie Fledermäuse sehen, sonst hauchen diese Tiere ihnen Bosheit in den Leib.“

II. Raubtiere.

1. Katzen.

Sieht man des Nachts eine schleichende Katze, so spreitze man seine Daumen in der Richtung, wo sich die Katze be-

findet, aus, denn es könnte eine Hexe oder ein verwandelter Verstorbener sein (s. Abschnitt IV. S. 71), der für den Menschen verhängnissvoll sein könnte. Beissen sich nachts die Katzen, so blicke man nicht hin, denn man könnte den Kropf bekommen. Verschwindet die Hauskatze plötzlich und kehrt nimmer in das Haus zurück, so stirbt der Hausbesitzer bald, wenn er nicht eine fremde Katze abfängt und auf dieselbe sein Wasser abschlägt. Putzt sich die Katze auf der Türschwelle, so kann man auf baldigen Besuch freundlich gesinnter Leute rechnen; kratzt sie mit ihren Krallen an der Türe, so erwarte man einen unangenehmen Besuch. Hört man in der Brautnacht das Miauen einer Katze, so werden die Gatten ihren Ehebund gar bald satt bekommen; und beissen sich gar mehrere Katzen herum, so wird die Ehe unglücklich sein. Während der Schwangerschaft soll man mit keiner Katze spielen oder sie gar in den Schoss nehmen; das Kind bekäme dann im Leben gar viele Feinde. Springt eine Katze auf einen Todten, so hat er im Jenseits — nach dem Glauben der nordungarischen Zigeuner — keine Ruhe und irrt in der Welt als Gespenst (mulano) herum, wenn man ihm nicht Katzenhaare in den Sarg legt und auf sein Grab muss man in den ersten Tagen nach dem Leichenbegängniss Speisen und Getränke hinsetzen. Begegnet ein Leichenzug einer Katze, so wird bald wieder Jemand aus der Familie des Verstorbenen sterben. Katzen soll man nicht zu Säuglingen lassen, denn sie „lecken ihm die Kraft aus den Knochen“ (yon caren leske sor andral kokala).

2. Hunde[1]).

Wenn ein Hund den Kopf auf die Erde senkt und vor

[1]) Ueber den Hund als Psychopompos und Todtenbestatter s. meine Werke: „Vom wandernden Zigeunervolk“ S. 280 u. 287 ff. und: „Volksglaube u. rel. Brauch d. Zigeuner“ S 63; über Liebeszauber ebenda S. 129 und über in Hunde verwandelte Hexen S. 113.

einem Hause oder einem Zelte des Nachts heult, so bedeutet dies einen Todesfall, denn der Hund sieht einen Verstorbenen herumschleichen, der sich nach einem Lebendigen sehnt und diesen abholen will. Scharrt ein Hund die Erde vor der Türe oder dem Zelte auf, so stirbt bald Jemand, wenn man mit dieser Erde nicht glühende Kohlen zudeckt. Pisst der Hund das Haus oder die Zeltwand an, so erhält man bald Geschenke und wer in seinen Kot zufällig hineintritt, der bekommt bald viel Geld. (s. Abschnitt IV. S. 61.) Legt er sich vor die Füsse eines heiratslustigen Mädchens hin, so wird die Maid nicht so bald heiraten; springt er aber über sie hinweg, so kommt sie bald unter die Haube. Begegnet ein Hund einem Hochzeitszug, so wird die Ehe eine glückliche sein; hört man ihn in der Brautnacht heulen, so wird man in der Ehe trotz vielem Unglück doch reich werden. Springt der Hund an ein Haustier heran, so ist dasselbe behext worden, und man muss dem Tiere zu Pulver gebrannte Haare dieses Hundes unter das Futter mischen, damit die Kraft der betreffenden Hexe gebrochen werde. Springt ein Hund über einen Säugling hinweg, so bedeutet dies, dass Krankheitsdämonen in der Nähe sind, die in den Leib des Kindes hineinfahren wollen.

3. Wolf.

Der „Angang“ des Wolfes gilt bei allen Zigeunerstämmen Mitteleuropas für glückverheissend. Begegnet man dem Wolf an einem ungewöhnlichen Orte, so wird man in kurzer Zeit grosse Freude erleben. Hört man aber in der Nacht einen Wolf heulen, so soll man ausspeien, denn es könnte eben die Stimme einer Hexe sein, die in Wolfsgestalt herumwandelt. Serbische Zigeuner geben ihren Weibern Wolfshaare oder Wolfsfleisch, unter die Speisen gemischt, zu essen, damit sie ihnen stets treu bleiben. Sieht ein Brautpaar einen Wolf davoneilen, so wird die Ehe sehr glücklich sein, und erblickt ein Kranker dieses Tier, so

wird er bald zu alter Kraft und Gesundheit“ (sor te sascipen) gelangen.

4. Fuchs.

So wie der Wolf ist auch der Fuchs als Wegtier glückverheissend. Wenn ein Fuchs beim Davonrennen laut bellt, so hört man bald eine willkommene Neuigkeit. Sieht man einen mit der Beute davonrennenden Fuchs, so gelangt man demnächst unerwartet zu Geld, oder man erhält Geschenke. Sieht man einen Fuchs in der Ferne davontraben, so spreche man laut seinen Wunsch aus und derselbe wird in Erfüllung gehen, wenn der Fuchs plötzlich mit einem Seitensprung die Richtung seines Weges abändert. Sieht man junge Füchse sich spielend herumbalgen, so kann man auf baldige Familienvermehrung hoffen. Wälzt sich ein Fuchs auf dem Erdboden, so lege man sich nach seiner Flucht auf diese Stelle hin; dadurch erhöht man seine Potenz. Dasselbe bewirkt ein am blossen Leibe getragener Fuchsschwanz. Für schwangere Weiber bedeutet der Angang des Fuchses glückliche Niederkunft.

5. Bär.

Ein auf den Hinterfüssen gehender Bär bedeutet für Schwangere dasselbe wie der Angang des Fuchses. Hört man das Brummen eines Bären, so speie man aus, denn „der Bär sieht einen Verstorbenen, deshalb brummt er.“ Spielende Bärenjungen bedeuten für ein Brautpaar Treue und Eintracht in der Ehe. Bärenspuren zeigen künftiges Glück an.

6. Wiesel.

Das Wiesel als Lieblingstier der Krankheitsdämonen gilt bei allen Zigeunerstämmen als ein schlimmes Vorzeichen bei zufälliger Begegnung. Erscheint es in der Nähe eines Kranken, so zeigt dies den baldigen Tod desselben an. Sehen Eheleute, auf dem Ehelager liegend, ein Wiesel vorbeilaufen, so müssen sie sich jeder Vermischung neun

Tage lang enthalten. Wem ein Wiesel über den Weg läuft, der Speisen mit sich führt, darf von denselben nicht essen, sonst wird er krank. Sehen Brautleute ein Wiesel, so müssen sie drei Steine nach ihm werfen und die Worte sagen: „Diese drei Steine mögen in das Herz desjenigen fliegen, der mir Schlechtes antut!" (Ada trin bara andre vodyi adaleskro the uren, ko mange miseç kerel.)

III. **Nagetiere.**

1. Eichhörnchen.

Eichhörnchen vor Sonnenaufgang und in der Nacht zu erblicken, gilt für ein glückliches Vorzeichen; am hellichten Tage aber zeigt es Misserfolg der beabsichtigten Handlung an. Wer also am Tage ein Eichhörnchen erblickt, der soll umkehren, oder sich wenigstens so lange niedersetzen, bis das Eichhörnchen aus seinem Gesichtskreise sich entfernt hat.

2. Maus und Ratte.

Die Maus sowohl, als auch die Ratte gilt bei allen Zigeunerstämmen Mitteleuropas als Unheils- und Todesbote. Kriecht sie über einen Liegenden hinweg, so wird derselbe bald krank; läuft sie über den Weg, so zeigt sie kommendes Unglück an; erscheint sie vor dem Lager eines Kranken, so stirbt er bald. Für Liebende bedeutet sie Scheidung, für Brautleute unglückliche Ehe.

Die Auffassung der Maus als Unheils- und Todesbote, (vgl. Abschnitt I. S. 16 ff.) veranlasste vielleicht vor vielen Jahrhunderten die Zauberfrauen der Zigeuner zur Verfertigung eines Zauberapparates, der also hergestellt wird: Die beiden Enden einer in der Johannisnacht abgeschnittenen Haselrute werden mit einander durch einen roten Zwirnfaden fest verbunden, so dass die Rute eine kreisähnliche Gestalt erhält. Dieser Haselreif wird nun mit Fellen von Mäusen, die in der Zeit von Weihnachten bis Neujahr gefangen werden, so überzogen, dass neben je ein noch mit

Haaren besetztes Mäusefell je ein der Haare ganz und gar entblösstes Fell zu liegen kommt, so dass die also zusammengesetzte Kreisfläche die Aehnlichkeit eines Schachbrettes hat. Diesen Apparat nennen die Zeltzigeuner „Mauszelt“ (mishcerça). Will nun Jemand erfahren, ob ihm dies oder jenes Leid ein Mensch oder eine Hexe (holyipi) zugefügt habe, so muss er den kleinen Finger seiner linken Hand so ritzen, dass die Zauberfrau einige Tropfen seines Blutes in einen dünnen Federkiel auffangen kann, dessen untere Oeffnung sie mit dem kleinen Finger ihrer linken Hand verstopft. Ist der Federkiel ungefähr bis zur Hälfte mit Blut gefüllt, dann hält sie ihn über die Mäusefelle, bläst durch die obere, freie Oeffnung hinein, und indem sie die nach unten, gegen die Mäusefelle gekehrte, mit ihrem Finger verstopfte Oeffnung durch ein rasches Wegziehen des Fingers frei macht, — wird das Blut auf die Mäusefelle gespritzt. Aus den auf den enthaarten Mäusefellen befindlichen Blutstropfen gibt die Zauberfrau die gewünschte Auskunft [1]).

3. Hasen.

Der Angang des Hasen gilt bei den südungarischen Zigeunern für eine unangenehme Begegnung, für üble Neuigkeiten. Für Kranke bedeutet das Begegnen eines Hasen oder Kaninchen, dass ihr Leiden noch lange andauern wird. Will man bei den siebenbürgischen Zigeunern erfahren, ob die Krankheit einer Person von Dauer sei, d. h. lange anhalten wird, so wirft man zwei Hasenohren in die Glut; geben beide sofort einen knisternden Ton von sich, so wird die Gesundheit des Kranken bald hergestellt sein; knistern sie nicht und bekommen sie im Feuer blasige Erhöhungen, so dauert die Krankheit noch lange an. Bei Liebessachen bedeutet das Knistern der Hasenohren unwandelbare Treue. Den Weg, den ein Hase zurückgelegt hat, soll man nicht

[1]) Vgl. mein Werk: „Volksglauben und religiöser Brauch der Zigeuner“, S. 87 ff.

gleich betreten, sondern warten, bis das Tier aus dem Gesichtskreise sich entfernt hat; man könnte sonst von Krankheit befallen werden. Bei den polnischen Zigeunern herrscht der Brauch, dass man die Excremente eines Kranken auf einen eingefangenen jungen Hasen giesst und ihn dann frei davon laufen lässt, damit er „die Krankheit mit sich nehme".

IV. Einhufer.

1. Pferd.

Wälzt sich ein Pferd vor einem Hause oder einem Zelte auf der Erde, so bedeutet dies einen Todesfall. Läuft ein fremdes Pferd an eine Wohnung heran, so steht den Bewohnern irgend ein Unglück bevor, das nur durch das Anspeien des Pferdes abgewendet werden kann. Wiehert das Pferd in der Nacht, so sieht es Dämonen. Einem über fliessendes Wasser schwimmenden Pferde soll man sich nicht gleich nach seinem Betreten des Ufers nähern, denn es bringt mit sich den Speichel der Nivashi (Wassergeister), der den Menschen irrsinnig macht. Wiehernde Pferde am Tage bedeuten für Kranke baldige Genesung, für Brautleute glückliche Ehe, für Schwangere leichte Geburt. Das Begegnen eines freien Pferdes von vorn bedeutet Glück; das Laufen von rechts freudige Nachricht, von links unangenehme Ueberraschung.

Pferdeschädel werden von sässigen Zigeunern Mitteleuropa's oft auf Hausdächer und Zäune aufgesteckt, um Hexen und Dämonen vom Gehöfte abzuwehren. Vom Fleisch ganz und gar entblösste Pferdeschädel werden bei den südungarischen und serbischen Zeltzigeunern abends in die Glut geworfen und am Morgen herausgehoben. Hat nun der Schädel über den Augenhöhlen Risse und Sprünge, so bedeutet dies Verfolgung, Feindseligkeit; hat er am Stirnbein schwarze Punkte, so zeigt dies Krankheit, Tod, Unglück an; sind an den Rändern der Kinnbacken und Ohrenhöhlen Sprünge bemerkbar, so kann man Misserfolg in der

geplanten Unternehmung erwarten. Berstet der Schädel entzwei, so soll man ihn in winzig kleine Stückchen zertrümmern, dieselben zu Asche verbrennen und diese dann in ein fliessendes Wasser werfen, sonst trifft den betreffenden Menschen das denkbar grösste Unglück.

2. Esel.

Der Esel gilt in jeder Beziehung für ein Glückstier. Der Angang des Esels wird als glückliches Vorzeichen betrachtet. Begegnet ein Hochzeitszug einem Esel, so wird die Ehe kinderreich sein; schreit er in der Nähe eines Kranken, so sieht er die Krankheitsdämonen sich entfernen. Beim Liebesorakel ruft ihm die Zigeunermaid in die Ohren: „Werde ich bald einen Mann bekommen?“ (Sik mange avla yek rom?) schüttelt der Esel dann seinen Kopf, so wird die Maid nicht so bald heiraten; bewegt er aber nur die Ohren, so steht ihr baldige Heirat bevor. In Siebenbürgen werfen die Zigeunermaide den Schweinen und Eseln in der Christnacht gesalzenes Brot vor und beobachten das Grunzen und Schreien derselben, aus dem sie dann auf ihre Verehelichung schliessen; ist der Ton der Tiere hell und laut, dann heiratet die Maid bald. Scharrt der Esel mit dem Hufe die Erde, so soll man einen Stein auf die Stelle hinlegen, denn dieselbe ist von einer Hexe bezaubert worden; wer darauf vor Sonnenuntergang tritt, dem widerfährt ein Unglück. Begegnet ein Esel einem Leichenzuge, so heisst es bei den serbischen Zeltzigeunern, dass der Todte „Ruhe gefunden habe“ und sich nicht mehr unter die Lebenden zurücksehne. Leckt der Esel einen Menschen, so wird derselbe viele Kinder haben. „Der Esel hat sie geleckt“ (kanalyi la caradyas), sagt man von einem kinderreichen Weibe. Kann man sich zu irgend einem Unternehmen nicht entschliessen, so binde man ein Steinchen an das eine Ende mehrerer Eselsschwanzhaare und befestige das andere Ende derselben an einen Baumast, so dass das Steinchen frei herabhängt. Wenn am

nächsten Morgen das Steinchen samt den Schwanzhaaren sich noch am Baumast befindet, so soll man die betreffende Tat vollführen; ist es aber samt den Haaren zu Boden gefallen, so soll man vom Unternehmen abstehen. Ist das Steinchen herabgefallen, die Haare aber am Baumast hängen geblieben, so droht beim Unternehmen grosse Gefahr. Springt der freigelassene Esel herum, so gibt es bald Hochzeit oder Kindtaufe in der Familie seines Besitzers. Mit dem Eselschädel wird bei Orakeln ganz so, wie dem Pferdeschädel verfahren.

V. Wiederkäuer.

1. Rind.

Bleibt eine Kuh vor dem Zelte stehen, so wird man bald eine freudige Nachricht hören; bleibt aber ein Ochs oder gar ein Stier stehen, so wird man Gram und Aerger haben. Sieht man eine ihr Kalb säugende Kuh, die quer über dem Wege steht, so erhält man unerwartete Geschenke; steht sie nach der Länge des Weges gekehrt, so wird man im Laufe des Tages etwas verlieren. Leckt ein Rind ein Weib, so wird es bald schwanger werden und begegnet einem Hochzeitszuge eine Rinderherde, so werden die Eheleute an Nahrungsmitteln keinen Mangel leiden. Wenn man sich (bei den nordungarischen Zigeunern) zu einem Unternehmen nicht recht entschliessen kann, so steckt man neun Stechapfelsamenkörner in einen noch warmen Rinderkot. Am nächsten Morgen sucht man dieselben hervor und wenn an den meisten derselben Kotteile haften bleiben, so kann man das Unternehmen wagen; wenn aber die Mehrzahl dieser Samenkörner „rein“ bleibt, so soll man vom Unternehmen abstehen. Wenn der betreffende Rinderkot am nächsten Morgen von seinem Platze verschwunden ist, so soll man vom Unternehmen ganz und gar absehen, denn es ist mit der grössten Gefahr verbunden.

2. Schaf.

Eine begegnende Schafherde zeigt Glück. Laufen die Schafe vor einem Wanderer scheu davon, so wird sein Unternehmen misslingen. Recken einige von ihnen aber bei seinem Vorbeigehen die Köpfe empor, so „sagen sie ihm Glück“ (penen leske baçt). Wenn Schafe einem schwangeren Weibe nachlaufen, so soll es etwas Milch von diesen Tieren trinken, oder wenn es solche nicht erhalten, einige Haare desselben neun Tage lang bei sich tragen, sonst bringt sie ein todtes Kind auf die Welt. Beriecht ein Schaf einen Kranken, so wird er bald gesunden [1]).

3. Ziegen.

Ganz das Entgegengesetzte gilt von Ziegen. Sie zeigen in jeder Hinsicht Unglück und Misserfolg an. Bei den türkischen Wanderzigeunern opfert — laut mündlicher Mitteilung des Herrn Dr. Sv. Jakobcič — derjenige, dem die Gattin treulos geworden und mit einem anderen Manne davon gelaufen ist, ein junges Zicklein dem „Teufel“, indem er dasselbe vor Sonnenaufgang lebendig in die Erde eingräbt. Nach Sonnenaufgang geht er hin an die Stelle und wenn das Zicklein nicht mehr meckert, so wird seine treulose Gattin die denkbar grösste Strafe ereilen, sie grosses Unglück treffen. Meckert aber das Zicklein, lebt es also noch, dann muss er es herausgraben, und dem ersten Menschen, dem er begegnet, entweder verkaufen oder verschenken, damit er auch „das Glück seiner Gattin verschenke“. Dies Verfahren, dass nämlich ein Zigeuner sein Zicklein einem Fremden, auch gegen dessen Willen, schenkt, und besonders wenn dieser das Geschenk nicht annehmen will, und der Zigeuner mit Zurücklassung des Zickleins die Flucht ergreift, erregt selbstverständlich bei den Behörden Verdacht

---

[1]) Ueber die Inspection der Schulterknochen von Schafen und Schweinen s. meinen „Volksgl. u. rel. Brauch d. Zig.“, S. 61 ff.

und jährlich werden in der Türkei gar viele Zigeuner wegen Diebstahl abgestraft, indem sie entweder ihren diesbezüglichen Volksglauben nicht mitteilen, oder man ihrer Mitteilung keinen Glauben schenkt.

4. Hirsch und Rehe.

Siebenbürgische Wanderzigeuner ändern die Richtung ihrer Reise, wenn sie diesen Tieren begegnen. Sie glauben, dass in der Nähe des Ortes, wo solche Tiere erscheinen, irgend eine Keshalyi (Waldfee, s. Abschnitt II, S. 36) sich mit einem Manne unterhält.

VI. **Vielhufer.**

1. Schwein.

Der Angang dieses Tieres wird bei allen Wanderzigeunerstämmen der Donauländer für ein sehr günstiges Zeichen gehalten. Aus dem Grunzen der Schweine in der Sylvesternacht schliessen die ansässigen Zigeunermaide auf ihre Verehelichung. Wer einer Sau, die ihre Jungen säugt, begegnet, der wird grosses Glück in seiner beabsichtigten Unternehmung haben. Begegnet aber eine Schweineherde einem Hochzeitszuge, so gilt dies bei den südungarischen Zigeunern für ein schlechtes Vorzeichen. Mann oder Frau wird sich in der Ehe früher oder später dem Trunke ergeben. Aus der Nähe eines Schweines, das in der Luft herumschnüffelt, soll man sich entfernen, denn es riecht die Hexen; und vor der Haustüre oder dem Zelte soll man kein Schwein in der Erde wühlen lassen, sonst stirbt der Besitzer.

B. **Vögel.**

I. **Raubvögel.**

1. Tagraubvögel.

Alle die zu dieser Klasse gehörigen Raubvögel erscheinen im zigeunerischen Volksglauben als ungünstiges Zeichen. Sieht man einen Raubvogel mit seiner Beute enteilen, so

speie man dreimal in die Höhe, sonst wird man demnächst etwas verlieren. Raufende Raubvögel bedeuten Zank und Streit. Als Orakel gelten sie nur bei den siebenbürgischen und rumänischen Zeltzigeunern; in zweifelhaften Fällen soll man nämlich, wenn in der Höhe ein Raubvogel dahin schwebt, einen Stab hoch hinauf werfen und von der Stelle, wo man steht, bis hin zu derjenigen, wohin der Stab herabgefallen ist, die Entfernung mittelst des ausgespreizten Zeigefingers und Daumens abmessen. Wenn die Anzahl der Spannenlängen dabei „paar“ ist, so ist Erfolg bei der Unternehmung zu erwarten; bei unpaarer Anzahl aber Misserfolg. Sieht man in der Nähe eines Kranken irgend einen Raubvogel, so wird der Leidende bald sterben; und wenn über einem Hochzeitszuge ein Raubvogel schwebt, so missgönnen die Töchter des Sonnenkönigs (s. Abschnitt III, S. 67) dem jungen Paare sein Glück und dasselbe muss sich beeilen, auf einem „glücklichen Berge“ (s. Abschnitt III, S. 53) eine schwarze Henne an einen Pflock angebunden zurück zu lassen. Schreit ein Raubvogel von links, so hört man eine gute Neuigkeit; schreit er von rechts, so vernimmt man bald eine schlechte Nachricht. Schwangere Weiber, die Raubvögelfedern bei sich tragen, bringen Kinder zur Welt, die grosse Diebe werden und ihr Leben im Kerker oder gar auf dem Galgen endigen. Das Fleisch von Raubvögeln essen die siebenbürgischen Wanderzigeuner erst dann, wenn sie den linken Flügel und die Krallen des linken Fusses verbrannt haben. In diesen Körperteilen soll die Raublust des Tieres verborgen sein, und wer davon isst, wird ein „unglücklicher Dieb“, d. h. er wird beim Diebstahl stets ertappt werden.

2. Nachtraubvögel.

Schreit ein Nachtvogel in der Nähe eines Kranken, so zeigt er baldigen Tod an; bei schwangeren Weibern bedeutet sein Schrei unglückliche Geburt, und wenn er auf einem Hochzeitshause seinen Ruf ertönen lässt, so wird die

Ehe eine sehr unglückliche sein. Wer Euleneier findet, dem steht ein grosses Glück bevor. Will ein nordungarischer Zeltzigeuner sich überzeugen, ob seine Frau die eheliche Treue bewahrt habe, so mischt er aufgebrochene Euleneier in ihren Urin; sinken dieselben bis zum nächsten Tage auf den Boden des Gefässes, so ist die Gattin treulos.

Nachtvögel am Tage bedeuten schlechte Nachrichten. Hält man das Auge einer getödteten Eule, das vorher neun Tage lang in Essig gelegen ist, vor eine brennende Kerze, so kann man darin seine zukünftigen Kinder erblicken. Bindet man eine Eule am linken Fusse an einen Baum, so befindet sich der Gegenstand, der Jemandem gestohlen worden ist, in der Richtung, in welche die Eule zu fliegen bestrebt ist; ein Glauben, der auch den Siebenbürger Sachsen bekannt ist. Ein Zelt, auf das sich eine Eule oder ein Nachtvogel überhaupt gesetzt hat, soll man mit Schwefel und Kuhmist ausräuchern, damit die Pest nicht daran haften bleibe[1]); und fliegt eine Eule einem ansässigen nordungarischen Zigeuner auf das Dach seiner Hütte, so darf er die drei darauffolgenden Tage hindurch seine Hütte nicht betreten, sonst trifft ihn ein grosses Unglück.

II. **Rabenvögel.**

1. Rabe, Krähe, Dohle.

Eine Unterscheidung zwischen diesen drei Arten wird nicht gemacht; sie heissen „coka“, oder „corako“. Das Sichtbarwerden mehrerer solcher Vögel gilt als ein Zeichen nahenden Unglücks. Begegnet ein Hochzeitszug solcher Vögelschaar, so wird das junge Ehepaar in tiefster Armut sein Leben zubringen. Setzen sich solche Vögel auf ein Dach, worunter ein Kranker liegt, so zeigen sie dessen Tod an. Lassen sie sich krächzend irgend wohin nieder, so soll man diesen Ort nicht sobald betreten, denn eine Hexe hat

[1]) S. Hopf a. a. O. S. 108 bezüglich des indischen Volksglaubens.

dahin „ihr Wasser abgeschlagen“. Weil der Rabe der Sage nach ein verwünschter Ehebrecher ist, so ist sein Ruf unwillkommen, wenn man auf dem Weg zur Liebsten oder zur Gattin ist [1]).

2. Elster.

Fliegt eine Elster rechter Hand, so bedeutet es Glück; fliegt sie aber links auf, so zeigt dies Unglück an; um dies zu vermeiden, werden ihr bei den siebenbürgischen Zeltzigeunern Kohlen nachgeworfen. In einem Kinderliede heisst es:

Kekerashka, kekerashka,	Elster, Elster rechter Hand,
Ura, ura pece cara!	Fliege du jetzt übers Land!
Mash te maro men ana,	Bring' uns Fleisch und Brot,
Na hin menge bibaçta!	Ende unsre Not!
Pastungori the ures,	Fliegst du links, so stürze nieder,
Kiya menge na th' aves;	Komm' zu uns du nimmer wieder;
Upro shero tut' angar!	Auf den Kopf dir glüh'nde Kohlen!
Meriben tut' pro duvar!	Mag der Tod dich selber holen!

Schreit sie auf einem Dache, so kann man auf unangenehmen Besuch rechnen. Fliegt sie bei einem Hochzeitszuge rechts auf, so wird der Gattin die Ehe gar bald lästig werden; fliegt sie links auf, so wird der Gatte gar bald seiner Gattin überdrüssig. Hält man Elsteraugen gegen das Mondlicht, so kann man darin seinen Nebenbuhler erblicken.

3. Staar.

Mit seinen Augen verfährt man auf dieselbe Weise, um seinen Nebenbuhler kennen zu lernen. Gibt man einem Weibe die Zunge dieses Vogels, in Speise gemischt, zu essen, so wird es im Schlafe alle seine Herzensgeheimnisse ausplaudern. Staare, wo immer zu erblicken, gelten für ein gutes Vorzeichen.

---

[1]) Ueber den Weih s. mein Werk: „Vom wandernden Zigeunervolk“, S. 128.

III. Sperlingsvögel.

1. Sperling.

„Zankt“ sich eine Sperlingsschaar auf dem Dache, so wird einer der Hausbewohner erkranken. Fliegt beim Herannahen eines Hochzeitszuges eine solche Schaar scheu auf, so „erlischt bald die Liebe“ des jungen Paares; scheucht ein Leichenzug Sperlinge auf, so wird der Todte im Jenseits keine Ruhe haben. Um ihm diese zu verschaffen, streuen die serbischen Wanderzigeuner Feldfrüchte auf das Grab. Haben bis zum nächsten Tage diese Früchte die Sperlinge aufgezehrt, so gilt dies als gutes Vorzeichen für die Ruhe des Verstorbenen. Fliegt ein Sperling in eine Wohnung, so zeigt dies Familienvermehrung an. Will Jemand erfahren, welche seiner Kinder ihn überleben werden, so nimmt er alle Eier aus einem Sperlingsnest heraus, sticht sie am spitzen Ende mit einer Nadel an, nachdem er vorher jedem Ei ein Zeichen gegeben, wobei er sich je eines seiner Kinder denkt, und legt sie in einen wassergefüllten Napf. Eier, deren Inhalt bis zum nächsten Morgen ausgeflossen ist, zeigen diejenigen seiner Kinder an, die er überleben wird. Excremente eines Sperlings, sowie alle Vogelexcremente überhaupt, die aus der Luft auf den Menschen herabfallen, gelten als Vorzeichen kommenden Glücks. Fallen sie auf ein unfruchtbares Weib, so wird dasselbe dereinst noch Kinder zur Welt bringen, bei einem schwangeren Weibe zeigen sie Zwillingsgeburt an.

2. Finken.

Ein Kinderlied der siebenbürgischen Zeltzigeuner lautet:

Sigo, sigo!	Schnell, schnell!
Cilo, cilo!	Stock, Stock!
Ciral, ciral,	Käse, Käse,
Ná perminal!	Es donnert nicht!

Donner und Blitz sind im zigeunerischen Volksglauben nicht Wirkung und Ursache. Der Donner ist die Stimme

des Windkönigs, wenn er die Blitze vor sich hertreibt (s. Abschnitt III, S. 51). Besonders laut ist seine Stimme, wenn er sich darüber ärgert, dass sich „seine Kühe nicht melken lassen“ [1]). Lässt ein Fink in der Nähe einer Wohnung seinen Ruf ertönen, so wird man Geschenke erhalten. Ruft er einem Hochzeitszug entgegen, so wird das junge Ehepaar in der Ehe reich und glücklich werden.

3. Gimpel.

Ist ein in jeder Beziehung unheilverkündender Vogel, und wird sogar als „Brandstifter“ verdächtigt (s. Abschnitt VIII). Tröpfelt man Blut eines Gimpels auf das Haupt eines Schlafenden, so wird er im Schlafe alle seine Sünden ausplaudern.

4. Lerchen.

Wer bei seinem ersten Ausgange in der Frühe Lerchen singen hört, der wird im Laufe des Tages irgend ein glückliches Ereigniss erleben. Singen die Lerchen während einem Leichenbegängniss, so heisst es bei den siebenbürgischen Wanderzigeunern, dass sich der Todte „gut befinde“ und sich nicht zu seinen Hinterbliebenen zurücksehne. Fliegt die erste Lerche, die eine heiratslustige Maid im Frühjahr erblickt, rechter Hand auf, so wird sie noch im Laufe dieses Jahres heiraten.

IV. Singvögel.

1. Nachtigall.

Singt in der Nacht eine Nachtigall in der Nähe der Zelte, so soll man einen Napf voll Milch [2]) ins Freie stellen, denn ein Verstorbener schleicht um die Zelte herum und sehnt sich nach seinen Hinterbliebenen. Hört ein Wanderer

[1]) S. das 13. und 44. Märchen meiner Sammlung: „Volksd. d. siebenb. u. südungar. Zig.“.

[2]) S. „Vom wandernden Zigeunervolk“ bezüglich der Milch, S. 305.

in der Nacht eine Nachtigall singen, so wird ihn ein Verlust treffen. Liebende sollen den Nachtigallengesang nicht anhören, sondern sofort auseinander gehen, denn es bedeutet dieser Gesang für sie baldige Trennung.

2. Rotkehlchen.

Als „Brandstifter" s. Abschnitt VIII.

3. Drosseln.

Die Wachholderdrossel zeigt, wenn sie in grossen Schaaren erscheint, grosse Teuerung und Hungersnot an. Die Misteldrossel und Schwarzdrossel gilt für einen Unglücksvogel. Singt sie in der Nähe eines Hauses oder Zeltes, so wird Jemand von den Bewohnern erkranken. Eine Braut soll einer singenden Drossel nicht zuhören, denn der Vogel könnte ihr mit menschlicher Stimme ihr zukünftiges Schicksal in der Ehe erzählen. Im Jahre 1886 sollte die Zigeunermaid Julie Cürös aus dem Stamme Kukuya, gegen ihren Willen, den Witwer Samuel Fickó heiraten. Ihre Brüder waren auch gegen diese unpassende Ehe. Als nun die Maid einer singenden Drossel zuhörte, versteckte sich ihr Bruder Paul im Gebüsch, der andere Bruder aber rief seine Mutter herbei, damit sie auch die Prophezeiung der Drossel anhöre. Paul prophezeite nun mit verstellter Stimme ein Unglück nach dem andern, das die Braut in der Ehe treffen solle. Erschreckt lief die Mutter von dannen und die Ehe kam nicht zu Stande.

4. Zaunschlüpfer.

Hält sich dies Vöglein in der Nähe menschlicher Wohnungen auf, so heisst es im Volksglauben der siebenbürgischen Zigeuner, dass man vor seinen Feinden auf der Hut sein solle. Das zufällige Sehen mehrerer solcher Vöglein bedeutet grosses Unglück.

V. Sperrvögel.

1. Schwalben.

Die Schwalbe gilt für eine Glücksvogel; wer sie am Morgen beim ersten Austritt aus seiner Wohnung singen hört, wird an dem Tage Erfolg in seinen Unternehmungen haben. Fliegt eine Schwalbe in eine Krankenstube, so wird der Kranke bald genesen; fliegt sie einem Hochzeitszuge entgegen, so wird das junge Paar in der Ehe glücklich sein. Wer eine Schwalbe tödtet, wird Unglück mit seinen Kindern haben; denn der Sage nach soll das erste Schwalbenpaar ein verwünschter Mann und dessen Gattin gewesen sein, die aus übergrosser Liebe zu ihren Kindern mit Gott fortwährend haderten und von ihm schliesslich in Schwalben verwandelt wurden. Ein Sprichwort der siebenbürgischen Zeltzigeuner sagt: „De maro rakleske te na mara fecke!“ (Gieb Brot dem Kinde, und nicht schlage die Schwalbe) [1]. Fliegt eine Schwalbe in eine Wohnung, in der sich ein schwangeres Weib befindet, so wird das Weib ein Kind zur Welt bringen, das im Leben viel Glück haben wird. Fällt ein Junges aus dem Schwalbenneste heraus, so soll man es so lange bei sich behalten, bis es stirbt, und dann den Cadaver unter das Ehelager vergraben. Man erzeugt dann „glückliche Kinder“.

VI. Klettervögel.

1. Wiedehopf.

Wer einen Wiedehopf erblickt, dem steht ein freudiges Ereigniss bevor; wer sein Nest entdeckt, wird bald viel Geld erhalten. Gibt man seinen Federbusch zu Pulver verbrannt den Pferden zu fressen, so werden dieselben selbst in der dunkelsten Nacht den Weg nicht verfehlen.

[1]) S. das Kinderlied auf S. 126 meines Werkes: „Vom wandernden Zigeunervolk“.

2. Spechte.

Wo immer diese Vögel erscheinen, gelten sie immer als glückliches Vorzeichen. Klopft ein Specht auf dem Hausdache, so wird man angenehmen Besuch und Geschenke erhalten. Erblickt eine Braut an ihrem Hochzeitstage einen Grünspecht, so wird sie in der Ehe reich werden; erblickt sie einen Schwarzspecht, so bleibt ihr Gatte „stets treu“. Spechte in der Nähe eines Kranken zeigen dessen langsame, aber sichere Genesung an. Erscheinen sie öfter in der Nähe schwangerer Weiber, so werden dieselben flinke und fleissige Kinder zur Welt bringen. Als „Brandstifter“ s. Abschnitt VIII.

VII. **Leichtschnäbler.**

Kuckuck.

Hören die Zigeuner den Kuckuck im Frühjahr zum ersten Mal schreien, so sagen sie: „Bald stehen die Keshalyi auf!“[1]) (Palekode Keshalya uprushcen!) Es heisst nämlich, der Kuckuck sei der Bote der Keshalyi, bei denen er den Winter zubringt und die ihn im Frühjahr aussenden, um zu erfahren, ob es schon Lenz sei. Wenn es recht warm ist, kehrt er von der Reise müde und krank zu den Keshalyi (Waldfeen) zurück, wo er in Baum- und Erdhöhlen den übrigen Teil des Jahres zubringt. Nur im Frühling ist er gesund; er heisst daher auch „kranker Vogel“ (ciriklo nasvalo).

Hört man den Kuckuck zum ersten Mal im Jahre in liegender Stellung schreien, so wird man das ganze Jahr hindurch kränkeln, wenn man nicht etwas Rinde von dem Baume isst, auf welchem der Vogel gesessen, und dabei die Worte spricht: „In deinen Kopf die Krankheit!“ (Andro t'ro shero nasvalyipen!) Liegt ein Kind auf der Erde und hört man den Kuckuck rufen, so soll man es sofort aufheben, sonst erkrankt es. Legt man eine Kuckucksfeder unter das Lager eines Schwerkranken und findet man am

[1]) S. Abschnitt I, S. 2.

nächsten Tage auf derselben Ameisen vor, so wird der Kranke genesen.

Hört man diesen Vogel im Frühjahr zum ersten Mal rechts schreien, so wird man das Jahr hindurch Not leiden. Auch der zigeunerische Volksglauben mutet ihm die Rolle eines Bettelmannes zu. Eine Sage der siebenbürgischen Zeltzigeuner erzählt: „Einst kam der heilige Nicolaus zu einem reichen Bauern, der gerade von zu Hause abwesend war. Der heil. Nicolaus war gar hungrig und als er in der Kammer Brot und Wein fand, ass und trank er. Inzwischen kam der reiche Bauer nach Hause und horchte auf, als aus der Kammer der Ton: »Gluck, Gluck, guk, guk!« zu ihm drang; denn jedes Mal, wenn der heil. Nicolaus sich aus der Flasche Wein eingoss, gab dieselbe diesen Ton von sich. Neugierig öffnete der Bauer die Kammertüre, und als er den ihm unbekannten Heiligen erblickte, rief er erzürnt aus: »Du also, du diebischer Bettler, machst Gluck, guk-guk!« Hierauf warf er den heil. Nicolaus von seinem Gehöfte hinaus auf die Strasse. Der Heilige verfluchte nun den Bauer, indem er sprach: »Werde ein heimloser Vogel und schreie dein Leben lang Guk-guk!«" [1]). In der sprichwörtlichen Redensart der südungarischen Zigeuner heisst es: „Barvales hin te leske hin ker, sar kukuyeske!" (Er ist reich und hat ein Haus, gleich dem Kuckuck, d. h. er ist reich und hat doch nichts.)

Mädchen sollen die Kuckucksrufe nicht zählen, denn jeder Ruf gilt ein Jahr mehr bis zu ihrer Verheiratung. Jeder Ruf des Kuckucks gilt für den Zählenden ein Lebensjahr.

VIII. Tauben.

Dem Volksglauben nach holt sich jede Taube, sowohl die Feld- und Haustaube, als auch die Turteltaube, einmal

---

[1]) S. die Lieder im „Wandernden Zigeunervolk", S. 125.

in ihrem Leben Futter vom „Allsamenbaum“ (s. Abschnitt III, S. 52). Die Kinder rufen der Taube zu:

Pinsteri, upro ruk, ruk!	Taube, auf dem Baum, Baum!
De mange rup, rup, rup!	Gieb mir Silber, Silber!

Sie antwortet:

Upro ruk, ruk,	Auf dem Baum, Baum,
Avlas rup, rup, rup!	War Silber, Silber, Silber!

nämlich auf dem „Allsamenbaum“. Auffliegende Tauben bedeuten Erfolg in der Unternehmung. Kreisen sie über einem Hochzeitszug, so werden die Eheleute reich; bei einem Leichenzug zeigen sie an, dass es dem Todten „wohl ergehe“. Setzt sich eine fremde Taube auf das Hausdach, so erhält man Geschenke, Kranke erlangen ihre Gesundheit wieder; schwangere Weiber bringen Kinder zur Welt, die in der Ehe überaus glücklich werden. Girrende Turteltauben zeigen angenehme Begegnung an. Nordungarische Zigeunermaide sammeln Taubenfedern, bezeichnen jede einzelne Feder und geben ihr einen Männernamen, worauf sie die Federn in die Höhe werfen. Welche Feder zuerst auf den Boden niedersinkt, nach deren Namen wird der zukünftige Gatte der Maid heissen. Will man wissen, ob man bei einer Unternehmung Nutzen oder Schaden haben wird, so nehme man zwei Taubenfedern, eine weisse (= Nutzen) und eine schwarze (= Schaden) und werfe sie beide in die Luft. Welche zuerst auf den Boden herabschwebt, zeigt den Nutzen oder Schaden an.

IX. **Hühnervögel.**

1. Haushuhn.

Die Dämonen verscheucht die Stimme des Hahnes. In rote Hähne verwandeln sich oft die Hexen, die gerne einen solchen Hahn bei sich halten, der allwissend ist. Kräht ein Hahn einem Wanderer entgegen, so erwartet denselben am Ziel seiner Reise grosse Freude; kräht er, wenn ein Hochzeitszug vorübergeht, so wird es in der Ehe viel Zank

und Streit geben; bei einem Leichenzug bedeutet sein Ruf, dass der Todte bald eines seiner hinterbliebenen Familienmitglieder „zu sich holen wird“. Kräht eine Henne, so soll man sie sofort abschlachten, denn sonst trifft ihren Besitzer grosses Unglück; desgleichen soll man mit einer solchen Henne tun, die weichschalige Eier legt. Am Neujahrstage nehmen die nordungarischen ansässigen Zigeuner ein Hennenorakel vor, indem sie in kleinen Häufchen Feldfrüchte auf den Boden streuen und jedem Häufchen eine Bestimmung beilegen (Glück, Geld, Krankheit, Tod usw.). Dann werden die Hühner zu den Häufchen getrieben und bei welchem derselben die meisten Hühner zu fressen beginnen, dessen Bestimmung wird im Laufe des Jahres den Betreffenden erreichen. Oder man nimmt von verschiedenen Feldfrüchten je ein Körnlein, legt es auf den Boden und gibt ihm je eine Bedeutung; welches von ihnen eine zugelassene Henne zuerst aufpickt, dessen Bedeutung (z. B. Heirat, Krankheit usw.) wird den Betreffenden im Laufe des Jahres zu Teil[1]). — Zankende Hühner bedeuten unangenehme, zankende Hähne aber fröhliche Gäste.

2. Wachteln.

Die Wachtel heisst neben „bereçto“ oder „firyo“ auch „ciriklo bengeskro“ = Teufelsvogel und es werden ihr dämonische Eigenschaften zugeschrieben. Besonders sollen sich die Nivashi-Töchter (Wassergeister) gerne in Wachteln verwandeln und als solche den Tag auf dem Felde zubringen, in der Nacht aber das Getreide wegstehlen. Um dies zu verhüten, soll man in die vier Ecken des Feldes Teile von einer Wachtel oder wenigstens Federn einer schwarzen Henne vergraben, die noch nie gebrütet hat. Wer eine solche, in eine Wachtel verwandelte Nivashi-Tochter fangen

[1]) Vgl. noch „Volksgl. u. rel. Brauch d. Zig.“, S. 8. 10. 27. 29. 41. 60. 77. 99. 102. 118 ff. 125. 135. 144. 145. — Ueber den Hahn s. S. 113. 115. 116. 135. 144.

kann, und das Brustbein derselben isst, das stets rot gefärbt sein soll, der wird sehr klug; daher die zigeunerische Redensart: „Er hat Wachtelknochen gegessen!“ (bereçtengre kokala çalyas). Solche Wachteln vergiften auch die Kräuter, und wenn eine Kuh davon frisst, so gibt sie ihre Milch mit Blut untermischt von sich [1]).

Wer bei seinem ersten Austritt ins Freie am Morgen eine Wachtel schlagen hört, den trifft im Laufe des Tages ein Unglück. Schlägt eine Wachtel in der Nacht in der Nähe eines Zeltes, so zeigt sie Zank und Streit an. Der Ruf einer oder gar mehrerer Wachteln bei einem Hochzeitszug bedeutet, dass dem jungen Paare alle Kinder wegsterben werden [2]). Schwangere Weiber sollen, so oft sie den Wachtelruf vernehmen, ausspeien, sonst bringen sie ein todtes Kind zur Welt. Wachtelrufe während einem Leichenbegängniss zeigen an, dass der Todte sich nicht wohl fühle, und man muss ihm Speisen aufs Grab legen.

Serbische und rumänische Zeltzigeuner kennen auch ein Wachtelorakel. Hat ein Zigeuner eine Wachtel allein verzehrt, so sammelt er ihre Knochen, gibt jedem derselben eine Bedeutung (z. B. Heirat, Krankheit, Tod usw.) und wirft sie dann verstreut auf den Boden. Welche dieser Knochen ein herbeigerufener weisser Hund zuerst aufschnappt, deren Bedeutung wird in nächster Zukunft eintreffen.

X. **Stelzvögel.**

1. Störche und Reiher.

Fliegt der Storch, den man im Frühjahr zum ersten Mal sieht, so wird man im Jahr „gut vorwärts kommen“; steht er auf einem Beine, so erleidet man viel Schaden, und klappert er, so wird man viel Unannehmlichkeiten durch

---

[1]) Vgl. auch „Volksgl. u. rel. Brauch d. Zig.“, S. 77. 78. 118. 122. 125. und „Vom wandernden Zigeunervolk“, S. 127.

[2]) Ueber die Erschaffung der Wachtel s. das 10. Märchen meiner Sammlung: „Volksdichtungen der siebenb. u. südung. Zig.“, S. 193.

Zank und Streit haben. Sieht eine Maid den ersten Storch im Frühjahr stehen, so wird sie in dem Jahre nicht heiraten; klappert er, so wird sie Mutter, ohne geheiratet zu haben; fliegt er, so kann sie auf baldige Heirat rechnen. Fliegen Störche oder Reiher über einen Hochzeitszug, so wird das Ehepaar viele Kinder bekommen. Der Storch gilt auch bei den Zigeunern für den Kinderbringer, und Säuglinge werden kosend „cangesli“ (Storch) genannt [1]. Schwangere Frauen glauben, wenn sie einen Storch auffliegen sehen, dass sie gar leicht die Geburt überstehen werden. Klappert ein Storch auf einem Dache, so zeigt er Gäste an. Fliegen Störche und Reiher im Herbste bei ihrem Abzug über ein Haus hinweg, so werden dessen Bewohner bis zu ihrer Rückkunft keinen Mangel an Lebensmitteln erleiden. Steht ein Storch auf einem Grabe, so heisst es: der Todte habe keine Ruhe, sein Herz brenne und man muss, wenn man auch den Todten nicht gekannt hat, Wasser auf sein Grab giessen. Ueber den Storch als „Brandleger“ s. Abschnitt VIII.

2. Kraniche.

Sieht man einen Zug Kraniche fliegen, so soll man die Hände in die Taschen stecken, sonst wird man bald einen Geldverlust zu beklagen haben.

3. Rallen.

Hört ein schwangeres Weib eine Wiesenralle (Wachtelkönig) rufen, so soll es den Mund mit der linken Hand zudecken, sonst wird es ein Kind gebären, das Tag und Nacht weint. Ruft ein Wachtelkönig während eines Leichenbegängnisses, so stirbt bald Jemand aus der Familie des Todten. Geht man auf Diebstahl aus und hört einen Wachtelkönig, so soll man recht auf der Hut sein, denn man wird sonst ertappt werden.

---

[1]) S. das Kinderlied in meinem Werk: „Vom wandernden Zigeunervolk“, S. 127.

XI. Schwimmvögel.

Gänse und Enten.

Begegnet man einer Gänse- oder Entenschaar, so kommt man bald zu einer fröhlichen Gesellschaft. Fliegen solche Tiere über einen Hochzeitszug hinweg, so wird der Gatte in der Ehe von den Verwandten seiner Frau gar viel zu leiden haben. Fauchen die Gänse einen vorübergehenden Menschen an, so wird ihm viel Uebles nachgeredet. Schnappen Gänse oder Enten nach dem Kittel einer Maid, so gedenkt Jemand sie zu heiraten. Ein merkwürdiges Orakel haben die südungarischen Zigeuner: Will ein Mann erfahren, ob die Eltern einer Maid ihm dieselbe zum Weibe geben werden, so wirft er einen Gänsekopf in die Feuersglut. Oeffnet sich nun der Gänseschnabel, so werden die Eltern in die Ehe einwilligen; bleibt er aber geschlossen, so wird er von ihnen abgewiesen werden. Dieses Orakel kennt auch die jüdische Landbevölkerung Ungarns und Siebenbürgens.

C. Kriechtiere.

1. Schildkröten.

Trifft man auf dem Wege eine Schildkröte, so soll man auf der Hut sein, denn man wird noch im Laufe des Tages übervorteilt werden. Sieht eine Schwangere eine Schildkröte, so soll sie auf dieselbe speien, sonst wird sie grosse Geburtswehen erleiden. Erblicken Brautleute dieses Tier, so sollen sie es auf den Rücken kehren, sonst werden sie in der Ehe stets nur Schaden haben. Wirft man eine Schildkröte ins Feuer und berstet ihre Schale mit lautem Krache, so wird man einem grossen bevorstehendem Unglück entrinnen.

2. Eidechsen.

Kommt eine Eidechse in die Wohnung eines Kranken, so wird er nie gesunden. Erblickt man eine Eidechse, so soll man ihr ein Stückchen Weges nachlaufen, „damit man

sein Glück nicht verliere". Kriecht eine Eidechse über einen liegenden Menschen, so wird er durch seine Ehe unglücklich werden. Eidechsen in der Nähe einer Leiche zeigen an, dass der Todte „Zorn im Herzen" verblichen sei. Um ihn zu versöhnen, soll man seinen Lieblingsgegenstand ihm in das Grab mitgeben.

3. Schlangen.

„Es gibt kaum ein Tier, welches in den religiösen Vorstellungen aller Völker eine so grosse und so mannigfache Rolle spielte, als die Schlange. Es gibt aber auch keinen Tiercult, der mit den wichtigsten religionsgeschichtlichen Fragen so enge verknüpft wäre, als der Schlangencult" [1]). Da die physischen Eigentümlichkeiten der Schlange schon an und für sich so besondere und auffällige sind, dass sie dem Naturmenschen Stoff zu phantastischen Vorstellungen geben mussten, und da ja in jenen Ländern, welche die schlangenreichsten des ganzen Erdkreises sind, — das ist Indien, die Heimat unserer Zigeuner, und Südamerika — die Schlange auch am meisten zu einem Gegenstande der Verehrung wurde, so ist dies gerade „ein deutlicher Fingerzeig, dass es zunächst das Tier, die wirkliche Schlange, war, welche um ihrer physischen Eigentümlichkeit willen zunächst als Fetisch verehrt und erst dann zu einem mythologischen Gebilde umgeschaffen wurde." Von einem mythologischen Gebilde kann bei den Zigeunern heutzutage nicht mehr die Rede sein, obwohl zweifelsohne vor Jahrhunderten der Schlangencult auch beim Volke der Zigeuner in höchster Blüte gestanden sein mag, wie dies schon aus dem heutigen Volksglauben zu erschliessen ist. Die Schlange

---

[1]) S. Winternitz, M., Der Sarpabali, ein altindischer Schlangencult in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft zu Wien, Bd. XVIII. — Ueber die Schlange im Volksglauben der Zigeuner s. ausführlich an den betr. Stellen meines: „Volksgl. u. rel. Brauch d. Zig.".

trat auch bei diesem Wandervolke in vielfache Beziehungen zur Heilkunde. Alle möglichen Arzneien und Zaubermittel bereiten die Zigeunerinnen aus den Schlangen, Blindschleichen und Eidechsen, denn tiefgewurzelt ist im Volke der Glaube an die Heilkraft dieser Tiere, die ihrem Wesen nach im Volksglauben zu denjenigen Bildungen gehören, „welche von der einen Seite Schutz und Segen gewähren, von der anderen Tod und Vernichtung erzeugen, — und dieser Gedanke des entgegengesetzten Dualismus in einer und derselben Erscheinung findet sich nicht nur im klassischen, sondern im gesamten Altertum deutlich erkannt und ebenso deutlich ausgeprägt“. So erscheinen die Schlangen auch im Volksglauben der Zigeuner nicht nur als krankheiterregende Dämonen, die mit den Krankheitsgeistern in enger Verbindung stehen, sondern auch als wohltätige, heilende Wesen, als Haus- und Glücksgeister für Mensch und Tier. Wer in seinem Hause eine Schlange sieht, dem steht grosses Glück bevor, und in wessen Stalle eine Schlange wohnt, dessen Viehstand gedeiht und vermehrt sich; aber mit der Tötung einer solchen Schlange weicht Glück und Segen aus dem Gehöfte. Kriecht eine Schlange oder Blindschleiche über den Weg, so wird man nach manchen Unannehmlichkeiten grosses Glück haben. Erscheint ein solches Tier in der Nähe eines Kranken, so wird er zwar noch lange Zeit krank bleiben, aber schliesslich doch gesunden. Brautleute und Schwangere sollen, wenn sie eine Schlange erblicken, umkehren, denn sie bedeutet für sie Unglück. Sieht man die erste Schlange im Frühjahr, so reisse man ein Gras aus dem Erdboden und verschlinge es; dadurch bleibt man bis zum nächsten Frühling vor Krankheit geschützt. Eilt die erste Schlange, welche eine Maid im Frühjahr erblickt, rasch davon, so wird das Mädchen in diesem Jahre nicht heiraten; bleibt sie aber ruhig liegen, so heiratet die Maid bald; ringelt sie sich, so stehen der Heirat zwar grosse Hindernisse im Wege, aber sie wird doch zu Stande

kommen. Wer eine Schlange zu Ostern sieht, der bekommt im Laufe des Jahres viele Geschenke.

D. Lurche.

1. Frösche.

Fängt eine siebenbürgische Zigeunermaid am St. Johannistag einen Laubfrosch, so sperrt sie ihn in einen irdenen Napf ein, dessen Seitenwände sie mit zahlreichen Bohrlöchern versieht. Den Napf vergräbt sie dann in einen Ameisenhaufen. Nach einundzwanzig Tagen gräbt sie den Napf heraus. Haben die Ameisen den Frosch aufgezehrt, so wird sie der Bursche, den sie meint, heiraten, besonders wenn sie die zurückgelassenen Froschknochen zu Pulver gerieben mit spanischen Fliegen in die Speisen des Burschen mischt. Mit solchen Froschknochen verkaufbare Gegenstände zu berühren, halten die siebenbürgischen Zigeuner für sehr gut, denn man erhält dadurch gar viele Käufer für den Gegenstand. Wer am Ostertage Frösche oder Fische sieht, wird den Sommer über nur Wasser trinken, d. h. er wird Not leiden. Hört man bei wichtigen Unternehmungen Frösche quaken, so wird man Erfolg haben. Dem ersten Frosch, den man im Jahre sieht, soll man nachspeien, sonst wird man krätzig.

2. Kröten.

Eine Kröte soll man nicht tödten, denn tut man es absichtlich, so hat man neun Jahre lang kein Glück. Wenn eine Kröte in einer Wohnung erscheint, so folgt ihr bald das Glück nach [1]). Erscheint sie in einem Hochzeitshause, so zeigt dies Kinderreichtum an; kommt sie aber in die Nähe eines Kranken, so wird sich sein Leiden noch steigern (s. Abschnitt I, S. 4). Schwangere Weiber sollen Kröten aus dem Wege gehen und sie bei Leibe nicht anspeien, denn

[1]) Ueber „Glück und Unglück“ s. den betreffenden Abschnitt (II) meines „Volksgl. u. rel. Brauch d. Zig.“, S. 40 ff.

das Kind wird die „Krätze“ bekommen und schwer sprechen lernen. Wer einem Tiere, das eine Kröte abgefangen hat, die Beute entreisst, der lebt sieben Jahre länger, als ihm ursprünglich bestimmt war. Auf einen Menschen von sehr hohem Alter sagt man: „Bute grapoden muntudyas“ (er hat viel Kröten befreit). Erblickt man viele Kröten beisammen, so wird man bald eine Erbschaft machen; erscheinen sie aber in der Nähe einer Leiche, so brechen bald epidemische Krankheiten aus. Erblickt man auf einem freien Platze eine Kröte, so lege man in einer gewissen Entfernung Strohhalme oder Gräser im Kreise um sie herum. Bei jedem Halm denke man sich etwas, und über welchen Halm die Kröte kriechen wird, das wird auch eintreffen.

E. Fische.

Sieht man viele Fische auf dem Wasserspiegel herumschwimmen, so trifft man bald Freunde an; ein einzelner Fisch ist aber das Vorzeichen kommender Trauer. Wenn schwangere Weiber Fische sehen, so sollen sie ausspeien, sonst bleiben ihre Kinder stumm. Wenn man um Mitternacht Fische isst, so hat man Träume, die früher oder später in Erfüllung gehen.

Folgende Art des Fischorakels kennen die südungarischen Zigeuner: Ein lebendiger Fisch wird mitten durch den Hinterleib in der Nähe der Schwanzflosse mit einem Nagel abends an einen Baum befestigt. Lebt am nächsten Tage noch der Fisch, so gilt dies als ein gutes Vorzeichen; ist er aber todt und blutig, so deutet dies Unglück an[1]).

---

[1]) Ueber den Fisch s. noch meinen: „Volksgl. u. rel. Brauch d. Zig.“ an den betr. Stellen.

F. Gliedertiere.

a) Insecten.

I. Käfer.

1. Holzbohrer.

Die Töne dieses Käfers, „sviri bengeskro“ = Teufelshammer genannt, gelten als Vorzeichen kommenden Unglücks. Hört man ihn in der Nähe eines Kranken, so stirbt derselbe bald, wenn man nicht an die Stelle, woher der Ton dringt, ein Kreuz hinmalt. Eine Verwünschung der südungarischen Zigeuner lautet: „Du mögest den Teufelshammer hören“ (sviri bengeskro tu th' ashunes).

2. Marienkäfer.

Dieses Tierchen, im Zigeunerischen „koka“ genannt, ist auch den Indern vorzüglich geheiligt und heisst im Sanskrit „Indra-gopa“. Im zigeunerischen Volksglauben gilt es als glückliches Vorzeichen in jeder Beziehung. Wo viele solcher Käferchen erscheinen, dort wird das Korn gedeihen. Auf wessen Hand es sich setzt, der wird Geschenke erhalten. Die Kinder der siebenbürgischen Zeltzigeuner singen ihm zu:

Koka ñilayakri tu th' ura!	Sommervöglein fliege, flieg'!
Kiya dayake tu ura!	Hin zu meiner Mutter flieg'!
Pen tu: amen may jidas,	Sag': wir wollen Beide leben,
Del yoy mare, balabash!	Brot und Speck soll sie uns geben!

Die meisten deutschen Kinderreime, „die so zahlreich an diese Tierchen gerichtet sind, behandeln dasselbe als eine Milch und Butter gebende Kuh, die wohl auch, nebst der Milch, die Milchbrocken und Wecken, das Butter- und Zuckerbrot mitbeschere“ [1]).

Findet eine Zigeunermaid ein Käferchen, das mehr als sieben Punkte hat, so heiratet sie noch in diesem Jahre.

[1]) S. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, S. 93.

3. Johanniswürmchen.

Dem zigeunerischen Volksglauben nach soll sich das Johanniswürmchen an Stellen aufhalten, wo Gold vergraben ist, und wenn es stirbt, so wird es auch in Gold verwandelt. Wer ein solches Leuchtkäferchen erblickt, wird bald zu Geld gelangen. In der Nähe eines Hochzeitshauses zeigen diese Käferchen zukünftigen Wohlstand in der Ehe an. Erscheinen sie aber in der Nähe eines Kranken, so wird derselbe gar schwer gesunden. Glänzt ein solches Käferchen auf einem Grabe, so sehnt sich der Todte zurück ins Leben, und man soll das Käferchen tödten, damit man dem Verstorbenen die Ruhe verschaffe [1]).

II. Schmetterlinge.

Wer am ersten Ostertag einen Schmetterling sieht, der wird „das ganze Jahr hindurch betrunken sein“. Sieht man im Frühjahr zum ersten Mal einen Schmetterling, der schwärzlich ist, so wird man im Jahre viele Flöhe haben; ist der erste Schmetterling aber weiss, so wird man Läuse haben; ein Glaube, der sich auch bei den Siebenbürger Sachsen vorfindet. Fliegt ein Schmetterling auf einen Kranken, so tritt bald eine Veränderung in seinem Zustande ein. Weisse Schmetterlinge zeigen bei einem Hochzeitszuge „Glück und Frieden“ in der Ehe an; schwarze dagegen Zank und Streit. Setzt sich ein Schmetterling auf einen Säugling, der an der Mutterbrust saugt, so wird er ein grosser Trunkenbold, wenn man den Schmetterling nicht tödten kann. Nachtfalter gelten als ungünstiges Vorzeichen (vgl. Abschn. V, S. 106).

III. Hautflügler.

1. Bienen.

Wer eine Honigbiene absichtlich tödtet, der wird krank. Fliegt eine Biene, welcher Art immer in eine Woh-

[1]) S. das Kinderlied in meinem Werke: „Vom wandernden Zigeunervolk“, S. 129.

nung, so vernimmt man bald eine unangenehme Nachricht. Wer einen Bienenschwarm antrifft, der wird einen grossen Schaden erleiden. Setzt sich eine Biene auf einen Säugling, so wird er in seinem Leben „manchen guten Tag haben“. Wen eine Biene zufällig sticht, der wird bald „Kummer und Leid“ erfahren. Sieht ein Brautpaar während dem Hochzeitszuge einen Bienenschwarm, so wird es in der Ehe nur Zwist und Zank geben; bei einem Leichenbegängniss aber zeigt ein Bienenschwarm an, dass der Todte sich nicht mehr ins Leben zurücksehne. Summt die erste Biene, die man im Lenze sieht, so wird man im Jahre eine schwere Krankheit oder ein Unglück haben. Zertritt eine Schwangere absichtlich eine Biene, so „zertritt sie damit ihre Leibesfrucht“.

2. Wespen und Hummeln.

Wespen und Hummeln soll man bei menschlichen Wohnungen nicht nisten lassen, denn sie „bringen Zank und Streit in das Haus“. Trifft man ein Wespennest an, so wird man sich mit feindlich gesinnten Menschen begegnen [1]).

3. Ameisen.

Das Erscheinen von Ameisen bei einem Hochzeitszuge zeigt künftigen Kinderreichtum des jungen Ehepaares an. Wer auf einen Ameisenhaufen sein Wasser abschlägt, verliert seine Potenz [2]). Kriechen zahlreiche Ameisen an einem Menschen empor, so wird er unverhofft zu Geld gelangen; kriecht aber eine Ameise auf einem aufgebahrten Todten herum, so wird bald Jemand aus dessen Familie sterben.

---

[1]) Wespen und Hummeln werden als Begleiter der Phuvushe (Erdgeister) gedacht und gelten für die Wächter der verborgenen Schätze; s. das Kinderlied in meinem Werk: „Vom wandernden Zigeunervolk“, S. 130.

[2]) Ueber die mythologische Bedeutung der Ameise im indischen Mittelalter s. Andrian a. a. O., S. 40 und 90.

Erblickt man einen Ameisenhaufen, wo die Ameisen die Larven und Puppen hin- und herschleppen, so wird man bald einen Schaden zu beklagen haben. Nisten Ameisen in einer Wohnung, so wird der Hausfrieden durch Fremde bald gestört werden. Legt man eine kupferne Geldmünze in einen Ameisenhaufen und wird dieselbe bis zum neunten Tage „grün" gefärbt sein, so wird man als Maid einen reichen Mann heiraten, als Mann aber eine fleissige Frau bekommen.

IV. **Zweiflügler.**

1. Fliegen und Mücken.

Belästigt Jemanden auffallender Weise eine Fliege, so wird er eine unangenehme Nachricht hören; dasselbe gilt auch von einer Mücke, die „in die Ohren summt". Sperrt man eine Schmeissfliege in einen Napf ein, so wird man eine erwünschte Nachricht bald erhalten, wenn die Fliege lange und anhaltend im Napfe summt.

2. Flöhe.

Wenn einen ein Floh in die rechte Hand sticht, so bekommt man Geld; sticht er in die linke Hand, so wird man in Geldangelegenheiten etwas Unangenehmes erfahren.

V. **Halbflügler.**

1. Zirpen.

Singen Cicaden in der Nähe einer Wohnung, so wird man einen angenehmen Besuch erhalten. Springt eine Cicade auf einen Mann, so wird er bald „bei einem Weibe sein Glück machen"; springt sie auf ein Weib, so wird dasselbe bald gesegneten Leibes sein. Hört man auf nächtlicher Wanderfahrt singende Cicaden, so wird Einem gar bald eine angenehme Ueberraschung zu Teil.

2. Läuse.

Kriecht Einem eine Laus auf dem Erdboden entgegen, so wird man bald eine Schande erleben; sieht man

sie, von sich entfernend, davonkriechen, so wird man bald in einer Unternehmung Schaden erleiden [1]).

VI. Geradflügler.

Grillen und Heuschrecken.

Auftauchende Grillen und Heuschrecken gelten für den Wanderer als schlimme Vorzeichen. Zirpt eine Grille im Hause, so wird bald der Familienfrieden gestört werden. Springt eine Heuschrecke in die Wohnung, so wird man unangenehme Nachricht erhalten.

Ist Einem etwas gestohlen worden, so fängt man eine Heuschrecke ab, bildet auf dem Erdboden einen Kreis aus mehreren Grashalmen und gibt jedem derselben einen Namen von den Personen, die man des Diebstahls verdächtigt. Dann setzt man die Heuschrecke in die Mitte des Kreises und über welchen Grashalm sie hinüberspringt, so heisst auch der Dieb. Dasselbe Verfahren wird beim Liebesorakel beobachtet. Ueber welchen Halm die Heuschrecke hinüberspringt, den Namen wird auch der zukünftige Gatte oder die Gattin haben. Bei den serbischen Zeltzigeunern stellen sich die Maide in einen Kreis auf, in dessen Mitte sie eine Heuschrecke legen; auf welche Maid die Heuschrecke zuspringt, die wird auch vor allen anderen heiraten [2]).

b) Spinnen.

Kriecht eine Kreuzspinne an einem Menschen herum, so wird er bald namhaften Schaden erleiden. Steigt eine Spinne an einem Faden in der Nähe des Menschen empor, so wird er in einem Unternehmen demnächst grossen Nutzen haben; lässt sie sich aber am Faden herab, so wird ihn Schaden treffen. Läuft eine Spinne über die rechte Hand,

---

[1]) Selbst oberflächliche Beobachter der Zigeuner können bezeugen, dass man dies Ungeziefer bei diesem Volke in den seltensten Fällen antrifft.

[2]) Ein Kinderlied über die Grille s. „Vom wandernden Zigeunervolk“, S. 129.

so wird man Geld erhalten; läuft sie aber über die linke hinweg, so wird man unerwartete Auslagen haben. Eine Spinne am Morgen zeigt — dem Volksglauben der rumänischen und serbischen Zigeuner gemäss — Jedem einen „guten Tag“ an; eine Spinne am Abend bedeutet Trauer und Verdruss; die Spinne am Abend soll man aber dennoch nicht tödten, denn sie ist der „Seufzer eines mutterlosen Kindes“ (shohaytashi yek bidayakre caveskro). Im Volksglauben der ungarischen Zigeuner ist auch die Spinne am Morgen ein schlimmes Vorzeichen; man soll sie zertreten, denn sie ist der „Hauch eines bösen Menschen“ (phurdipen miseç manusheskro).

c) **Krebse.**

Gibt man einer Maid pulverisirte Krebsaugen ein, so wird sie im Schlafe alle ihre Liebesgeheimnisse ausplaudern. Ein Krebs-Augurium ist den siebenbürgischen Zeltzigeunern bekannt: Man nimmt die roten Schalen gekochter Krebse, gibt jeder eine besondere Bedeutung und spiesst sie dann einzeln auf verschiedene Aeste eines Bäumchens. Auf welchen dieser Aeste sich bis Sonnenuntergang ein Vogel hinsetzt, das wird eintreffen.

G. Würmer. Schnecken.

Würmer, Schnecken, ebenso die Raupen gelten als schlimmes Vorzeichen. Kriecht ein solches Tier über den Weg oder gar auf dem Menschen herum, so wird man an diesem Tage nichts Gutes erleben. Klebt sich eine Schnecke an eine Zeltwand an, so wird bald einer der Bewohner dieses Zeltes in den Kerker kommen. Schwangere sollen jede Schnecke, die sie erblicken, zertreten, sonst werden ihre Kinder gar schwer gehen lernen [1]).

* * *

Dies wäre denn die Zusammenstellung aller der Tierorakel und Orakeltiere, die im Volksglauben der Zigeuner

[1]) Kinderlieder s. a. a. O., S. 130.

eine Rolle spielen und die mir bislang bekannt geworden sind. Manches, was dem Glauben anderer Völker nachweisbar entschwunden ist, finden wir hier wieder. Der Volksglaube der Zigeuner ist eben eine Oase, wohin sich aus dem hastigen Treiben unserer Zeit und vor dem rascher stets und reissender daherflutenden Strome der „Cultur“ so manche Rudimente indogermanischen Volksglaubens hinflüchten.

VII.

Wetterprophezeiung.

Wenn es auch für Jedermann wünschenswert ist, die Beschaffenheit der künftigen Witterung einige Zeit vorher zu wissen, so hat doch nächst dem Landwirt der Wanderzigeuner ein ungleich grösseres Interesse, die Wetterverhältnisse der kommenden Tage wenigstens der Wahrscheinlichkeit nach voraus zu kennen, da er ja auf seiner Wanderfahrt mehr wie jeder Andere von den wechselnden Zuständen der Atmosphäre abhängig ist, und er auch mehr wie jeder Andere der Unbill der Witterung ausgesetzt ist, sowohl im Sommer unter luftigem Zelte, als auch im Winter in den Erdhöhlen und Erdhütten, die er sich zum winterlichen Aufenthalt erwählt. Für seinen Lebensunterhalt ist es in jeder Beziehung von besonderer Wichtigkeit, wenn er weiss, dass ein nasser oder trockener Sommer, ein strenger oder milder Winter bevorsteht; wenn er schon am Abend einen regnerischen, stürmischen Morgen voraus zu bestimmen vermag. Für ihn ist daher jedes Mittel zur wenn auch nur annähernd sicheren Vorausbestimmung der kommenden Witterung von nicht zu unterschätzendem Wert. Die aufmerksame Beobachtung nicht nur der meteorischen Erscheinungen, sondern auch des Betragens der Tiere und Pflanzen, insofern dasselbe dem Volksglauben gemäss auf die kommende Witterung zu schliessen erlaubt, hat bezüglich der Wetter-

prophezeiung beim Zigeunervolke von Generation auf Generation vererbte Schlussfolgerungen festgestellt, die den heimlosen Wanderzigeuner in den Stand setzen, die kommende Witterung mit ziemlicher Sicherheit zu erkennen und darnach seine Wanderfahrt einzurichten. Nicht etwa weil diese Schlussfolgerungen neue und bis dahin ungeahnte Sicherheit in der Vorausbestimmung des Wetters gewährten, sind sie für die Volkskunde von Interesse, sondern weil sie eben zum grössten Teil mit dem Volksglauben der Zigeuner in innigem Zusammenhange stehen und manches Stück zigeunerischen Volksglaubens unserer Erkenntniss näher rücken. —

Aus dem Vorkommen von Nebeln auf den Bergen des Windkönigs, also auf den höchsten Gebirgen (s. Abschn. III, S. 71), und zu gewissen Tageszeiten, aus ihrer Farbe und Gestalt wird oft mit ziemlicher Sicherheit auf das bevorstehende Wetter geschlossen. Bedecken sich bei trockener Witterung im Sommer die Gipfel mit einer weisslichen Nebelschicht, dann heisst es: „der Windkönig schläft" (barvaleskro thagar sovel) und man kann auf anhaltend trockenes Wetter hoffen, wenn diese Nebelschicht bis zum Abend anhält; lässt sie sich aber auf die Berge mittlerer Höhe, auf die „Mondberge" herab, und wenn sie sich in Streifen von heller und dunkler Farbe auflöst, so verkündet sie nahen Regen. Wenn nach einem Gewitterregen aus den Tälern vereinzelte Nebelstreifen aufsteigen, so kann man neuen Regen erwarten; wenn sich aber der Nebel in horizontale Streifen auflöst, dann heisst es: „die Keshalyi sind müde" (Keshalya pçares hin), d. h. sie sind müde ihr Haar zu kämmen, wodurch diese Nebelstreifen entstehen (s. Abschnitt I, S. 3), und man darf auf bessere Witterung hoffen [1]).

[1]) Die Keshalyi (Gebirgsfeen) sind die Töchter des Nebelkönigs, der sie aus Gram über den Tod seiner Lieblingsgattin, die der Sonnenkönig verbrannt haben soll, aus seinem Palaste vertrieben hat. Von seiner zweiten Gattin stammen die „Wolken" her. Oft lassen die Kes-

Wenn bei trockener Witterung grosse, weissliche Wolkenmassen sich langsam über weite Strecken des Himmels ausdehnen, dann heisst es: die Töchter des Nebelkönigs möchten spielen, aber sie fürchten sich vor dem Windkönig; und man kann eine Aenderung des Wetters erwarten, im Sommer Regen, im Winter Tauwetter. Schwimmen kleine, rundliche, weisse Wolken (Schäfchen, auch ungarisch: „bárányfelleg“ = Schäfchenwolken genannt) am Horizont herum, die sich häufig in horizontale Streifen auflösen, so kann man auf warmes, schönes Wetter rechnen. Lassen sich aber grössere Wolken von dunkler Färbung aus der Höhe herab, so sind Regen oder Gewitter zu erwarten.

Schönes Wetter ist zu hoffen, wenn bei Sonnenuntergang die Wolken gleichmässig rot gefärbt sind; wenn die aufgehende Sonne ihre Strahlen durch Wolken („wie durch ein Sieb“) herabsendet; wenn der Morgennebel als Tau herabfällt; wenn der Mond „klar“ ist, d. h. einen lichten Glanz hat. Wenn aber die Wolken bei Sonnenuntergang nur hie und da rot gefärbt sind, so ist Regen oder Wind zu erwarten; ebenso wenn die Sonne hinter gelblichen oder dunkelblauen Wolken untergeht oder wenn sie beim Aufgang bleich ist oder von schmutziggrauen Wolken umringt wird. Das Gleiche hat man zu erwarten, wenn der Morgennebel „in die Luft hinaufsteigt“, oder wenn der Mond bleich ist; ist er rot, so wird sich Sturmwind erheben, im Winter aber grosse Kälte eintreten.

Entstehen oder vergehen die Wolken in der Gegend des Horizontes, woher der Wind bläst, so wird trübes oder hei-

---

halyi ihr meilenlanges Haar hinab in die Täler wehen, wo es als Nebel sichtbar wird, der zigeunerisch neben nebulo und muçlyi auch bal Keshalyakri (Haare der K.) heisst. Schütteln sie ihr Haupt, so entsteht der Hagel, im Zigeunerischen neben paho auch jiuva Keshalyakri, Läuse der Keshalyi, genannt. S. darüber meinen „Volksgl. u. rel. Brauch d. Z.“, S. 11 ff.

teres Wetter eintreten. Ist der westliche Himmel bei sonst trüber Witterung hell, so kann man mit Sicherheit auf heiteres Wetter rechnen; ebenso wenn der Horizont bei sonst bedecktem Himmel hell und klar ist. —

Wichtiger für die Volkskunde sind die Folgerungen aus dem Benehmen der Tiere auf die kommende Witterung. Fliegen Fledermäuse, Nachtvögel und Nachtfalter in grösserer Anzahl herum, so kann man auf andauernd heiteres Wetter hoffen. Wenn die Katze sich auf die Hinterfüsse stellt und mit den Vorderpfoten an Gegenständen herumkratzt, so schneit oder regnet es bald. Ungünstige Witterung zeigen die Hunde an, wenn sie Gras fressen. Kriecht der Bär und der Dachs an einem sonnigen Wintertage aus seinem Baue hervor, so ist das Frühjahr nicht mehr weit. Haben die Feldmäuse noch zu Herbstanfang Junge im Neste, so folgt ein ungewöhnlich trockener und warmer Herbst. Trächtige Hasen zu dieser Zeit zeigen dasselbe an. Sind die Hasen im Herbste überaus fett, so wird der Winter gar streng sein und wenn sie im Winter vom Hunger getrieben in die Nähe menschlicher Wohnungen sich ziehen, von da aber plötzlich verschwinden, so tritt Tauwetter ein. Wenn Pferde und Rinder in der Luft schnuppern, so ist Regenwetter im Anzug. Dasselbe zeigt auch das häufige Schreien der Esel an. Springen Schafe und Ziegen auf der Weide herum, stossen sie sich mit den Köpfen, so tritt andauernd schönes Wetter ein; ebenso wenn sie sich schwer von der Weide in ihre Hürden treiben lassen. Blöken sie aber gar viel und halten im Fressen öfter inne, so ist ein Gewitter im Anzuge. Sind Schweine und Esel in der Neujahrsnacht unruhig, so wird der Sommer trocken sein. Wälzen sich die Schweine im Kot und grunzen sie anhaltend und oft, so tritt Regenwetter ein. Fliegen Adler und Weihe gar hoch, so ist Tauwetter im Winter, und grosse Hitze im Sommer zu erwarten. Kehren die Raben in kleinen Schaaren spät

abends zu ihren Nestern heim, so kann man auf heiteres Wetter hoffen; kehren sie aber zeitig am Abend schreiend und in dichtgedrängten Schaaren zu ihren Schlafstätten zurück, so wird es gar bald schneien oder regnen. Auch die Elster zeigt Tauwetter oder Regen an, wenn sie oft und laut schreit und sich in aussergewöhnlicher Weise das Gefieder putzt. Schreien die Sperlinge anhaltend und laut, so hat man Schnee oder Regen zu erwarten. Grosse Kälte tritt ein, wenn der Sperling Halme im Winter in sein Nest trägt. Kehren die Haubenlerchen und Meisen im Herbste früh in die Dörfer zurück, so wird ein langer Winter sein. Setzen die wilden Gänse mit lautem Geschrei sogar in der Nacht ihre Wanderung fort, so tritt tiefer Schnee und heftige, andauernde Kälte ein. Ziehen die Wandervögel zeitig von dannen, so ist auf einen langen Winter zu rechnen.

Ein am Nachmittag eintretendes Gewitter kann man schon am Vormittag aus dem Gesange der Vögel voraussagen. Singen die Vögel mit aller Kraft, so wird es noch an demselben Tage regnen. Wenn spät im Frühjahre zur Zeit, in welcher die meisten Zugvögel schon angekommen sind, noch Schnee fällt, so vermag man aus dem Benehmen der Vögel zu erkennen, ob der Schnee lange liegen bleibe oder bald schmelzen werde. Wenn die Vögel dann lustig singen, so schmilzt der Schnee bis Mittag; rotten sie sich aber zu Schaaren und lassen sie ihr Gefieder hängen, dann bleibt der Schnee noch lange liegen. Singt der Zaunkönig bei grosser Kälte, so tritt plötzlich Tauwetter ein.

Ungünstiges Frühjahr zeigt das schaarenweise unruhige Hin- und Herfliegen der Vögel an; ebenso das plötzliche Verschwinden der Insekten, die bereits zum Vorschein gekommen. —

Auf Regen kann man bestimmt rechnen, wenn 1. die Gänse und Enten im Wasser rasch und häufig untertauchen; 2. wenn die Hühner zeitig schlafen gehen; 3. wenn sich

die Vögel im Sande baden; 4. wenn die Maulwürfe in einer Nacht an vielen Stellen den Erdboden aufwühlen; dann heisst es: die Phuvashe (Erdgeister) bauen sich eine neue Stadt und brauchen Wasser; — 5. wenn die Schwalben über die Erde hin fliegen; 6. wenn die Kraniche schreiend und einzeln fliegen; 7. wenn der Kuckuck in der Nähe des Dorfes ruft; 8. wenn die Fliegen mehr als je lästig sind; 9. wenn die Flöhe sehr stechen; 10. wenn die Würmer unruhig hin- und herkriechen; 11. wenn die Grillen und Cicaden nicht anhaltend zirpen, sondern nur hin und wieder einen Ton hören lassen; 12. wenn die Kröten abends zahlreich erscheinen; 13. wenn die Fische auf der Wasseroberfläche langsam hin- und herschwimmen; 14. wenn die Schmetterlinge ruhig auf den Blüten sitzen; 15. wenn die Ameisen ihre Larven und Puppen hin- und herschleppen.

Auf anhaltend schönes Wetter aber darf man hoffen, wenn 1. die Vögel munter hin- und herfliegen; 2. wenn sie sich viel mit ihren Schwanzfedern zu schaffen machen; 3. wenn die Tauben laut und anhaltend girren; 4. wenn Schwalben und Lerchen hoch oben fliegen; 5. wenn die Mücken im Abendsonnenschein schaarenweise herumtanzen; 6. wenn die Mistkäfer schaarenweise herumkriechen; 7. wenn die Laubfrösche auf dem Laube sitzen; 8. wenn die Frösche laut quaken. —

Die Beschaffenheit der kommenden Winterwitterung kann man am sichersten aus dem Betragen der Insekten voraussagen. Die Raupen, welche sich im Herbste in Blätter einwickeln, richten sich dabei nach der zu erwartenden grösseren oder geringeren Strenge des kommenden Winters. Ist ihre Hülle weniger dicht, so ist ein gelinder Winter zu erwarten; wenn sie aber mehrere Blätter zu einer dichten Hülle zusammenrollen, so wird der Winter recht streng sein.

Auch aus dem Vorgehen der Ameisen erkennen die Wanderzigeuner den Grad der Winterkälte. Wird im Winter anhaltend grosse Kälte eintreten, so ziehen sich die

Ameisen tief in ihren Haufen hinein, nachdem sie vorher die Oberfläche des Haufens mit Laub, Holzsplittern, Grashalmen bedeckt haben; ist aber ein gelinder Winter zu erwarten, so tun sie dies nicht und sind auch weniger tief unter der Oberfläche ihres Haufens. Sind zur Herbstzeit die Regenwürmer tief in der Erde, so ist ein gar strenger Winter zu erwarten; sind sie weniger tief, so kann man auf das Umgekehrte hoffen.

Der Sommer wird gar trocken sein, wenn Enten und Gänse zeitig im Frühjahr legen und die Staare paarweise herumfliegen; wenn ferner der Stechapfelsamen zeitig zu keimen beginnt und zeitig Spinnen im Freien zu sehen sind.

Die Spinnen gelten auch bei den Zigeunern für anerkannt gute Wetterpropheten. Wenn viele Spinnen „arbeiten“ und ihre Fäden weithin spinnen oder wenn sie Eier legen, so tritt anhaltend trockenes Wetter ein. Wenn sie aber ihre Fäden nur kurz ausspinnen und überhaupt wenig arbeiten, so kann man veränderliche Witterung erwarten; und wenn sie sich in ihre Schlupfwinkel zurückziehen und mit dem Hinterleibe nach aussen gekehrt sitzen, so tritt Regenwetter ein. Wenn die Zimmerspinnen im Winter unruhig in ihren Netzen herumlaufen und mehrere neue Netze übereinander weben, so tritt grosse Kälte ein. Im Grossen und Ganzen stimmen die Beobachtungen der Zigeuner mit denen des französischen Generaladjutanten Quatremer überein, der von den Holländern in Utrecht gefangen gehalten, dem General Pichegru, gestützt auf seine Beobachtungen an Spinnen, 1794 einen andauernden Frost prophezeite, der dann die Eroberung Hollands den Franzosen möglich machte. Quatremer's Schrift, die er über die Wetterprophezeiung der Spinnen herausgab, ist auch ins Deutsche übersetzt worden [1]). —

[1]) S. Hopf, L., Tierorakel und Orakeltiere, S. 221. — Ins Ungarische wurde Quatremer's Schrift von Fr. Pethe übersetzt: „Idö-

Auch aus dem Wetter gewisser Tage schliessen die Zeltzigeuner auf die kommende Witterung. So wie das Wetter in der Christwoche ist, so wird im Grossen und Ganzen auch die Witterung des ganzen Jahres sein. Eine helle, kalte Christnacht zeigt einen trockenen Sommer an. Ist der Himmel am Neujahrsmorgen rot, so werden im Jahre viele Menschen sterben und der Sommer wird regnerisch und windig sein. Wenn zu Georgi Schnee fällt, so kann man auf einen angenehmen Sommer hoffen; regnet und donnert es aber an diesem Tage, so wird es im Sommer gar oft hageln. Heiteres Wetter in der Charwoche zeigt angenehmen Sommer an; regnet es aber zu Ostern, so hat man einen stürmischen Sommer zu erhoffen. Regen zu Johanni und Pfingsten zeigt einen heissen Sommer und häufige Gewitter an. Wenn es nach dem Abzug der Schwalben anhaltend regnet, so tritt der Winter gar spät ein und ist auf häufiges Tauwetter im Winter zu hoffen. Schneit es aber in der Andreasnacht, so bleibt der Schnee lange liegen und der Winter wird gar kalt sein. —

Ein Wetterorakel stellen die siebenbürgischen Wanderzigeuner in der Andreasnacht also an: Ein Gänsefederkiel wird mit Salz gefüllt und in einem geschützten Raum mit der Oeffnung nach unten aufgehängt; ist nach einer Woche das Salz flüssig geworden und herausgeflossen, so wird der Winter schneereich sein; befindet es sich in feuchtem Zustande noch im Federkiel, so wird im Winter häufig Tauwetter eintreten; ist es noch trocken im Federkiele, so wird der Winter kurz und gelinde sein. Oder man lässt Stechapfelsamen in der Andreasnacht draussen im Freien liegen und wirft sie dann am nächsten Morgen in das Feuer. Wenn die Samenkörner mit lautem Gekrach verbrennen, so wird der Winter trocken, aber sehr kalt sein.

---

proféta vagy idöváltozást jövendölö pókok". Pest 1817; 2. Aufl., bei J. Trattner.

Hört man den ersten Donner im Jahre, so schneide man vom ersten besten Baume ein Stückchen Rinde ab; wenn dieselbe auf der innern Seite gar feucht ist, so wird der Sommer regnerisch sein; ist sie aber trocken, so wird den Sommer über zumeist heitere Witterung vorherrschen. Findet man im Sommer viele Wachteleier, die zwar bebrütet, aber nicht ausgegangen sind, so kann man auf einen heiteren, trockenen Herbst hoffen. —

Als eine Art „Wettermacher“ erfreuen sich die Zigeuner bei der rumänischen und serbischen Landbevölkerung Siebenbürgens und Ungarns eines guten Rufes. Ihren Schutzmitteln gegen den Frost, die Dürre und gegen den schädlichen Einfluss anhaltenden Regenwetters auf das Gedeihen der Feldfrüchte messen sie selbst geringen Nutzen bei; aber, „wenn es nicht nützt, so schadet es nicht“, und stets sind sie bereit, dem Landmanne, der viel auf die „glückliche Hand des Zigeuners“ hält, mit ihren Schutzmitteln zu dienen und den „Hagelversicherungsanstalten“ grosse Concurrenz zu machen. Im Volksglauben aller siebenbürgischen Völkerschaften heisst es: der Zigeuner habe eine „glückliche Hand“, d. h. alles, was er beginnt, ist von Erfolg gekrönt. Streicht er ein Vieh mit seiner Hand, so wird das „schön gedeihen“; die Saat wird üppig wachsen, wenn er das Aussaatkorn berührt; der Angang eines Zigeuners gilt als besonders glückliches Vorzeichen usw.

Mischt ein Zigeuner gestossene Eierschalen unter die Aussaat, so wird der Hagel den Feldfrüchten nichts anhaben. Lässt man ihn bei anhaltender Dürre an die vier Ecken des Feldes je einen Frosch in die Erde vergraben und darauf sein Wasser abschlagen, so wird baldiger Regen die Saaten erquicken. Um Feld- und Gartenfrüchte vor dem Frühlingsfroste zu schützen, lässt man einen Zigeuner in der ersten Nacht nach der Aussaat einmal nackt über das betreffende Grundstück laufen; bei anhaltendem Regenwetter aber soll ein Zigeuner Eierschalen auf dem Felde in die Erde

graben, damit sich das Wetter ändere und wieder heiter werde.

Wenn auch die meisten dieser Wetterprophezeiungen auch im Glauben anderer Völker vorzufinden sind, so haben sie doch für die Völkerkunde ihre besondere Bedeutung, indem man auch hiebei gewahr wird, wie nämlich „trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Formen, doch eine und die nämliche oder doch sehr nahe verwandte Form oft an den verschiedensten, mitunter räumlich von einander weit entfernten Punkten wiederkehrt, und dies trifft gerade für die seltsamsten und auffallendsten dieser Formen zu. Die Erscheinung wiederholt sich freilich auf fast allen Gebieten, was schon Peschel veranlasst hat zu bemerken, bei dieser Uebereinstimmung überfalle uns fast die trostlose Vorstellung, als sei das menschliche Denkvermögen ein Mechanismus, der bei der Einwirkung gleicher Reize immer zu den gleichen Rösselsprüngen genötigt werde“ [1]).

[1]) Hellwald, Fr. v., Ethnographische Rösselsprünge, S. 49.

VIII.

Feuerbesprechung.

Die Kunst, ein Gebäude vor Brandschaden im Vorhinein zu bewahren oder eine bereits ausgebrochene Feuersbrunst am Weitergreifen verhindern zu können, wird im Glauben vieler Völker den Zigeunern zugeschrieben. Sie selbst sind im Besitze zahlreicher Mittel und kennen viele Zaubersprüche, durch welche man das Feuer „erschrecken" (daren), bannen kann. Am ausgebildetsten ist die Kunst des Feuerbesprechens bei den ansässigen Zigeunern, die ja selbst Gebäude besitzen und daher auch ein grösseres Interesse für Feuergefahr haben, als ihre herumstreifenden Volksgenossen, die Wanderzigeuner, die das Feuerbesprechen für eine nicht zu verachtende Erwerbsquelle halten, das ihnen bei der Landbevölkerung so manches Geldstück abwirft. —

Ein Brand entsteht nach zigeunerischem Volksglauben nicht nur durch Unvorsichtigkeit, sondern auch 1. durch den Blitz, 2. durch Tiere, und 3. durch Hexen. Dass ein Mensch, der nicht mit Hexen in Verbindung steht, aus Rachsucht oder aus anderen Gründen einen Brand anlegen kann, das können die Wanderzigeuner nicht begreifen, und es ist wohl nie vorgekommen, dass ein Wanderzigeuner als Brandstifter hätte rechtsmässig überwiesen werden können. Selbst Waldbrände können nicht Wanderzigeunern zugeschrieben werden, denn in ihrem Volksglauben — wenigstens in dem der Zigeuner Mitteleuropa's — heisst es, dass derjenige, welcher einen Wald schädigt, sein ganzes Leben

hindurch kränkeln wird. Dies hängt eben mit ihrem „Höhencultus" zusammen (s. Abschnitt III).

Dem Volksglauben der südungarischen und serbischen Zigeuner gemäss entzündet auch der Blitz bei seiner Flucht vor dem Windkönig (s. Abschnitt III, S. 50) nur solche Gebäude, wohin „er noch lebendig" gelangt, und in denen Jemand wohnt, der „eine grosse Sünde begangen hat", oder an einem Mittwoch geboren ist [1]. Das sogenannte Donnerkraut (ceresrobareskre erme; die Hauswurz, sempervivum tectorum) soll man auf die Hausdächer pflanzen; es schützt das Haus gegen den Blitz [2]. Haselruten zu einem Besen gebunden und unter das Dachfirst gesteckt, sollen auch den Blitz abwehren. Serbische ansässige Zigeunerinnen winden aus neunerlei Kräutern, darunter Brennnesseln nicht fehlen dürfen, zu Pfingsten einen Kranz und werfen ihn über das Dach ihrer Hütte; dies soll den Blitz abwehren. Wo viele Brennnesseln beisammen wachsen, da ist irgendwo ein geheimer Eingang der Phuvushe (Erdgeister) zu ihren unterirdischen Wohnungen verborgen. „Die Brennnessel im Kranze soll dem Blitze den Weg zu den Phuvushen zeigen", erklärte mir die Temeringer (Südungarn) Zigeunerin Mara Diloč. Auch werden beim Bau einer neuen Hütte von den südungarischen und serbischen Zigeunern Brennnesseln, Stechapfelsamen und Tannenzweiglein in den Grund der Hütte eingegraben, damit der Blitz abgewehrt werde. Nordungarische Zigeuner graben in die vier Ecken ihrer Hütte je ein Ei einer schwarzen Henne ein, in das sie quer durch einen neuen Nagel stechen; rumänische Zigeuner dagegen vergraben an derselben Stelle ihrer Hütten Kohlen

[1]) An einem Mittwoch fiel nämlich der erste Blitz auf die Erde nieder, s. darüber meinen „Volksglauben u. relig. Brauch der Zig.", S. 47.

[2]) S. „Germania" 21, 416; und Zeitschr. d. Bergischen Geschichtsvereins N. F. 11, 93; Haltrich Wolff, Zur Volkskunde d. Siebenb. Sachsen, S. 297.

aus dem Weihrauchnapfe der Kirche, damit der Blitz nicht ihre Wohnungen einschlage. In Monostorszeg (Südungarn) vergraben in ihre neuerbauten Hütten die ansässigen Zigeuner einen Mauerziegel, der vor seiner Härtung im Feuer, also noch in weichem Zustande, folgende Form und Zeichnung erhält:

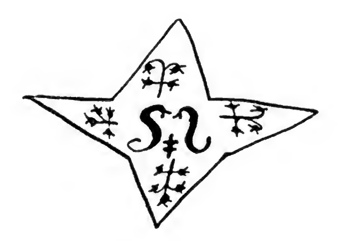


Fig. 24.

Der Ziegel, dem diese Zeichnung entnommen ist, war ungefähr 5 Centimeter breit und 8 Centimeter hoch. Wie mir der Zigeuner Milivoj Zarič erklärte, stellen die vier Figuren an den vier „geflügelten" (poreskere) Ecken vier Stechapfelstauden dar; in der Mitte sind zwei Schlangen und das griechisch-orientalische Doppelkreuz angebracht. Dieser Stein schützt das Gebäude gegen den Blitz. Bricht in der Nachbarschaft Feuer aus, so gräbt man diesen Stein heraus und wirft ihn in das Gebäude, das in Flammen steht, dadurch verhindert man das Weitergreifen des Feuers. Auf Holztäfelchen werden diese Figuren auch eingebrannt und in das erste Feuer geworfen, das man in der neuerbauten Wohnung anzündet. Die ansässigen rumänischen Zigeuner Siebenbürgens kennen auch diesen Brauch, nur sind auf Holztäfelchen, das neun Tage lang, bevor es ins Feuer geworfen wird, in Weihwasser liegen muss, nicht diese, sondern folgende Zeichnungen eingebrannt: entweder wird das

Täfelchen kreisförmig zugeschnitten und mit diesen Figuren versehen,

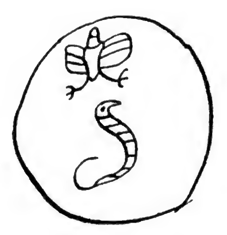


Fig. 25.

mit einem Vogel und darunter einer Schlange; oder das Täfelchen ist ein Quadrat und hat diese Zeichnung:

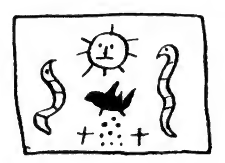


Fig. 26.

zwei Schlangen, die Sonne, eine „Taube", zwei Kreuze und dazwischen neun Punkte, die „heiligen neun Tropfen Blutes Christi, die er kurz vor seinem Tode vergossen hat". Diese Täfelchen gelten als besonders kräftiges Schutzmittel gegen den Blitz. Die ungarischen ansässigen Zigeuner vergraben ein Rohr aus Hollunder, das ähnlich einer Flöte mit neun Löchern an der Seitenwand versehen ist, in den Erdboden ihrer neuen Hütten, um den Blitz abzuwehren. Hollundersträuche in der Nähe der Hütte angepflanzt, tun die gleichen Dienste. Teile von einem blitzzerspellten Baum werden auch gerne in die Hütte eingegraben. Es heisst, wohin ein Blitz ein-

mal eingeschlagen, dahin käme kein zweiter, und wenn er auch käme, so falle er „schon todt auf die Erde“ und würde nicht zünden.

Reh- und Hirschgeweihe werden von ansässigen Zigeunern Nordungarns und Galiziens zu gleichem Zwecke vergraben; es heisst auch ferner in ihrem Volksglauben, dass in Waldungen, wo sich Rehe oder Hirsche aufhalten, der Blitz nie einschlage. Ein Stück Fell dieser Tiere verbrennen sie auch im ersten Feuer, das in einer neuen Wohnung angebrannt wird. Wanderzigeuner Nordungarns untersuchen stets die Stelle, wo sie im Freien ein Feuer anfachen, damit sich dort nicht etwa ein vierblättriges Kleeblatt befinde, denn an solchen Stellen „geht der Blitz gerne sterben“ (kamel odoy ceresrobar the merel). Ausgehöhlte Hufe umgestandener Pferde, und zwar alle vier von ein und demselben Pferde herrührend, werden von den südungarischen (banater) ansässigen Zigeunern auch gerne in die vier Ecken ihrer neuen Hütten eingegraben. —

Feuer verursachen dem zigeunerischen Volksglauben gemäss auch folgende Vögel: Gimpel, Kuckucke, Rotkelchen, Störche und Spechte, indem sie heimlich ein brennendes Scheit unter das Dach legen. Sie tun dies alle aus Rachsucht oder im Auftrage der Nivashi (Wassergeister), der Phuvushe (Erdgeister) oder der Keshalyi (s. Abschnitt I, S. 2). Spechte und Gimpel sind die Lieblingsvögel der Phuvushe. Wo ein Specht hämmert oder ein Gimpel pfeift, da ist gewöhnlich ein Phuvush in der Nähe. Diese Erdgeister wandeln oft unsichtbar auf der Oberfläche der Erde, indem sie ihre drei auf dem Haupte befindlichen goldenen Haare unbedeckt lassen; bedecken sie aber auch dieselben mit der Mütze, so werden sie für Jedermann sichtbar. Spechte und Gimpel geben nun den Phuvushen stets ein Zeichen, wann ein Mensch in der Nähe ist, damit sie rechtzeitig die goldenen Haare bedecken oder nach Belieben unbedeckt lassen. Wird nun Jemand irgend einem Phuvush

bei dessen Herumstreifen auf der Erdoberfläche bewusst oder unbewusst, absichtlich oder unabsichtlich lästig oder gar hinderlich, steht er ihm also irgendwie im Wege, so schickt der betreffende Phuvush einen Specht oder einen Gimpel zur Wohnung des Menschen und lässt dieselbe in Brand setzen. Der Specht (Schwarzspecht) habe in seinem „roten Kopfe" (andro lolo shero) Feuer, das er auf dürres Reisig springen lässt und dann dasselbe im Schnabel unter das Dach des betreffenden Menschen trägt. Nachdem die Blitze ferner — heisst es im Volksglauben — auf ihrer Flucht vor dem Windkönig (s. Abschnitt III, S. 50) in das Innere der Erde zu ihrem Vater, dem Feuerkönig hinstrebend, in den unterirdischen Wohnungen der Phuvushe häufig hinfallen und dort sterben, so senden die Phuvushe Spechte aus, welche, hin- und herfliegend, die Blitze in ihrer Verwirrung auf Abwege führen, so dass sie anderswohin hinfallen. Spechtfedern soll man nicht im Hause halten, denn sie ziehen den Blitz an; ebenso soll man keinen Gimpel in der Wohnung dulden, denn er erzeugt mit seinen Brustfedern Feuer. Dasselbe gilt auch vom Rotkelchen.

Der Kuckuck ist der Vogel des Keshalyi (s. Abschnitt VI, S. 133), die ihn — wenn man sie beleidigt hat, aussenden, das Haus des betreffenden Beleidigers anzuzünden. Wer ein Kuckucksei findet, der soll es in den Erdboden seiner Hütte vergraben, denn dann zündet ihm kein Kuckuck die Wohnung an. Nachdem der hl. Nicolaus den ersten Kuckuck erschaffen hat (s. Abschn. VI, S. 134), so ist es auch gut, das Bildniss dieses Heiligen in der Wohnung aufzuhängen, wodurch man den brandlegenden Kuckuck abwehrt.

Die Störche setzen ein Haus nur dann in Brand, wenn sie auf dem Dache nisten und man absichtlich ihr Nest zerstört.

Um diese brandlegenden Vögel von den Wohnungen abzuwehren, werden von den ansässigen Zigeunern Mittel-

europa's verschiedene Mittel angewendet. Am verbreitetsten ist der Brauch, dass man Federn, Eier oder Knochen von diesen Vögelarten in den Erdboden der neuen Hütte eingräbt und auch solche im ersten Feuer, das man in der Hütte anzündet, verbrennt. Nur vom Storche soll man kein Teilchen vergraben oder verbrennen, denn dadurch beschwört man das Unheil erst recht herauf. Der Storch schadet keinem Menschen, aber die Rache eines beleidigten Storches kann kein Mittel abwehren.

Nordungarische und galizische Zigeuner kennen nur den Specht als brandlegenden Vogel und wenn sie dieses Vogels habhaft werden können, so vergraben sie ihn lebendig auf einem nahe gelegenen Berge, indem sie glauben, dass, so lange auch nur ein winzig kleines Teilchen vom Cadaver des Spechtes übrig sei, die Wohnungen vor Feuersbrunst gesichert wären. Bei ihnen gilt auch das Wiesel als brandlegendes Tier und sie halten es für gut ein Wieselfell zusammenzunähen, es mit ungelöschtem Kalk zu füllen und in den Erdboden der Hütte einzugraben, worauf die Stelle mit Wasser reichlich begossen wird. Ein Stückchen Wieselfell am Neujahrstage heimlich mit Weihwasser begossen und dann ins Herdfeuer geworfen, bewahrt das ganze Jahr hindurch die Hütte vor dem Blitze und vor brandlegenden Tieren.

Auch eine Art Notfeuer kennen die ansässigen Zigeuner Nordungarns. Am Georgitag ist es bei ihnen üblich, dass der Hausvater eine Stange nach Art einer Achse durch ein Rad zieht, dessen Nabenöffnung mit Stroh und Werg fest verstopft wird. Das Rad wird nun so lange herumgedreht, bis es raucht und das Stroh und Werg sich entzündet, womit dann das Herdfeuer angefacht wird. Wo man solches tut, dort kann keine Hexe Feuer anlegen. Hiermit hängt auch eine Hexenprobe zusammen. Steht ein Weib im Verdacht, dass es Hexereien betreibe, so stelle man es wann immer im Jahre an einen solchen Herd, dessen

Feuer man am Georgitage auf obige Weise angefacht hat, und heisse das Weib ein Feuer anmachen. Es wird nimmer im Stande sein auf solchem Herde ein Feuer anzufachen, wenn solches Weib eine Hexe ist.

Es heisst nämlich im Volksglauben fast aller Zigeunerstämme Mitteleuropa's: Am Jahresfest der Hexen, das in der ersten Pfingstnacht alljährlich unter dem Vorsitze des obersten Teufels oder Teufelskönigs (legbareder beng oder thagar bengengre) in der Nähe des Felsens abgehalten wird, an welchem der Suyolak angeschmiedet ist (s. Abschn. III, S. 58), wird jede Hexe nach Verdienst bestraft oder belohnt. Hat eine Hexe nicht siebenundsiebzig böse Werke im verflossenen Jahre vollzogen, so wird sie vom obersten Teufel damit bestraft, dass sie ihm als Leibdienerin ein Jahr lang überall hin folgen muss oder wird sie dazu verdammt, ein Jahr lang dem Suyolak die stets nachwachsenden Haare abzulecken. Hat sie aber etwas Tüchtiges im Laufe des Jahres geleistet, so wird sie damit belohnt, dass ihr der oberste Teufel den Bürzel mit dem Speichel des Suyolak einreibt, worauf ihr ein winzig kleiner Schwanz wächst; eine Ehre, nach der jede Hexe strebt, denn mit diesem Schwanze kann sie bedeutend mehr und grössere Hexereien ausrichten, als ihre schwanzlosen Colleginnen. Wenn nun eine solche geschwänzte Hexe absichtlich oder unabsichtlich ein Härchen ihres Schwanzes irgend wohin fallen lässt, dort entsteht ein Brand. Südungarische Zigeuner haben eine so grosse Furcht vor diesen Hexenschwanzhaaren, dass sie ihre Wohnungen sogleich ausfegen, so oft ein altes, hässliches, wenn auch ihnen bekanntes Weib sie besucht und ihre Hütten verlassen hat.

Um diese Schwanzhaare in ihrer Wirkung zu entkräften, dieselben wo möglich unwirksam zu machen, vergraben die ansässigen Zigeuner Südungarns und der Donauländer beim Bau ihrer Wohnungen in den Grund derselben

kleine Holztäfelchen, die gewöhnlich mit folgenden in zwei Drittel der natürlichen Grösse genau nachgezeichneten Figuren versehen sind:

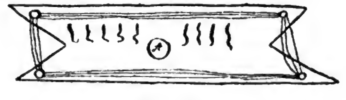


Fig. 27.

Das Holztäfelchen ist an den beiden Breitseiten dreieckförmig eingeschnitten; an den vier Ecken befindet sich je ein Bohrloch; durch diese vier Löcher werden drei Rossschweifhaare hindurchgezogen; durch das Loch in der Mitte des Täfelchens (*A*) wird achsenförmig ein Stäbchen durchgezwängt. Dies Loch umgeben rechts 5, links 4, also zusammen 9 krumme Striche, die Hexenschwänze darstellen sollen. Solche Holztäfelchen heissen „Hexenfesseln“ (holyipakri sastra), und dienen eben dazu, dem Brande vorzubeugen, der durch Hexenschwanzhaare entsteht.

Folgendes Täfelchen mit genau nachgezeichneten Figuren verwenden die ansässigen serbischen Zigeuner des Bács-Bodroger Comitates:

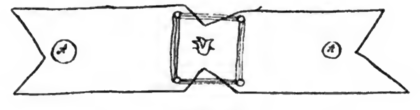


Fig. 28.

Durch die vier Löcher werden ebenfalls 3 Rossschweifhaare hindurchgezogen, die auf diese Weise ein Quadrat bilden, in dessen Mitte eine Zeichnung ist, welche einen Entenfuss darstellen soll. Durch die beiden Löcher *A A* werden Entenfüsse hindurchgesteckt und auf diese Weise hergerichtet, das Täfelchen in der neuen Hütte vergraben.

Die Hexen haben dem Volksglauben dieser Zigeunerstämme gemäss einen Entenfuss; und zwar soll ihr linkes Bein in einen Entenfuss auslaufen. Tritt eine Hexe, heisst es ferner, zufällig auf Rossschweifhaare mit diesem ihren Entenfuss, so verliert sie auf einige Augenblicke ihre ganze Kraft und „liegt wie todt auf dem Boden“.

Bricht in einem Dorfe Feuer aus, so graben die daselbst ansässigen Zigeuner diese Holztäfelchen heraus und werfen sie heimlich in den Brand, in der guten Absicht, das Weitergreifen des Feuers zu verhindern, was ihnen aber manchmal recht schmerzlichen Lohn einträgt. So wurde z. B. im Herbste vorigen Jahres (1890) in der südungarischen Gemeinde Kupusin, die eine Feuersbrunst einäscherte, ein Zigeuner ertappt, der solche Holztäfelchen in die brennenden Häuser warf. Er konnte nach einer ordentlichen Tracht Prügel durch die Gensdarmerie kaum noch lebendig aus den Händen der serbischen Bauern gerettet werden.

Die ansässigen Zigeuner in Siebenbürgen, und zwar die, welche in rumänischen Ortschaften wohnen, reihen einfach mehrere Enten- oder auch Gänsefüsse an eine aus Rossschweifhaaren gedrehte Schnur und vergraben dieselbe in ihrer Hütte. —

Um ein Gebäude vor Feuer zu schützen, ist es nicht genug, wenn man nur die obigen Bräuche beobachtet. Man muss auch zu gewissen Zeiten Formeln hersagen, indem man sich in der Neujahrsnacht, am Georgitage und an dem Tage, an welchem man den ersten Donner im Jahre gehört hat, vor das lodernde Herdfeuer hinstellt und gleichsam das Feuer anspricht.

Als Rudimente uralten Volksglaubens sind diese Feuersegen für die Volkskunde von grosser Bedeutung; sie bilden einen wesentlichen Teil zigeunerischen Volksglaubens, der um so wichtiger ist, je mehr wir seine Entstehung ins Auge fassen.

Als die Zigeuner Mitteleuropa überschwemmten, waren

sie alle „Wanderzigeuner“, die wahrscheinlich das Feuerbesprechen nicht kannten, indem sie ja als vagirende Horden keine festen Wohnsitze besassen und sich daher auch um den Brandschaden gar wenig oder geradezu gar nicht zu bekümmern hatten. Anders als sie durch Zwangsmittel teilweise ansässig gemacht wurden. Da lernten sie die Feuerbesprechung desjenigen Volkes kennen, in dessen Mitte sie sich angesiedelt hatten. Damals noch im Besitze ihres unverfälschten alten Volksglaubens, pfropften sie auf den von anderen Völkern entliehenen Feuersegen Zweiglein von diesem alten Stamme, d. h. sie mengten in die entliehenen Feuerbesprechungsformeln Elemente aus ihrem Volksglauben. Daher kommt es, dass bei den ansässigen Zigeunern, bei denen der alte Volksglauben zum grössten Teil verschwunden und was daraus noch sich erhalten, von fremden Elementen zersetzt ist, sich gerade in den Feuerbesprechungsformeln viel alten Glaubens sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Heutigen Tages betreiben auch die Wanderzigeuner die Feuerbesprechung als „Geschäftssache“, nachdem sie im Volksglauben, — besonders der siebenbürgischen und ungarländischen Völkerschaften „eine glückliche Hand haben“ (s. Abschnitt VII, S. 159). Vielleicht mögen sie schon zeitig, schon in den ersten Jahrzehnten ihres Auftretens in Mitteleuropa, dies Geschäft betrieben haben. Beweise haben wir hierfür bislang nicht. Ein einziger mir bekannter Feuersegen der ansässigen Zigeuner Südungarns lässt sich mit einer bestimmten Zeitperiode in Verbindung setzen. An den erwähnten Tagen werfen nämlich diese Zigeuner Alaun in das Herdfeuer und sagen die Formel her:

Jivese te raciye	Am Tage und in der Nacht
Sastyar, bare Rákociye,	Hilf mir, o grosser Rákoczi,
The yak mange paguba	Damit (das) Feuer mir Schaden
Kerel nikana,	Niemals macht,
Mange taisa sascarel,	Mir stets hilft,
Mange tatyarel.	Mich erwärmt.

Kana divles avla,	Wenn es wild wird,
Kana kerel paguba,	Wenn es Schaden machen will,
Rákociya, t're vastaha	Rákoczi, mit deiner Hand
Yaka tu mara,	Schlage das Feuer,
Sar e bibolda marde	Wie die Juden geschlagen haben,
Gule Kristushes!	Den süssen Christus!
Efta lancaha	Mit sieben Ketten
Pandav yaka;	Binde ich das Feuer;
Efta grayengre balensa	Mit sieben Pferdehaaren
Pandav yaka;	Bind' ich das Feuer;
Andro nav devleskro te	Im Namen Gottes und der
svate Mariakri! Amen!	heiligen Maria! Amen!

Dieser Feuersegen, ob nun in ungarischen oder in zigeunerischen Kreisen, — bleibt unentschieden, mag zur Zeit der Kurutzenkriege in Ungarn entstanden sein, wozu eben die zahlreichen Brände zu dieser Zeit reichlich Gelegenheit boten. Nach der verhängnissvollen Schlacht bei Mohács ging nämlich Ungarns staatliche Selbstständigkeit beinahe ganz zu Grunde; die Türken okkupierten beinahe das ganze Reich, mit Ausnahme des siebenbürgischen Fürstentums. Einerseits sorgte während den nächstfolgenden 150 Jahren das Ofner Paschalik schon dafür, dass die in Parteifraktionen gegliederte Nation ihre Auflösung selbst beschleunige; andererseits aber trachtete auch Oesterreich unter verschiedenen Vorwänden einesteils den gefährlichen türkischen Nachbarn sich vom Halse zu schütteln, andererseits das Land an sich zu reissen.

Thököly, von den Türken im Geheimen unterstützt, schlug sich zwar mit den österreichischen Truppen lange Zeit hindurch mit wechselndem Glück, wurde aber schliesslich doch aus dem Lande vertrieben, d. h. aus den von den Türken noch nicht okkupierten Gebietsteilen Ungarns. Durch die Schlacht von Zenta wurde zwar Ungarn vom türkischen Joche befreit, aber zufolge der Streitigkeiten zwischen den Evangelischen und Katholischen hatte Ungarn gar bald Oesterreichs Macht zu verspüren. Dies gab nun den An-

lass dazu, dass Franz Rákóczi II. die mit der Aufschrift: „Für Gott und Freiheit“ versehene Fahne des Aufstandes im Jahre 1703 erhob, um die sich gar bald eine mächtige Partei, die der Kurutzen (vom roten Kreuz, das sie auf dem Oberkleide trugen, so benannt), scharte, um den Kampf gegen die Labanzen (Fremden) aufzunehmen. Aber in der am 3. August 1708 bei Trencsény geschlagenen, verhängnissvollen Schlacht verloren die Kurutzen ihren letzten Halt; Rákóczi floh in die Türkei, fremde Truppen durchzogen sengend und brennend, plündernd und raubend das Land. In dieser schweren Zeit kamen zahlreiche patriotische Lieder zu Stande, die in der Tat zu den schönsten Blüten der ungarischen Volkspoesie gehören, und die nicht nur auf die Volkspoesie der Slovaken, sondern auch auf die der Zigeuner mehr oder weniger einen Einfluss ausgeübt haben [1]).

In dieser Zeit, wo Brandstiftereien an der Tagesordnung waren, mag auch der obige Feuersegen entstanden, wenn auch die Zigeuner zu dieser Zeit noch nicht angesiedelt waren, wohl aber als Musikanten die Kurutzenanführer in den Feldzug begleiteten. Eine Kurutzenreminiscenz enthält auch folgender Feuersegen der Banater Zigeuner:

Yak, oh gule yak,	Feuer, liebes Feuer,
Kerav tute duy kolyiba,	Ich baue dir zwei Häuser,
Kerav tute duy kolyiba	Ich baue dir zwei Häuser,
Turkerengre bare sherensa;	Aus grossen Türkenköpfen;
Kerav tute toroñisa	Ich baue dir auch Türme
Kurucengre muszigensa,	Aus Kurutzenarmen,
Sasosengre purensa.	Aus der Sachsen (Deutschen) Füssen.
Odoy tu the beshes,	Darin sollst du wohnen,
Odoy tu the jides,	Darin sollst du leben,
Kiya mange ca th'aves,	Sollst zu mir nur kommen,
Kana laces mange anes	Wenn du Gutes mir bringst
Andro nav devleskro;	Im Namen Gottes;

[1]) S. meinen Aufsatz in der „Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur“, III. Bd., S. 140 ff.

Kiya mange na th'aves,	Sollst zu mir nicht kommen,
Kana miseçes anes	Wenn du Schlechtes mir bringst,
Andro nav devleskro!	Im Namen Gottes!

Mit diesen Worten werden am Neujahrsabend drei Kreuze mit dem linken Zeigefinger in die Asche des Herdes gezeichnet. Am Georgitage aber fangen sie eine Spinne und werfen sie mit dem Spruche in die Herdglut:

Ceresrobareskro yak,	Feuer des Blitzes,
Pedengre yak,	Feuer der Tiere,
Holyipengre yak,	Feuer der Hexen,
Adai tumen na th'aven,	Ihr sollt her nicht kommen,
Odoi tumen the acen,	Ihr sollt dort bleiben,
Kai akana beshen.	Wo ihr jetzt wohnt.
Siges tumen san,	Ihr seid schnell,
Sigeder pisano hin.	Aber die Spinne ist schneller.
Tumen yov the pandel,	Sie soll euch fangen,
Yov tumen lisperel.	Sie soll euch einweben.
Kide kamel Maria,	So will es Maria,
Svate raklyi.	Die heilige Jungfrau.

Oder man sagt:

Yak, ça tu pisanes,	Feuer, friss die Spinne;
Ça tu save miseçes;	Friss du alles Böse;
Ça tu tute,	Friss du dich selber;
Ca andre m're ker,	Nur in meinem Hause
Na ac tu laco biyaveskro!	Sei mir ein guter Gast!
Andro navo	Im Namen des grossen
bare devleskero!	Gottes!

Im Bács-Bodroger Comitate Südungarns werfen Zigeunermaide Brennnesseln in das Herdfeuer und zwar vor Sonnenaufgang am Georgitage und sagen dabei:

Phuvusha nikana	Phuvushe werden nie
Yak kamena;	Das Feuer lieben;
Amen kamaha	Wir aber werden lieben
Jaka taisa,	Das Feuer stets,
Kana lace hin.	Wenn es gut ist.
Lenge das amen	Wir geben ihm gerne
Cadcerli.	Auch Brennnesseln.
Uva yak divles hin,	Wenn das Feuer aber wild ist,

Leske das amen	So geben wir ihm Wasser;
E pañi;	Im Namen des grossen
Andro nav bare	Gottes!
devleskro!	

Nun wird Wasser in die Glut gegossen und das Feuer ausgelöscht. Die Brennnesseln wachsen dem Volksglauben gemäss in der Nähe solcher Orte, wo sich ein versteckter Eingang zu den unterirdischen Wohnungen der Phuvushe (Erdgeister) befindet. Hört man den ersten Donner im Jahre, so speie man aus und sage die Formel:

Kai me som,	Wo ich bin,
Ava tu nikana;	Komm' du niemals;
Andro m'ro ker	In meinem Hause
Taisa hin yaka;	Ist Feuer immer;
Tut me na kamav!	Dich brauche ich nicht!
Ja odoi the merel,	Geh' dahin sterben,
Kai tut bicavel	Wohin dich schickt
O baro devel!	Der grosse Gott!

Ansässige Zigeuner Siebenbürgens werfen bei dieser Gelegenheit etwas Salz und Hülsenfrüchte in die Feuerstätte und sprechen: „Ich habe Christum lieb und mein Vater war nicht da, mein Grossvater war nicht da, als die Juden unsern lieben Herren geschlagen haben! Gehe also wildes Feuer zu den Juden, die rote Haare haben und mache ihnen Schaden! Ich liebe alle fünf Söhne des alten Himmels und der alten Erde [1]) und lobe den grossen Gott! Heilige Maria hilf mir!" (Kamav Kristes te miro dad na odoy avlas, miro papush na odoy avlas, kana bibolda amare gule rayes marde! Ja tu tehat oh divle yak kiya biboldenge te ker tu lenge paguba! Me kamav save panc rakla pçure cereskro te pçure pçuvakri te asharav bare devles! Svate Mariye sastyar man.) Bei dieser Gelegenheit ist es auch gut, einige Federn von einem roten Hahne in das Feuer zu werfen und die Formel herzusagen:

---

[1]) S. Abschnitt III, S. 47.

Lole pora dav tute,	Rote Federn geb ich dir,
Divlyipen marav tute!	Die Wildheit zerschlag' ich dir!
So tu kames, me na kamav,	Was du willst, das will nicht,
So me kamav, ada tu kama	Was ich will, das wolle auch
Andro nav devleskero!	Im Namen Gottes!

In der Neujahrsnacht wirft der Hausvater der ansässigen Zigeuner Siebenbürgens etwas Salz ins Herdfeuer und giesst einige Tropfen Wasser auf die Glut, wobei er die Worte spricht: „Ich gebe dir, was ich habe; aber lasse mir, was ich habe!“ (Me dav tute, so mange hin; uva mik mange, so mange hin.) Dabei kehrt er sich in einigen rumänischen Gemeinden zugleich mit den blanken Hintern gegen das lodernde Herdfeuer. Wohlhabendere Zigeuner giessen bei dieser Gelegenheit Wein ins Feuer. Bei den zigeunerischen Dorfschmieden Siebenbürgens und der Donauländer wird dieser obige Brauch stets beobachtet, so bald man den Ort der Esse wechselt. Es heisst: dadurch wehre man die Feuergefahr von sich und fessle das Glück an sich. Nordungarische Zigeunermusikanten berühren in der Neujahrsnacht vor dem Herdfeuer stehend, ihren Hintern mit den Musikinstrumenten, indem sie dieselben oben angeführten Worte hersagen.

Am Georgitage wird von den siebenbürgischen Zigeunern werden dasselbe Verfahren beobachtet und dieselben Worte hergesagt, oder folgende Formel: „Der heilige Georg ging auf das Gebirge; er schnitt sich Holz und brachte mir viel Holz von neunerlei Bäumen, damit ich Feuer habe! Feuer in meinem Hause, wenn du wild wirst, kommt der heilige Georg; mit dem Messer zerschneidet er dich, mit dem Hammer zertrümmert er dich, mit dem Stock schlägt er dich, mit dem Spiess sticht er dich, mit Wasser tödtet er dich, damit er mir helfe! Im Namen Gottes!“ (Svato Gregoro jialas andre themlin; cingerelas kashta te anelas mange bute kashta eñafele rukengre, the mange th'avlas yak! Oh yakh andro m'ro ker, kana tu divles avla, akor avel svato

Gregoro; curaha cingerel tut, sviraha lyimel tut, kopalaha marel tut, pushumeha pusel tut, pañaha mudarel tut, the man the sastyarel! Andro navo devleskero!)

Im folgenden Feuersegen, den ebenfalls die siebenbürgischen Zigeuner am Georgitage sprechen, wird abermals der „Herr Georg“ erwähnt. Es heisst: „Der Herr Georg ging in dem Wald und trifft den Feuerkönig an. »Wohin gehst du?« »Ich gehe zu meiner Sippschaft!« Der Herr Georg sagte nun: »Höre, du Feuerkönig! Wenn deine Sippschaft Schaden macht, so komme ich mit Spiess, Hammer, Stock und Wasser und vertreibe euch von der Erde, damit ihr nicht länger bei eurer Mutter (der Erde), sondern bei euerem Vater (dem Himmel) seid. Dort wird euch der Windkönig krank machen![1]). Geh' und sage dies deiner Sippschaft im Namen des grossen Gottes, der Alles gemacht hat!« ... Ich sage es dir auch, o Feuer, höre und fürchte dich!“ (O ray Georgo jialas andro besh te rodelas thagares yakeskro. »Kay jias tu?« »Me jiav kiya mire gakkiya!« O ray Georgo penelas atunci: »Ashuna, tu thagareya yakeskro! Kana tire gakkiya paguba kerel, kide me avav pushumeha, svireha, kopalaha te pañeha te tradav tumen andral pçuv, the tumen na dureder kiya tumare day, hanem kiya tumaro dad san. Odoy tumen o thagar barvalengre nashvales kerela! Ja te pen tu so tire gakkiyake andro navo bare devleskro, ko save kerdyas!« ... Me the tute so penav, oh yak, ashuna te dara!)

Der heilige Georg spielt in der Feuerbesprechung der Zigeuner überhaupt eine grosse Rolle; ja es heisst sogar im Volksglauben der siebenbürgischen Zigeuner, dass wer zu geeigneter Stunde (die aber Niemand bestimmt weiss) am Georgitage sich nackt vor das Bild dieses Heiligen hinstelle, die Eigenschaft erlange, gegen die Wirkung des Feuers unempfindlich zu sein; d. h. das Feuer kann seinem Körper

[1]) S. Abschnitt III, S. 50.

keine Schmerzen verursachen; er kann glühende Kohlen verschlingen u. dgl. m. ohne sich zu verbrennen. Im Hermannstädter Comitat verbrennen ansässige Zigeuner das Bild dieses Heiligen im ersten Herdfeuer, das sie in einer neuerbauten Hütte anzünden, um den Bau gegen die Feuersbrunst zu feien.

Bricht in der Ortschaft dieser Zigeuner ein Feuer aus, so laufen sie dreimal um ihre eigenen Hütten herum und sprechen dabei: „Feuer, der heilige Georg lässt dich nicht her kommen!“ (Yak, o svate Gregoro, na mikel tut kate the avel.) Auch ist es gut, bei dieser Gelegenheit ein Knoblauchhäuptchen oder Brennnesseln über das Hausdach zu werfen. Dreimal um das vom Blitze entzündete Gebäude herum zu reiten und dem Feuer zuzurufen: „Feuer, steh' still, Gott der grosse Mann sagt es dir!“ (Yak, tu ac, devla o baro manush penel ada tute), ist bei den nordungarischen Zigeunern gebräuchlich. In eine Feuersbrunst, die durch den Blitz entstanden ist, soll man Ziegenmilch giessen, damit der Brand nicht weiter greife. Die Zigeuner der Balkanländer werfen bei jeder Feuersbrunst Ziegenmist in den Brand und rufen dabei den hl. Elias an.

Als Feuerbesprecher erfreuen sich bei der Landbevölkerung Siebenbürgens die Zigeuner eines grossen Rufes. Die angeführten Schutzmittel lassen sich gar viele Landleute von Zigeunern in ihre neuerbauten Gebäude eingraben. In früheren Zeiten schrieb man sich sogar zigeunerische Formeln gegen Feuersbrunst auf und hob das Schriftstück sorgfältig auf, um es bei Gelegenheit in das brennende Gebäude zu werfen, im Glauben, dadurch das Weitergreifen des Feuers zu verhindern. Ein solches Schriftstück existirte von 1791 bis auf den heutigen Tag in der sächsischen Familie Gottschlig in Grossschenk und gelangte durch Herrn Wilhelm Goos nach geradezu hundert Jahren in meinen Besitz. Ich gebe es hier in genauem Nachdruck mit allen seinen Fehlern wieder:

† † †

Herr Prandt die Zigunen sprechent also zu dir:

Mariake alas rako, — o rako gelas kija Jerusalem tebi bolda lesmarde. — Jag amentut maren, na astu an droker, ava tumansa an droschero. Man gavtut an dro navo devleske ro, an dro navo bengeske ro, an dro navo urme gre [1]).

al dreij Jar nimb dies in dei Hand und lies es. Beym Prandt wirfs in das Fewer.

Grosschenken, anno 1791 die 19 septembris.

Gott beschütz mei gebäu.

In genauer Uebersetzung lautet die Formel: Maria hatte (einen) Sohn, — der Sohn ist gegangen nach Jerusalem und die Juden ihn geschlagen. Feuer, wir dich (auch) schlagen; nicht sei im Hause, komme du mit mir (d. h. mit mir, dem Zettel, der eben in den Brand geworfen wird) in den Himmel (= als Rauch). (Ich) bitte dich im Namen Gottes, im Namen des Teufels, im Namen der Urmen (Schicksalsfeen).

Diese Worte spricht der in den Brand geworfene Zettel zum Feuer, und ladet dasselbe ein, mit ihm als Rauch gen Himmel zu steigen, sonst wird es „geschlagen", so wie die Juden einst Jesum geschlagen haben. Dies der Sinn der auch noch heutigen Tages gebräuchlichen Formel.

---

[1]) Selbstverständlich hat der Schreiber dieser Formel gar oft zwei Worte zusammengeschrieben, überhaupt manches verschrieben. Die Formel soll richtig geschrieben lauten: Mariake avlas raklo, — o raklo gelyas kiya Yerusalem te bibolda les marde. — Yak amen tut maren, na ac tu andro ker, ava tu mansa andro cero. Mangav tut andro navo devleskero, andro navo bengeskero, andro navo Urmengre ....

IX.

Eine zigeunerische Dichterin.

Ein wildes, ein gar wildes Herz hörte am 17. Mai 1891 für immer auf zu schlagen. Endlich hatte es Ruhe gefunden dies wilde Herz jener Zigeunerin und Dichterin, deren irdische Ueberreste ihre Wanderzigeunergefährten ohne Sang und Klang, still und heimlich auf dem Grenzgebiete der slavonischen Ortschaft Biskupeč der Erde übergaben. Welche Flut schmerzlicher Erinnerungen weckt der Anblick dieser verlassenen Stätte, wo Gina Ranjicič, die zigeunerische Dichterin, ihren „ewigen Traum träumt“! Ein verfehltes, nicht ohne eigene Schuld, aber doch zumeist durch die Missgunst äusserer Verhältnisse verfehltes Leben, das in Not und Elend erlosch, wie das Leben jeder Zigeunerin und so mancher anderer Dichterin, während es in seinen Liedern der Nachwelt ein unzerstörbares Denkmal seines Genius hinterliess. Wäre Gina Ranjicič das Kind eines anderen Volkes gewesen, hätte sie unter anderen Verhältnissen gelebt und wäre nicht gerade ihre Schönheit und Bildung der Fluch ihres Lebens gewesen, so könnten wir heute in ihr eine der grössten Dichterinnen aller Zeiten betrauern. Wer ihre 250 zigeunerischen Gedichte liest, kann sich den kurzen Abriss ihres Lebens, wie wir ihn geben, zu einer langen Leidensgeschichte voll verzweifelten Kämpfens und Ringens, voll trüber Tage und peinvoll durch-

wachter Nächte, voll bitterer Enttäuschungen und gescheiterter Hoffnungen weiter ausspinnen. In den Fesseln wilder, unzähmbarer Leidenschaft schmachtete die Dichterin, eine echte Zigeunerin, wie eine Gefangene ohne Licht und Luft, inmitten ihr von wilder Leidenschaft aufgezwungener Lebensverhältnisse. Sie war zur Dichterin geboren und bestimmt, ein gottbegnadetes Weib, das vergass, was es drückte und quälte, wenn es dichtete. Müde und abgespannt von dem Glanze und der Pracht, mit der sie von ihren Anbetern oft umgeben ward, oder von mühseliger Zigeunerfahrt, sang sie ihre Lieder voll Duft und Frische, die jenen Blumen gleichen, die „am Tage den Kelch ängstlich verschlossen halten, und nur in die stille, verschwiegene Nacht hinaus ihre köstlichen Wohlgerüche hauchen". —

Voriges Jahr, am 20. November, kam zu mir nach Zombor (Südungarn) Herr Dr. Svetosar Jakobcič, serbischer Consularbeamte, und teilte mir mit, dass sich zur Zeit in Essek, in Slavonien, eine zigeunerische Dichterin aufhalte, die er von ihrer gemeinsamen Heimat, von Serbien aus schon seit Jahren kenne, und deren zigeunerische Gedichte er abkaufen wolle. Ich reiste mit ihm nach Essek, wo wir gar bald Gina Ranjicič antrafen, eine runzelige, alte Wanderzigeunerin. Beim ersten Anblick hätte wohl Niemand gesagt, dass dies Weib einmal eine gefeierte Schönheit gewesen; noch weniger hätte es Jemand geglaubt, dass diese in Lumpen gehüllte Zigeunerin mehr als 250 Gedichte verfasst und — niedergeschrieben habe. Aber gar bald bekam man eine ganz andere Meinung von dieser Zigeunerin, sobald man mit ihr ein Gespräch anknüpfte. Stolz richtete sich die dürre, in sich zusammengesunkene Gestalt auf; mit ihren dunklen, grossen, noch immer in unheimlichem Feuer glänzenden Augen suchte sie gleichsam in die innerste Tiefe des Herzens zu dringen. In gewählten Worten, die sofort ihre Bildung verrieten, mit einer vornehmen Zuvorkommenheit begrüsste sie uns.

Tatsachen, Episoden aus ihrem wechselvollen Leben, die Herrn Dr. Jacobcič schon längt bekannt waren und von deren Richtigkeit er sich auf seinen jahrelang andauernden Reisen in den Balkanländern überzeugt hatte, erzählte uns Gina Ranjicič teils in serbischer, teils in zigeunerischer, zumeist aber in gewählter, fliessender deutscher Sprache. Wann sie das Licht der Welt erblickt habe, dass konnte sie uns nicht sagen. Als ungefähr zehnjähriges Mädchen sah sie zur Zeit der ungarischen Revolution den Führer der kroatischen Truppen, Jellacič in Varasdin, woher sie mit ihren Stammgenossen nach Serbien floh, „weil die Croaten auch die Zigeuner zwingen wollten, die Waffen zu ergreifen und gegen die Ungarn zu Felde zu ziehen“. Sie gehörte zum serbischen Wanderzigeunerstamme der Nevelja und kam als ungefähr zwölfjähriges Mädchen in das Haus eines armenischen Kaufmannes nach Belgrad, nachdem sie sich von ihrem Stamme und ihrer Familie verirrt hatte, die wegen Diebstahl von türkischen Soldaten verfolgt und über die Donau nach Ungarn getrieben worden war. Joachim Dalenes hiess dieser armenische Kaufmann, der nach kurzem Aufenthalt in Belgrad mit Gina in seine Heimat, nach Konstantinopel übersiedelte. Dalenes mag die Zigeunermaid gar lieb gewonnen haben. Er liess sie die armenische Schule in Konstantinopel besuchen und hielt ihr auch drei Jahre hindurch einen deutschen Hauslehrer, namens Karl Berik. „Von diesem Manne,“ sagte uns Gina, „lernte ich schreiben und lesen; lernte ich Alles, was ich kann“. Ihr Ziehvater hatte keine Familie und führte mit seinem gleichfalls ledigen jüngeren Bruder, Gabriel, gemeinschaftlichen Haushalt. Eines Tages trat Gabriel vor Gina hin und sprach: „Willst du meine Frau werden? Wenn du meine Gattin sein willst, so ziehen wir in jenes Zimmer hinüber und werden dort Beide wohnen“. Gina — zog in jenes Zimmer hinüber; Berik, der Hauslehrer, wurde entlassen und sie begann nun die Rolle der Hausfrau zu

spielen, sich — wie sie es uns eingestand — fabelhaften Luxus gönnend. Ihr „Gatte“, wie sie den Gabriel Dalenes stets nannte, war die Güte und Sanftmut selbst, und Gina „fühlte sich so glücklich an der Seite dieses bejahrten Mannes, dass sie armenische, türkische und zigeunerische Gedichte zu schreiben begann“. Sie sagte uns deutsch Wort für Wort: „Ich hatte schon damals zwei grosse Bücher mit Versen voll geschrieben. Ich habe die Bücher in Konstantinopel gelassen, als ich mit meinem Kipetaren nach Albanien reiste“. Als ich meine erste Begegnung mit ihr hatte, besass sie drei geschriebene Hefte, in die sie im Laufe der letzten 40 Jahre mehr als 250 zigeunerische Gedichte eingetragen hatte, welche nach ihrem Tode Dr. Jakobcič für 200 österr. Gulden ihren Verwandten abkaufte.

Gina's „Eheglück“ zerstörte ein junger Albanier, dem die schöne, mit orientalischer Pracht gekleidete Zigeunerin gar wohl gefiel. Gregor Korachon war der Name dieses Albanesen, der eines Tages, als sich Niemand im Hause der Gebrüder Dalenes befand, vor Gina hintrat und also zu ihr sprach: „Dein Gatte ist so alt, dass er dein Grossvater sein könnte. Wenn du am Leben bleiben willst, so komm' sogleich mit mir, denn der Sultan lässt heute alle Armenier niedermetzeln“. So erzählten uns Gina und ihre Verwandten den Anfang des für die Dichterin so verhängnissvollen Verhältnisses zu Korachon. Ohne die Sache zu überlegen, ging sie mit dem „Kipetaren“ — wie sie Korachon zu nennen pflegte — von dannen, verliess ihr glänzendes Heim in Konstantinopel und knüpfte ihr Los an das eines ihr „unbekannten“ Mannes. Möglich, dass sie vielleicht schon früher in einem galanten Verhältniss zum Albanesen gestanden, — uns gegenüber aber leugnete sie dies stets, wie sie denn überhaupt nicht gerne über dies Verhältniss zu sprechen schien. Soviel teilte sie uns mit, dass am zweiten Tage nach ihrer Entfernung aus Konstantinopel der Albanese ihr gesagt habe, dass — wenn sie in das Haus

ihres „Gatten“ zurückkehre, sie von der Behörde eingezogen werde, denn man habe die beiden armenischen Brüder in einer abseits gelegenen Kammer ihres Hauses, wo sie ihre Schätze aufbewahrten, ermordet gefunden und man verdächtige eben Gina, dass sie den Mord vollbracht habe. Licht in diesen Sachverhalt zu bringen gelang Herrn Dr. Jakobcič selbst nach anderthalb Jahre hindurch gepflogenen, eifrigen Erhebungen nicht. So viel ist gewiss, dass 1851 ein armenischer Kaufmann, namens Gabriel Dalenes, in Konstantinopel von unbekannten Tätern ermordet und beraubt worden ist und dass man dieses Raubmordes einen flüchtigen Albanesen verdächtigte. Einiges Licht in diese Sache bringen die aus dieser Zeitperiode stammenden Gedichte Gina's. Eines dieser Gedichte lautet also:

Trin coraka beshde pro ruk, Yekto beshdyas upro cipo, — Duyto beshdyas pro sano kasht, Andre kuyba beshdyas trito.	Drei Raben sassen auf dem Baume, Der eine auf dem Wipfel hoch, — Der andre sass auf dürrem Aste, Allein ins Nest der dritte kroch.
Pendyehas yekto coriko, Pendyehas yov nayportayes: „Upro pro phuv, pro bare phuv N'avel mandar sar sorales!“	Der erste stolz im Wipfel krächzte: „Ein Bursch so schön, wie ich, so fein, Gibt's auf dem weiten Erdenrunde Wohl keinen; kann auch keiner sein!“
Pendyas duyto pro sano kasht: „Romñiye, ashun tu gule, Pendyehas ada cavoro: Sar yov na isi kasave!“	Vom dürren Aste rief der Zweite: „O Gattin mein, o Süsse hör', Solch' Bursch, wie jener dort im Wipfel, Bin ich wohl auch, darauf ich schwör'!“
Bare rukeskro e kashta Siges, siges yon pagaren, Ratvala isan praitina; — Ko romeskro is' kamaben!	Des hohen Baumes hoher Wipfel Neigt schwankend jetzt sich hin und her, Und blutig wird sein Laub, das grüne; — Des Gatten Lieb' hab' ich nicht mehr!
Merdyas m'ro bikeido gadso, Kipetaro mange penel: „Isi, isi m're luludyi, Nikana tut savo kamel!“ . . .	Ach, unbetrauert starb mein Gatte, Mein Kipetar wünscht nun von mir, „Nur mir allein blüh' du als Blume, Sei mir allein die schönste Zier!“ . . .

Phuv te cero tay pabuven
Peskre bare kamabensa;
Mire godyi na pabuvel,
Isi taisa tamipensa.

Am Himmel hoch, und hier auf Erden
Strahlt hell nun seiner Liebe Licht;
Nur meines Herzens Nacht, die dunkle,
Der Liebe Strahl wohl nie durchbricht!

Barvaleske dukhal godyi,
Mange, mange taisa penel:
„Tiro yekto rom is' kirno?
Ko pirano tute ovel?"

Es seufzt der Wind, als ob ein Herz er
Hätt' auch voll tiefem Weh und Leid:
„Verfault im Grab liegt schon dein Gatte?
Und Andrem Lieb' dein Herz schon beut?"

Bibaçtales, naycoreder
Acav taisa me raciye,
Angalidav m're piranes
Barvaleha but rovilye!

Verlassen steh' ich hier und einsam
In stiller, dunkler Mitternacht,
Und halt bei meinem jetzigen Liebsten
Nur mit dem Wind allein die Wacht!

Obgleich die Dichterin ihren sogenannten „Gatten", den Armenier Gabriel Dalenes, nicht geliebt haben mag, so folgte ihr doch die Erinnerung an ihn auch in das Land der Albanesen, wohin sie ihr „Kipetare" hingeführt hatte und ihre allereigensinnigsten Wünsche zu erfüllen sich bestrebte. In albanischer Nationaltracht, mit einer teueren Halskette geschmückt, ritt sie einmal auf reichverziertem Rosse durch die Strassen Adrianopels, als sie einen Armenier erblickte, in dem sie ihren Ziehvater Joachim Dalenes erkannte. Ohnmächtig sank sie von ihrem Rosse herab; zu ihrem Glücke hatte sie der Armenier nicht bemerkt. Als sie zu sich kam, machte ihr der „Kipetare" Vorwürfe, worüber sie sich so sehr ärgerte, dass sie in der folgenden Nacht sich heimlich aus Adrianopel entfernte. Aber schon nach drei Tagen kehrte sie zu ihrem Liebsten zurück, „dessen Augen wie die Schlange stachen" (keske yakha pushavena, sar sapuño). Damals schrieb sie vielleicht das Gedicht, darunter das Wort „Adrikoforos" = Adrianopel steht:

Penel gulo: „M're pirani,
Tiro gray iszan shukares;
Strafinel pro tut angruskri!
Pen tu mange: szo tu kames?"

Spricht der Liebste: „Du mein Liebchen,
Sieh, dein Rösslein ist ein schönes Tier;
An dir strahlen Edelsteine!
Sprich: wünscht du noch was und welche Zier?"

Angalidav m'ro piranes
Tay leske penav me caces:
„Bibaçtalo, na çuna tu
Pal handako cira;
Avriaven yon raciye
Tay bares rovilya!
Dikh e ruk tu pal e vreme
Shukur luludyensa,
Acel yeke praitin
Jeldes luludyensa!“

Ihn umarmend ich dann weine,
Sag' ihm stets dann nur dies eine:
„Unglückseliger, sperrst vergeblich
Die Erinn'rung in den Sarg du;
Weinend kehrt sie mitternächtlich
Heim zu dir, stört deine Ruh'!
Sieh den Baum in Lenzesprangen,
Wenn er Blüt' an Blüte hat, —
Zwischen Blüten blieb vom Herbst ihm
Wenn auch nur ein welkes Blatt!“

In einem anderen, aus dieser Zeit stammenden Gedichte vergleicht sie ihre Freuden mit den Schmetterlingen auf dem Hämusgebirge und lässt uns ahnen, dass sie von der Ermordung ihres „Gatten“ wohl gewusst habe. Dies Gedicht lautet also:

Isan Yemese blaçrida
Mire voyipena;
Aven, aven tai yon nastyi
Nikay pashelyona.

Meines Herzens Freuden gleichen
Hämus-Schmetterlingen;
Flattern, schweben und ich kann sie
Nie zur Ruhe bringen.

Isan voyipena mange,
Dures isan nani!
Na voypeskro m'ro asaben,
Isi yov brigakri.

Gleich dem Kinde hab' ich Freuden,
Doch von kurzer Dauer!
Nicht aus Freude lächle ich manchmal,
Nein, aus Schmerz und Trauer.

Isan Yemese blaçrida
Mire voyipena;
Andro m'ro ratvalo gadso
Taisa yon tovena.

Meines Herzens Freuden gleichen
Hämus-Schmetterlingen;
Flatternd oft in meines Gatten
Blut'ge Brust sie dringen.

Tai kirmora andre godyi
Mange avriaven,
Tai ñikana andre jiben
Mange avrijianen.

Kehren dann zurück als Raupen,
Trag' sie dann im Herzen,
Und mir kann wohl hier auf Erden
Niemand sie ausmerzen.

Auf ihren oben erwähnten, ersten Zwist mit dem „Kipetaren“, demzufolge sie ihn auf drei Tage verliess, bezieht sich das folgende Gedicht, dem sie die Ueberschrift: „Kana rushvales avlas“ („Als er zornig war“) gegeben hat:

Penehas tu: „tut na kamav!“
Oh hoske pendyal tu vorba!
Tai hoske raciye trades
Tai cores mange e jives?

„Ich mag dich nicht!“ — o wehe mir!
Warum sprachst du dies bange Wort!
Warum stiesst du in ew'ge Nacht
Mich jetzt von meinem Morgen fort?

Tai tut mayintuvar dikhyom,
M're jives th'avel me patyom,
Me patyom: dilos sik avel,
Kai piranes mange th'ovel!

Als ich zum ersten Mal dich sah,
Da glaubt' ich meinem Morgen nah,
Ich hofft': es wird bald Mittag sein,
Wenn du, o Liebster, ewig mein!

Tai raciye man tu trades,
Tu mange jives sik cores,
Ko avilyas man' akana,
Tai but na avel, nikana.

Nun stürzst du mich in ew'ge Nacht,
Hast mich um meinen Tag gebracht,
Der noch als Morgen im Entstehn,
Entschwand auf Nimmerwiedersehn.

Me divles tai sik the jiav,
Na kathe hin e manusha, —
Oh mange nañi jevasel,
M're vodyi andro cik tradel!

Nun zög' ich wohl in wilder Hast,
Wohin kein Mensch noch je geriet, —
Doch ohne Licht mein armes Herz
Mich in den Kot stets niederzieht!

Der „Kipetare“ trat in Adrianopel gar bald in den Dienst eines „Handelsvereines“, deren Mitglieder er als „Bedeckung“ nach Serbien, Bosnien und an die ungarische Grenze zu begleiten hatte. Gina war ihm auf diesen mühseligen und gefahrvollen Fahrten stets eine treue Gefährtin, obwohl sie wohl wusste, dass ihr Geliebter mit einigen albanesischen Räuberbanden in enger Verbindung stehe, was sie auch im folgenden Gedichte erwähnt:

Me na pendyom tut' me isi,
Sar o kam upro ceroros;
Na kamav tut, na kamav tut,
Janav, isi tu phabundos.

Nimmer war ich ja dein eigen,
Wie dem Himmelszelt die Sonne;
Lieb' dich nicht, ich liebt' dich nimmer,
Wenn ich ja auch deine Wonne.

Pen man': so isi e curi,
Dikhlyal save tu ratvales?
Laces janes, t're kamaben
Isi taisa save cores!

Sprich: sahst jemals du ein Messer,
Hast ein blut'ges du gesehen?
Wie denn sollst du es nicht kennen!
Musst ja stets mit Räubern gehen!

Na kamaben is' pal godyi,
Ada na tut' pabol, dukhal;
M'ro romeskro lole rata
Jial bibaçtales tuhal!

Nicht die Liebe quält dein Herze,
Füllt es dir mit Schmerz und Leide;
Meines Gatten Blut, das machte
Uns so unglückselig Beide!

Kana rikkerel pal shero
Miro gulo rom ratvales:
Ashunav me, tai ashunav, —
Jal t're godyi tut' ucales.

Wenn ich an den Gatten denke,
Ach! an ihn mit bitt'rem Schmerze:
Wähn' ich, wie wenn schnell und schneller
Pocht' und pocht' dein falsches Herze.

Yekvar ulas tayimako,
Akana mudarimako,
Cigne ratvale curaha
Me astardsi tai keradyo!

Früher warst du ein Betrüger,
Bist ein Mörder nun geworden,
Und ich Sclavin durch ein Messer
Solchen Leuten, die da morden!

Noch in sechs aus dieser Zeit stammenden Gedichten äussert sich das verbitterte Gemüt der Dichterin in solch' scharfschneidigen Sarkasmen, die uns ahnen lassen, dass der Bruder ihres armenischen Ziehvaters — ihr „Gatte“ Gabriel Dalenes — keines natürlichen Todes gestorben, sondern vielleicht gar mit ihrem Wissen, vom Albanesen ermordet worden ist, der dann mit einem Teil der Schätze des Armeniers in Ginas Begleitung in die albanischen Berge floh. So viel ist gewiss, dass der „Kipetare“, seit er Konstantinopel mit der Dichterin verlassen, keine „reinen Hände“ hatte. Gina selbst erzählte uns, dass im Laufe der vier Jahre, die sie an der Seite des „Kipetaren“ zugebracht, dieser die teuere Waaren mit sich führenden Kaufleute, die er eben als „Bedeckung“ schützen und verteidigen sollte, albanischen Räuberbanden verriet. Die Kaufleute wurden dann niedergemetzelt oder gefesselt zurückgelassen und die geraubten Waaren hinauf auf die Albanergebirge in Sicherheit gebracht. Nach solchen Gelegenheiten überhäufte der „Kipetare“ seine Geliebte stets mit kostbaren Geschenken, und es scheint, dass er die schöne Zigeunerin mit der ganzen Glut seines Herzens geliebt hat. Aber die Liebe war nicht im Stande seiner Raublust Zügel anzulegen. Gina gefiel zwar, als Zigeunerin und obendrein excentrischem Weibe, dies abenteuerliche Leben; aber die fortwährenden Gefahren und häufigen Kämpfe sagten ihrer zigeunerischen Natur nicht zu, und sie bat daher häufig genug ihren Geliebten,

er möge mit ihr nach Konstantinopel zurückkehren. Diesen ihren Wunsch wollte aber der „Kipetare“ nicht erfüllen; aus welchem Grunde nicht, mag er, und wohl auch Gina, recht gut gewusst haben. Später forderte Gina eigensinnig die Rückkehr nach Konstantinopel und nach zweijährigem Beisammensein wollte sie einmal den „Kipetaren“ heimlich und für immer verlassen; aber seine Verwandten entdeckten ihm Ginas Absicht, worüber erzürnt er mit dem Handschar die linke Unterwange der Geliebten schwer verwundete. Die Narbe dieser Wunde trug Gina ihr Leben lang an sich. Der „Kipetare“ konnte nach diesem Vorfall seine Geliebte nur dadurch versöhnen, dass er sich auf den Weg nach Serbien aufmachte, um ihre Verwandten abzuholen. Gina verkaufte er auf drei Monate einem Ungarn in Adrianopel, namens Andreas Kovacs, der sich nach der ungarischen Revolution in dieser Stadt niedergelassen hatte. Was für eine Rolle dieser Mann in Adrianopel gespielt hat, darüber konnte oder wollte uns Gina keine Aufklärung geben.

Im Hause dieses Ungarn knüpfte die Dichterin ein neues Liebesverhältniss an. Wer dieser Liebhaber gewesen ist, konnten wir nicht erfahren. So viel teilte sie uns mit, dass es ein „serbischer Landsmann“ war, den sie in ihren aus dieser Zeit stammenden Liedern „weissen Mann“ nennt. Diese Lieder werfen ein besonderes Licht auf ihr Verhältniss zum „Kipetaren“ und auch auf ihren wankelmütigen Charakter. In einem an den „weissen Mann“ gerichteten Gedichte nennt sie sich geradezu Sclavin des „Kipetaren“:

Siges nashel, siges jipen,
Ta jivesa nani kucen;
Nashen, nashen sar e paña,
Adyes nashel ta tehara!

Flüchtig rauscht dahin das Leben,
Nichts wert ist's, kann's uns nichts geben;
Weiter eilt in Lust und Sorgen
So das Heute, wie das Morgen!

Dikh tu rukreskro ucalyin
Tai luludya den tut' praitin;

Kühler Schatten unter'm Baume,
Blumenduft in stillem Raume;

Amen piraña the jamas, —
Kana jidas, amen kamas!

Liebster, unter Lenzestrieben
Lass uns eilig leben, lieben!

Siges Kipetaro avel,
Ñilaye yov avriavel,
Tai bituhal isom cori,
Leske isom panderoyi!

Mein Kipetar kommt gar balde,
Wenn noch sommergrün die Halde, —
Dann verlassen sink' ich nieder,
Bin dann seine Sclavin wieder!

Und in einem anderen Gedichte sagt sie es rund heraus, dass sie den Reichtum, nicht aber die Person des Kipetaren geliebt habe:

Siges avel Kipetaro,
M're yak les na dikhes!
Ta me kathe les lulervav
Naycoreder, blindes!

Bald erscheint mein Kipetare,
Gleich, als würd' ich ihn schon sehen!
Dennoch kann ich, feig und elend,
Von hier nimmer weiter gehen!

Nikana me les kamilyom, —
Na isas m're baçta;
Uripena, peskre lova
Isan m're bibaçta.

Nie konnt' ihn mein Herze lieben, —
Nicht die Liebe, die Schmucksachen,
Und sein Geld, sein grosser Reichtum
Mussten mich unglücklich machen.

Avri romñi tut cumindel,
Na des man lacipen,
Parno, kamilo romeya,
Godyake lacipen!

Andre werden bald dich küssen,
Trösten wird dein Wort mich nimmer,
Weisser Mann, du teurer, süsser,
Meiner Liebe letzter Schimmer!

Avel mange duro ciro
Naybibaçtaleder, —
Yeke divle macka cuclyom
Dures, naydureder!

Trüber Zukunft Bilder geben
Bald mir Armen das Geleite,
Wenn ich gleich der wilden Katze
Schleiche in der fernen Weite!

Bevor noch der „Kipetare“ mit den zigeunerischen Verwandten zurückkehrte, verliess die unglückliche Dichterin der „weisse Mann“, dem sie dann nur noch zwei Gedichte widmet; in dem einen schreibt sie:

Dromengro ciriklo avel,
Kai selene isi besha;
Me kamavibneskro baçt
Kathe adala me dikhav?

Wandervöglein kehrt zurück,
Wenn schon grün die Auen;
Ob der Liebe Wonneglück
Ich werd' wieder schauen?

Loke pañori tovel
Sik upre selene mala,
Na darel yoy ñilaye
Nayshilaleder yevenda.

Munt'res Sommerbächlein fliesst
Durch die grünen Auen,
Fürchtet sich zur Sommerzeit
Nicht vor Wintergrauen.

Tai manushengre vodyi
Andre dara te kamaben,
Na merel andre vreme,
Ada yon nikana jianen?

Aber ach, das Menschenherz,
Voller Lieb' und Zagen,
Ob's nicht schon im Lenzesschmuck
Bricht, wer könnt' es sagen?

Kamabensa nikana
Th'aves cores tu manushes,
Feder Sultaneske ker
Upre praha tu sik keres!

Einem Manne sollst du nie
Deine Lieb' vertrauen,
Eher sollst des Sultans Haus
Hin auf Sand du bauen!

In einem anderen Gedichte dieser Zeitperiode, das ebenfalls den Titel: „Dem Treulosen“ (Bicaceske) hat, heisst es:

O hoske upre ada phuv
Savenge hin agora!
Tai kothe-kathe me dikhav
Pal naybareder voya:
Me dikhav, kai e luludyi
Pal cikale phuv perel,
Tai ruk ceresrobareha —
Yov sik tai siges merel.

Warum nimmt hier auf dieser Welt
Ach, Alles rasch ein Ende!
Wohin ich auch den trüben Blick
Erwartungsvoll hinwende:
Seh' ich, wie selbst die schönste Frucht
Muss fallen von dem Baume,
Den bald zerschellt ein Blitzesstrahl
In süssem Frühlingstraume.

Oh nayshukar'der luludya
Isas mire vodyake!
Tai akana? me na janav!
Ko pçuro penel mange:
Kai save, save luludya,
Ke isas andre vodyi,
Isi upro pro pçuro kast
Inke save luludyi!

Wie schöne Liebesblüten trug
Mein Herz in frühern Tagen!
Wo sind sie hin? ich weiss es nicht!
Gealtert, wer kann's sagen:
Dass von dem Flor, den einstens hat
Getrieben seine Seele,
Kein einz'ger schwanke Blütenzweig
Am knorr'gen Stamme fehle?

Diesen „weissen Mann“, dessen Namen sie uns nie verriet, mag Gina mit der ganzen Glut ihres Herzens geliebt haben. „Ich hoffte durch ihn,“ sagte sie uns deutsch, „mir wieder auf den grünen Zweig hinauf zu helfen, von welchem mich die Stürme des Lebens so schnell herabgeschüttelt hatten. Und nun war auch diese Hoffnung hin! Tagelang starrte ich gedanken- und gefühllos in die Nacht meines ungeheueren Elends; ich sah alle meine Wünsche und Hoffnungen zerschmettert liegen, wie ein Saatfeld, das der Hagel vernichtet hat. Was blieb mir übrig? Ich musste mich mit

dem Gedanken befreunden, bald wieder ganz und allein dem Kipetaren anzugehören!" So sprach eine Zigeunerin!

Und wie es scheint, hat sie sich gar bald mit diesem Gedanken befreundet, denn in einem Gedichte „An ihn", den sie in ihren vorhergehenden Dichtungen stets voll Abscheu und Verachtung erwähnt, verleiht sie ihrer tiefen Sehnsucht nach dem Kipetaren in schönen Worten innigen Ausdruck:

Kathe beshav me cori Upro duro drom; Th'ovel kiya tut kamav Miro gulo rom!	Einsam sitz' ich hier, allein, In der weiten Ferne; Liebster, bei dir möcht' ich sein, Ach, bei dir so gerne!
Kana prekale çaisin Tuhal avilyi, Kames Kipetarya man, Kames luludyi?	Wenn ich durch die Wüsten zieh' Und zu dir gelange, Küsst du dann, o Kipetar, Deines Blümchens Wange?
Ko janel, pro savo drom Lurdes jas tu say, Ta kamilyi beshel Pal dure koybay.	In der Ferne, Gott weiss wo, Magst du jetzt wohl wandern, Während die Gefährtin dein Dient jetzt einem Andern.
Andro suno tut dikhav: Lurdes tu kures, Ta avreskro andro vast Çaro ratvales!	Nachts im Traume seh' ich dich Blutend niedersinken, Weh! in fremder Hand dein Schwert Seh' gezückt ich blinken!

Mit einigen kleinen, vierzeiligen Gedichten, in denen sie die Liebe nicht gerade in gewählten, schmeichelhaften Ausdrücken besingt, unter anderem die Verliebten Narren nennt, „die in jedem Schweinekot das Bild der geliebten Person erblicken" und nach Befriedigung tierischer Gelüste in der Tat nur „Schweinekot vorfinden", schliesst das erste Heft der Handschrift. Nun schrieb sie lange Zeit keine Gedichte, denn gar trübe Tage hatte sie zu erleben. Misshelligkeiten sonderbarer Art veranlassten den Ungarn, welchem der „Kipetare" seine Geliebte „verkauft" hatte, nach Ablauf der erwähnten drei Monate, sie aus seinem Hause zu treiben. Grund dazu gab, wie Gina uns erzählte, ein „Herr"

— der, wie ich ahne, eben der „weisse Mann“ gewesen ist, welcher tagtäglich das Haus des Ungarn besuchte und bei einer Gelegenheit Ginas Kleider und Geld gestohlen hatte. Auf unsere Frage: woher sie Geld gehabt habe, antwortete sie einfach: „Vom Kipetaren!“ Und als sie Dr. Jakobičič fragte, warum habe sie also der „Kipetare“ dem Ungarn verkauft, wenn sie ja Geld besessen habe? antwortete sie lächelnd: „Das war damals bei den Albanesen so Brauch. Wenn sie weit und auf lange Zeit verreisten, gaben sie für Geld ihr Weib einem Anderen hin und reisten mit einem Knaben fort!“ Nun verstanden wir auch ihre Gedichte, in denen sie die bei den Albanesen übliche „Knabenliebe“ geisselt. Ein an den „Kipetaren“ gerichtetes Gedicht beginnt also:

Terneçares kames tu,	Knaben liebst du,
Ta na kames raklya tu!	Und nicht liebst die Maid du!

Und grade diese Knabenliebe, der auch der „Kipetare“ huldigte, mag die Dichterin in ihrem Liebesverhältniss am meisten gekränkt haben. So manche Stelle in ihren Gedichten ist gegen diese Unsitte und Unzucht gerichtet, die sie bewog sogar ein 150 Zeilen langes Gedicht darüber zu schreiben, das also beginnt:

Balo avlas tiro dad,	Schwein war dein Vater,
Bar'der baleci dayori;	Grösseres Schwein deine Mutter,
Naybareder baleci	Das grösste Schwein
Me hum, tire romñori!	Ich bin, deine Gattin!

Dies Gedicht, an den „Kipetaren“ gerichtet, steht nicht nur in der zigeunerischen Porkologie, sondern selbst in der gesamten Weltlitteratur ohne Gleichen da. Was nur Schändliches, Obscönes ein Weib dem Manne nachsagen kann, das Alles findet sich in diesem Poem vor. —

Kinder hatte die Dichterin nie, und was bei den Zigeunerinnen ein seltener Fall ist, sie liebte auch die Kinder nicht. So lange sie bei ihrem armenischen Ziehvater weilte, war sie noch immer ein ehrenvolles, tugendhaftes Weib;

aber als sie mit ihrem „Gatten“, dem Bruder ihres Ziehvaters, die Verbindung einging, begann sie immer mehr zu sinken, wozu ihr eben der „Kipetare“ verhalf.

In zerfetzten Kleidern, mittellos, elend und verlassen, kam Gina aus dem Hause des „Ungarn“ heraus. Wochenlang irrte sie von Hunger und Durst geplagt in Adrianopels Strassen herum, bis sie endlich, des vergeblichen Wartens müde, sich auf den Weg machte, um ihren „Kipetaren“ — sei es wo immer, aufzusuchen. Zu ihrem Glücke begegnete sie ihm schon einige Stunden von der Stadt entfernt. Das Wiedersehen mag nicht gerade sehr herzlich gewesen sein. Der „Kipetare“ hatte seine „lieben zigeunerischen Verwandten“, die er aus Serbien mitgebracht, bereits satt bekommen, und machte Gina darüber Vorwürfe. Desto herzlicher war Gina's und ihrer Verwandten Wiedersehen, die sogleich ihre Zelte aufschlugen und auf den Beutel des „Kipetaren“ hin grosse Gastereien veranstalteten. Gina bemerkte des „Kipetaren“ Unwillen und gab sich, wie es scheint, alle Mühe, ihren Geliebten dazu zu bewegen, dass sie mit den Verwandten zusammen hinauf in das albanische Bergland ziehen sollten. Aber der „Kipetare“ wollte — wie Gina uns mitteilte — auf keinen Fall in diesen Plan einwilligen, ja er drohte sogar seiner Geliebten, dass, im Falle sie ihre Verwandten nicht zurück nach Serbien schicke, er sie verlasse und nach Russland auswandere. Nach wochenlangen Zwistigkeiten bewog endlich Gina den „Kipetaren“ doch so weit, dass er in einen Abzug nach Albanien einwilligte, woher dann die zigeunerischen Verwandten in ihre Heimat, nach Serbien zurückkehren sollten; der „Kipetare“ hingegen setzte es bei Gina durch, dass er voraus nach Albanien reiste, um „die Geschenke für die Verwandten herbeizuschaffen“. Auch die Zeit, welche er im Kreise seiner zigeunerischen Verwandten unter den Zelten vor der Stadt Adrianopel zubrachte, vergeudete er nicht untätig, denn Gina schmückte er wieder — wie es in einem ihrer

Gedichte heisst — „mit Ringen, Prachtgewändern, Gold und Edelsteinen“, worauf er sich dann in Begleitung von dreissig Albanesen auf den Weg in seine Heimat machte. Auf diese stürmische Zeit, voll Lustbarkeit, aber auch voll Zwist und Hader, bezieht sich das Gedicht:

Upro pro phuv acadyom tuha Manglyom lacipena, So me kerdyom t're godyake Bute bunipena!	Hier im Staube liegend, darf ich Auf Verzeihung hoffen, Für das grosse Leid, die Qualen, Die dein Herz betroffen!
Nastyi janes, som dukhedyi Tuha, oh guleya! Pacolyom taisa t're luludyi Inke tu mukela!	Nicht weisst du, was ich gelitten, Leiden unermessen! Denn ich glaubte, dass dein Röslein Du schon längst vergessen!
Upro cero pal jivesa Kere uren conglya, Ta kityivar me cingardyom, Th'isas mange pora.	Wenn am Himmel hoch die Störche Abends heimwärts zogen, Wär' ich gern auf raschen Schwingen Hin zu dir geflogen.
Th'urav kiya Kipetaro, Upro leskre muysa, Akana me th'urav laces Prekal bare thema!	Wünscht' mit dir, mein Kipetare, Lustig stets zu wandern, Arm in Arm von einem Orte Ziehen zu dem andern!
Kathe isan tu vash mange Ta mire romensa; Pen guleya, sik tu mange, Briga jal tumensa?	Doch jetzt bist du endlich bei mir Mit den Anverwandten; O, doch sprich: welch' Schmerzen schlagen Jetzt dein Herz in Banden?

Gina zog — wie sie sich erinnern konnte, ungefähr zwei Monate lang mit ihren zigeunerischen Verwandten auf der Balkanhalbinsel von Ort zu Ort, bis es ihr endlich gelang ihren Liebsten „am Meeresufer“ anzutreffen. Der „Kipetare“ und zwei seiner Freunde begleiteten mit Gina zusammen die Zigeunerbande bis an die serbische Grenze. Die noch lebenden Zigeuner, die an dieser Fahrt Teil genommen haben, können auch noch heutigen Tages nicht genug loben die Geschenke, welche sie vom „Kipetaren“ bei dieser Gelegenheit erhalten hatten. „Ich habe“, sagte uns

Gina's Vetter, Milivoj Ranjicič, „des Königs Milan Rosse gesehen, aber unsere waren viel schöner, die wir damals von Gina zum Geschenk erhielten. Wir hatten damals so viel Geld, dass wir uns 600 Schweine kaufen konnten und doch noch lange Zeit ohne Sorgen lustig lebten". Schon hieraus ist ersichtlich, dass Gina's Kipetare ein einfacher Wegelagerer gewesen ist, wie solche in den damaligen Zeiten die meisten Albanesen gewesen.

Gina wurde auf dem Wege von ihren Verwandten gegen den „Kipetaren" aufgehetzt, wohl in der Hoffnung, dass, wenn die Dichterin sich entschlösse, mit ihnen nach Serbien zu kommen und bei ihnen zu bleiben, auch der „Kipetare" bei ihnen weilen würde und die schönen Zeiten würden dann noch fortdauern. In der Abschiedsstunde, wo sich Gina von ihren Verwandten trennen sollte, kam es zwischen ihr und dem „Kipetaren" zu offenem Bruch. Die Zigeuner, dreissig an der Zahl, von denen heute nur noch neun leben, bestürmten ihn, er solle ihnen noch 100 Thaler geben, sonst würden sie Gina mit sich nehmen. Der „Kipetare", der fortwährenden Bettelei überdrüssig, schlug ihnen das Begehren rundweg ab, und Gina, die das zigeunerische Wanderleben abermals gekostet und Gefallen daran gefunden hatte, kehrte ihm voll Trotz und Hohn den Rücken und zog mit ihren Zigeunern in ihre Heimat, nach Serbien, das sie seit mehr als zehn Jahren nicht gesehen hatte. Zu dieser Zeit mag sie etwa dreiundzwanzig Jahre alt gewesen sein, und hatte, wie sie sich uns gegenüber ausdrückte, mehr gelebt, als manches Weib ein langes Leben hindurch. Wie uns ihr oben erwähnter Vetter mitteilte, „war sie damals so schön, dass selbst die grössten Herren sich gerne in ein Gespräch mit ihr einliessen". Dies aber gefiel dem damaligen Wojvoden des Stammes nicht, denn, wie Gina uns erklärte, er fürchtete sich, dass sie bei Gelegenheit heimlich ihren Zigeunerstamm verlasse. In dieser Zeit begegnete sie „einem grossen Herrn aus Wien, der viele Bücher hatte und von

dem sie für ihre albanesischen Gedichte viel Geld bekam". Wer dieser Herr gewesen, das konnte sie uns nicht sagen, sie wusste nur so viel über ihn, dass er ein hoher Beamter irgendwo in der Türkei gewesen ist, „der die Albanesen gar lieb hatte" [1]).

Wenn nun bislang ihr Leben abenteuerlich gewesen, so ward es von nun eine ununterbrochene Kette von Abenteuern. Von dem Augenblicke an, wo sie den „Kipetaren" verliess, glich ihr ganzes Leben einer Flamme, die bald lichterloh aufstrahlte, bald zu erlöschen drohte, und so lange hin- und herflackerte, bis sie inmitten der grössten Not in sich selbst zusammenbrach. Durch ihre Trennung vom „Kipetaren" war der Würfel für ihr ferneres Leben gefallen. Es scheint, als hätte sie dies schon damals geahnt. Ein schweres Leben lag hinter ihr. Nach einer freudlosen Kindheit, nach toll durchstürmtem Jugendlenz war sie wieder in den Kreis zurückgekehrt, in dem sie geboren ward, aus welchem sie hinaus ins Leben so zeitig gefahren. Was sie an Schmerz und Bitterkeit darob empfunden, hat sie damals merkwürdigerweise in Gedichten nicht ausgehaucht. Eine stille Dulderin hat sie damals ihr hartes Loos schweigend getragen; aber der Schmerz hatte sie noch lange nicht geläutert. Auf unsere Frage, warum sie in dieser Zeit keine Gedichte geschrieben habe, versetzte sie lächelnd: „Unter Schweinen konnte ich nichts schreiben, und ich dachte auch an nichts anderes, als an das Albanerland!" Es scheint, dass sie während ihres Aufenthaltes unter ihren Verwandten unendlich litt; unsagbar zehrte und regte sie auch die Sehnsucht nach dem „Kipetaren" und der — Freiheit, um so mehr, weil ihre Verwandten sie gleichsam gefangen hielten und sie obendrein noch von Krankheit ge-

[1]) Vielleicht der albanesische Volksforscher J. G. v. Hahn, der als österreichischer Consul sich lange in den Balkanländern aufgehalten hat?

plagt wurde. Denn ihre Zigeuner waren des Glaubens, dass der „Kipetare“ früher oder später zu ihnen zurückkehre und bald wieder reiche Geschenke bringe. Sie lebten also lustig, auf recht zigeunerische Art, in den Tag hinein und hielten die Dichterin gefangen, damit sie ihnen nicht entweiche und der zurückkehrende „Kipetare“ seine Geliebte etwa nicht in ihrem Kreise vorfinde. Aber ihre Hoffnung war eitel. Gina selbst war anfangs voll der süssen Hoffnung, dass ihr Geliebter von Sehnsucht getrieben, gar bald in ihre Arme zurückkehre. Ein Tag verging nach dem anderen, eine Woche verrauschte nach der anderen und ein Jahr war schon ausgeklungen, ohne dass Gina auch nur ein Lebenszeichen vom „Kipetaren“. erhalten hätte. Die Zigeuner liessen die Dichterin in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes unter ihren Verwandten das Peinvolle ihrer Lage noch nicht so sehr fühlen; als aber das Geld abnahm, die 600 Schweine verkauft wurden und später auch die vom „Kipetaren“ erhaltenen kostbaren Geschenke spottbillig verschleudert waren, begann Gina's Lage ganz und gar unerträglich zu werden, denn die Zigeuner traten nicht einmal, sondern unzähligemal ganz offen und unverschämt mit ihren vermeintlichen Forderungen gegen sie auf. Ihre Brüder beraubten sie ihrer teuren Kleider, ihrer Schmucksachen, ihres Geldes. Und wie Monate vorher in Adrianopel, so befand sie sich jetzt wieder zerlumpt und verlassen, krank und gebrochen im Kreise ihrer Blutsverwandten. Die eigene Mutter scheint an die reizende Schönheit ihrer Tochter grosse Hoffnungen geknüpft zu haben, denn zuletzt klagte sie selbst bei den Stammgenossen Gina an, dass diese wohl wisse, wo der „Kipetare“ sich aufhalte, aber sie wolle es den Genossen nicht mitteilen, damit diese von ihm keine Geschenke erpressen sollten. Darauf hin brach nun der offene Aufstand aus und es kam zu blutiger Schlägerei. Gina's Partei ergriff ihre beiden Vettern und deren engere Familien. Die erbosten Verwandten wurden endlich dadurch

beschwichtigt, dass ein Vetter Gina's, Peter Ranjicič, der — wie es heisst — in die schöne Zigeunerin verliebt war, sich erbot, den Aufenthalt des „Kipetare" auszuforschen und ihn zur Rückkehr zu Gina zu bewegen oder für sie eine Abfertigung in Geld zu erzwingen. Die Zigeuner gaben sich hiermit vorläufig zufrieden und Peter Ranjicič machte sich also auf den Weg nach Albanien, woher er nimmer wieder zurückkehrte. Was mit ihm geschehen, hat Niemand erfahren. Wahrscheinlich hat ihm die Klinge des Albanesen den Garaus gemacht.

Gina ergab sich scheinbar in ihr Loos, obwohl sie das Misslingen der Ausfahrt ihres Vetters vorauszuahnen schien. Sie heuchelte Hoffnung auf die Rückkehr des „Kipetaren" und täuschte ihre Stammgenossen dadurch so sehr, dass diese sie nun oft allein und ohne Bewachung bei den Zelten zurückliessen, während sie in den Dörfern ihren Geschäften oblagen. Der erwähnte Vetter Milivoj Ranjicič, der sich über das lange Ausbleiben seines jüngeren Bruders Peter bekümmerte, war zu dieser Zeit Gina's bester Freund, und verhalf ihr vier Wochen nach der Abreise Peters zur Flucht, damit sie seinen Bruder aufsuche und wenn er etwa in Gefangenschaft geraten, auslöse. Gina zog schleunigst nach Albanien hin.

Gina's Flucht aus Serbien war vom Glück begünstigt, denn ihre nacheilenden Gefährten konnten sie nicht einholen. Wie nach schwerem Traume atmete sie erleichtert auf und nahm in einem Gedichte, das sie auf ihrer Flucht geschrieben, für immer Abschied von ihrem Heimatlande:

Upre mukle thema Gelyom korkores; Kale coka urde Pal mange cores.	In ödem, wüstem Lande Voll Leid ging ich allein; Der Raben schwarze Schaaren, Die waren meine Pein.
Ferinel them devla, Tut armendavas, Kate na baçtales, — Cores is'nomas.	Gott mag dich nun behüten, Verfluchtes, ödes Land, Wo Freude, ach! gar wenig, Doch Leid genug ich fand.

Jungale cokengre Naykal'der stava, Mire, mire roma Kathar tradena!	Der Raben schwarze Schaaren Aus diesem Heimatsort, Mein eignes Volk, das hat mich Getrieben von hier fort!
Kai m're kale roma Pro m'ro handako Nikana penena Lace prisero!	Zigeunervolk, wohl niemals Kommst du zu meinem Grab, Es segnend, wo gefunden Die letzte Ruh' ich hab'!

Auch in ihren späteren Gedichten nennt sie gar oft ihre Verwandten und das Zigeunervolk überhaupt „schwarze Raben“, „krächzende Dohlen“. Es scheint, dass sich die Liebe zum „Kipetaren“ jetzt stärker, denn je, ihrer bemächtigt habe. Wenigstens lässt sich hierauf aus den folgenden zwanzig Gedichten dieser Zeit schliessen, in denen sie mit verzehrender Sehnsucht des Albanesen gedenkt. Beim Wiedersehen des Albanerlandes schwelgte sie in der süssen Hoffnung, dass sie hier zwischen den „weissen Bergen“ ihren „Kipetaren“ bald wiederfinde und ihr unglückseliges Liebesleben von Neuem beginne. In einem Gedichte begrüsst sie also das Land der Albanesen:

Upre parne bara Mange isi laces, Alfanakri thema Miro yak tu dikhes.	Hier zwischen weissen Felsen Ist mir so wohl zu Mut, Wenn auf Albaniens Landen Mein Blick sehnsüchtig ruht.
Upro them me jiav, Kai m'ro Kipetaro! Siges me ashunav Shukares dumadlo!	Nun bin ich in dem Lande, Wo auch mein Kipetar, Bald hör' ich seine Stimme, Die immer süss mir war!
Hetyarav me yaga Gule kamabneskro; Hetyarav, m're vodyi Isi tu tradeskro.	Ich fühl' die Flamme wieder, Die Flamme meiner Lieb', Die hin zu dir, o Liebster, Mich aus der Ferne trieb.
Andre ada lime, Kathe, oh tu jides, Pale tute isom, Rosa tute cignes!	In diesem schönen Lande, Das dich erzogen hat, Bin ich dir wieder eigen, Wie eine Blüt' dem Blatt!

Lange Zeit schweifte sie in Albanien herum, ohne dass sie auch nur das geringste Lebenszeichen vom „Kipetaren“ erhalten hätte; ja „die Menschen gingen ihr, wie einer räudigen Hündin, einer diebischen Zigeunerin, aus dem Wege“ — wie sie sich in einem Gedichte aus dieser Zeit ausdrückt, das sie „An die Albanesen betitelte. In diesem 46 Zeilen langen Gedichte schleudert sie in ihrer Verzweiflung den Albanesen die denkbar grössten Gemeinheiten ins Gesicht, woraus man eben schliessen kann, dass die Albanesen, besonders die Weiber, die schöne Zigeunerin nicht besonders freundlich empfangen haben mögen, sie, die die Geliebte „des schönsten Albanesen gewesen“. Endlich erhielt sie die niederschmetternde Nachricht, dass ihr „Kipetare“, vom türkischen Militär (wahrscheinlich wegen Wegelagerei) verfolgt, mit einer jungen Albanierin nach Italien zu seinen Anverwandten und Volksgenossen geflohen sei. Auf diese Nachricht hin benahm sie sich wie wahnsinnig, verfluchte die Albanesen und griff in ihrer Raserei die Leute auf offener Strasse an. Die Albanesen verstanden aber keinen Spass und prügelten die arme Dichterin gewaltig durch. In einer Rauferei, die sie angezettelt hatte, wurde ihr auch der Daumenfinger der linken Hand mit einem Schwerthieb abgeschnitten. Sie selbst gestand uns, dass sie damals ganz und gar von Sinnen war. Erschöpft, verwundet und krank machte sie sich auf den Weg an das Meer, um irgendwie nach Italien zu gelangen. Auf dieser mühseligen Wanderfahrt schrieb sie das Gedicht, dem sie den Titel: „Als ich weinend nach Italien zog“ (Rovilyi jiav andro Talyanithem) gab:

Sunav caces bibaçtales, Tai o jives bisterav; Andre thema streyimases Penen tai me ashunav.	Elend und verlassen träum' ich, Und vergess' die trüben Tage; In der Fremde irr' ich einsam, Höre nur die fremde Klage.
Ke mucaren: isi suna, — Taisa dukhal man bares; Upre lime niko manush Ada man penel caces!	Was mich selber quält und plaget, Das gleicht einem halben Traume; Niemand könnt' es mir bestimmen, Niemand in dem Weltenraume!

Isom dare beseçasli?
Keha averi kamel,
Mange isi barvalori,
Ke man cignes sovlyarel?

Ich allein begehe Sünden?
Worin And're Freude finden,
Sollte das bei mir nur Traum sein,
Wie ein Windhauch sollt' es schwinden?

Tai yon penen, the rinsipen
Taisa baçtarel, taisa;
Mange save den rinsipen,
Tai nikana kamena!

Liebeslächeln, so erzählt man,
Stets versüsst des Menschen Leben;
Viele haben mir gelächelt, —
Liebe wollt' mir Keiner geben!

Ihre unruhige Natur, ihr Hin- und Herhaschen, die nie gestillte Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, nach einem Unerreichbaren, charakterisirt sie selbst einfach, aber gar treffend in dem Gedichte, das sie gleich nach ihrer Ankunft in Italien verfasste:

Bibaçtales, streyimases
Taisa isom, taisa;
Nani devla mange diñas
Gule pocipena.

Elend, unglückselig war ich
Stets in meinem Leben;
Eine Ruhstatt, eine süsse,
Wollt' mir Gott nie geben.

Duripena me rodavas,
Taisa jiav cores;
Nani ada me th'arakav,
Isom bibaçtales.

Sehnt' mich immer in die Ferne,
In die endlos Weiten;
Was ich suchte, fand ich nimmer,
Desshalb muss ich leiden.

Kana isom upre bare,
Dala malya kamav;
Kana pashlyovav pro malya, —
The sovav pro mara!

Bin ich oben auf dem Berge,
Möcht' ich sein im Tale;
Lieg' ich auf dem Rasen: möcht' ich
Sein im Flutenschwalle!

Kana cerhen the isomas
Tunyrike raciye,
Upro cumut me the jiav
Kamav me dinilye.

Wenn ich selbst ein Sternlein wäre
In der Nächte Dunkel,
Sehnt' ich mich dann immer, immer
Nach dem Mondgefunkel.

Th'isom nayshukar'der rosa
Upro pro Yemese,
Ada kamav me dinilye,
Th'isi somnakune.

Wär' ich auch die schönste Rose
Auf des Hämus Grate,
Aergert' ich mich, weil des Goldes
Dieser Berg entrate.

Bare voyaha tai darha
Lulervav the jias,
Oh kay siges e jivesa
Gelye the isinas.

Wegen deiner Ankunft Freude
Mich und Schrecken quälen, —
Ach, voll Sehnsucht muss ich immer
Die Minuten zählen.

Kay the jias, kay na jias!	Kämst du bald, o kämst du nimmer!
Me na janav: hoske?	Was mit mir geschehen?
Me na janav, devleya, man!	Ich versteh' mich selber nimmer!
Ko janel man d'loske?	Wer wird mich verstehen?
Kana dures isan mandar,	Bist du ferne, möcht' ich deiner
Mange tut lulervav;	Ankunft mich gar freuen;
Kiya mange the tu penes,	Sitzst du neben mir, so muss ich
Tut me pergerevav!	Dich stets verabscheuen!

Auf welche Weise Gina nach Italien gelangt war, wo überall sie den „Kipetaren" gesucht haben mag, das wollte sie uns nicht mitteilen, oder war es ihrer Erinnerung bereits entschwunden. So viel ist gewiss, dass sie von Syrakus bis nach Neapel Italien durchpilgert hatte, ohne den „Kipetaren" gefunden zu haben. Von Neapel kehrte sie nach Sicilien zurück, in der Hoffnung, dass sie ihren Geliebten auf dieser Insel antreffen werde. Auf dieser Wanderfahrt machte die schöne Zigeunerin die Bekanntschaft eines reichen Juden aus Rumänien, namens Jakob Hornstein, und mit dieser Bekanntschaft lösten sich für immer die Banden, die Gina an den „Kipetaren" fesselten. Nur noch in zwei Gedichten erwähnt sie dies unglückselige Verhältniss, das sie in so viele Leiden gestürzt, ihr so viele unverschuldete und aber auch selbst verschuldete Schmerzen bereitet hatte. Das eine lautet:

Soyes andro suno gelyom	Jüngst im Traume war's: ich schritt
Upro droma prepinsarde,	Auf den mir bekannten Stegen,
Tai pale selene mala	Und am sommergrünen Rain
Avelas pirano mange.	Kam mein Liebster mir entgegen.
Cumidavas Kipetares,	Mich umschlang der Kipetar'
Dikhyam amen pal duripen,	Und wir blickten in die Ferne,
Andro bara, naybareda,	Auf die nebelgrauen Höh'n,
Upro somnakune cerhen.	Auf die gold'nen schönen Sterne.
Me patyavas: kiya mange	Und mir war, als spräch' zu mir
Yeka duma sik the penel:	Eine Stimme klar und leise:
„Pare moçlya, cigne cerha,	„Berge hoch und Sterne licht,
Save th'avel, so yov beshel.	Jedes bleib' in seinem Kreise.

Suro bar hiaba kamel	Grauer Berg vergeblich strebt
Somnakune cerhen, cigne;	Nach dem Sterne licht und golden;
Core romñiye hiaba	Arme Frau, vergeblich strebst
Les tu kames, oh romñiye!“	Du nach seiner Lieb', der holden!“

Gar bald also fand sich ein Mann, der zu Füssen der schönen und gebildeten Zigeunerin sank und sie in der Tat bis zu seinem Tode treu und redlich liebte. Hornstein war — wie aus Gina's Mitteilungen zu erschliessen ist — nicht nur ein reicher Kaufherr, sondern auch ein fein gebildeter Mann, der nicht ein alltägliches Wissen besass, sondern in manchem Zweige der Wissenschaft und Kunst wohlbewandert war. Er versandte sicilische Weine nach Deutschland, Frankreich und England und handelte obendrein auch mit Schmucksachen, die er aus Paris bezog und in Afrika absetzte, wo sein jüngerer Bruder ein Geschäft in Marokko besass. Während ihres sechsjährigen Aufenthaltes in Sicilien führte er auch Gina gar häufig auf seinen Handelsreisen mit sich nach verschiedenen Städten Nordafrika's. Mit den afrikanischen Zigeunern scheint die Dichterin in enge Verbindung getreten zu sein. Das Zigeunerblut verleugnete sich auch bei ihr nicht. Wo immer sie in Afrika Zigeunern begegnete, beschenkte sie dieselben stets reichlich. Ihr zu Liebe nahm Hornstein auch einen afrikanischen Zigeunerknaben in seine Dienste. Peter Kandalidis war der Name dieses jungen Zigeuners, dessen Grosseltern aus Griechenland nach Afrika übersiedelt waren, und der in Gina's abenteuerlichem Leben auch eine Rolle zu spielen berufen war.

Hornstein besass eine reiche Bibliothek und las in seiner freien Zeit deutsche Bücher. Besonders liebte er die modernen deutschen Dichter. Diese Liebe zu den Dichterwerken der deutschen Litteratur verpflanzte sich auch auf Gina, die in der Tat in der neueren deutschen Litteratur vielleicht bewanderter war, als so mancher deutsche Student. Unter diesem Einfluss auf Hornstein's Anregung ver-

fasste sie auch einige Skizzen und Erzählungen in zigeunerischer Sprache, von denen besonders drei bleibenden Wert haben. In Syrakus schmückten Gina und Hornstein gar oft mit Kränzen das Grab des deutschen Dichters Platen, der in sicilischer Erde die letzte Ruhestatt gefunden. Auf Hornstein's Verlangen übersetzte Gina auch dessen Lieblingsgedicht von Platen: „Lass tief in dir mich lesen“, — ins Zigeunerische. Das Manuscript dieser Uebersetzung bewahrte Gina trotz ihres wechselvollen Lebens, als Andenken an Hornstein treu bis zu ihrem Tode. Durch Herrn Dr. Jakobcič Freundlichkeit ist es jetzt in meinem Besitze und verdient aus Pietät gegen Platen und Gina hier mitgeteilt zu werden:

Lass tief in dir mich lesen, Verhehl' auch dies mir nicht, Was für ein Zauberwesen Aus deiner Stimme spricht?	Muk andro tut the ginel, Na ada garaves, Szokave covalyipel T're dumaha caces?
So viele Worte dringen An's Ohr uns ohne Plan, Und während sie verklingen, Ist alles abgetan.	Naybute andre kana Jan bivoyiakre, Tai kana yon paljana, Yon isan keralye!
Doch drängt auch nur von ferne Dein Ton zu mir sich her, Behorch' ich ihn so gerne, Vergess' ich ihn so schwer!	Kay avel kiya mange T're duma dureval, La caces ashunav me La phares jaletar!
Ich bebe dann, entglimme Von allzurascher Glut: Mein Herz und deine Stimme Verstehn sich gar zu gut!	Me pabuvav tai isdrav Pal naysigeder kam: M're vodyi tai t're duma Nayfeder çalyon man!

Auffallend ist es, dass Gina in dieser glücklichsten, sonnigsten Periode ihres Lebens gar wenig schrieb. „Entweder waren wir auf weiter Reise begriffen,“ sagte sie uns, „oder wir sassen, müde von den anstrengenden Fahrten, zu Hause; und während Hornstein seinen Geschäften nachging, las ich Bücher und wartete sehnsüchtig auf seine Heimkunft.

Er hatte in Syrakus Tag und Nacht zu tun! Und wenn ich mich glücklich fühlte, schrieb ich keine Gedichte. Uebrigens dachte ich oft und oft bei mir, dass meine Lieder ohnehin Niemand lesen wird. Ich schrieb sie eben nur für mich allein auf!“ An der Seite dieses Mannes fühlte sich die Dichterin in der Tat gar glücklich und die fünf Jahre ihres Zusammenseins mit Hornstein bilden den einzigen Glanzpunkt ihres stürmischen, abenteuerlichen Lebens. Das letzte, das sechste Jahr ihres Zusammenlebens wurde durch Hornsteins langwierige Krankheit, die ihn der Geliebten entraffte, getrübt. Nur einmal zeigten sich drohende Wolken am Himmel ihres Liebeslebens. Peter Kandalidis, Gina's zigeunerischer Bediente, war zu einem hübschen Burschen herangewachsen und lebte mit seiner Herrin, in Hornsteins Abwesenheit, „ein rechtes Zigeunerleben“. Nach zigeunerischer Etiquette war an der Sache nichts Unmoralisches; aber Hornstein war ganz anderer Meinung, beschenkte seinen Diener reichlich und schickte ihn, ohne viele Worte zu machen, eines schönen Tages heim nach Afrika. Als Gina die Abreise ihres Zigeunerkameraden erfuhr, forderte sie halsstarrig seine Zurückberufung. Dies bestärkte Hornstein noch mehr in seinem, ob nun begründeten oder unbegründeten Verdachte, er beschuldigte Gina der Unzucht, und die Dichterin verliess ihn heimlich in der Nacht. Am dritten Tage — wie sie uns erzählte — fingen Schiffer sie aus dem Meere ohnmächtig heraus, wohin sie sich in selbstmörderischer Absicht gestürzt hatte. Sie wurde heim zu Hornstein geführt. Ein hitziges Fieber warf sie auf's Krankenlager und als sie dasselbe nach Wochen verliess, war ihre „gefährliche verfluchte Schönheit“ (doshvalo, armendino shukaripen) entschwunden; entschwunden „wie ein böser Traum“ und „im Spiegel erblickte sie eine ganz gewöhnliche Zigeunerin“. Furcht und Bangen erfüllten nun der Dichterin leidenschaftliches Herz, wenn sie daran dachte, dass sie nun Hornstein nicht mehr lieben könne, dass sie als hässliches

Weib, verstossen und verachtet, keinen Anspruch auf Liebe erheben könne. In dieser Zeit, voll Gram und Verzweiflung über die entschwundene Schönheit schrieb sie das folgende Gedicht, darunter sie die Worte setzte: „Die hässliche Gina!“ (Jungale Gina.)

Tut na mukav, me tut nani,
Kamuvav tut bicaces;
Th'isi amare jipena,
Taisa th'isi bokhales.

Th'amen janas soduysine,
Bibaçtales kamuvas, —
Andre brigoyori jipen
Bibaçtales men kames!

Cori isom, tu barvalo,
E romnori jungeli, —
Me na janav: hoske devla
Diñas man but brigoyi!

Me na janav: hoske devla
Man tut' diñas, guleya;
Uva janav: mire vodyi
Kamel tut tai kamela!

Dich verlass' ich nimmer, nimmer,
Treulos werd' ich nimmer sein;
Sollten wir auch hungernd leben,
Mitten in der grössten Pein.

O, wir wissen es ja Beide,
Dass für uns das Glück entschwand;
Lieben wir in Leid einander,
Leidvoll gehn wir Hand in Hand!

Du bist reich und ich bin elend,
Und auch hässlich bin ich jetzt, —
Ach, ich weiss nicht, warum Gott mir
Leid auf Leid ins Herze setzt!

Ach, ich weiss nicht, warum lenkte
Gott zu dir hin meinen Fuss;
Nur das weiss ich, dass ich immer
Dich geliebt, und lieben muss!

Aber gar bald führte das Schicksal einen noch schwereren Schlag gegen Ginas Herz aus. Ihr Geliebter, der gar schwächlichen Körpers war, erkrankte während einer Reise in Nordafrika und musste auf ärztlichen Rat von Kairo nach Konstantinopel übersiedeln. Sein Geschäft in Syrakus übergab er seinem jüngsten Bruder, der ihn in Konstantinopel oft besuchte und ihn stets überreden wollte, die „Zigeunerin“ aus seiner Umgebung zu entfernen. Hornstein wollte von dergleichen Ratschlägen gar nichts wissen. Bald aber kamen aus Bukarest zwei seiner Schwestern nach Konstantinopel und übernahmen die Pflege des kranken Bruders, der von Tag zu Tag immer mehr an Kraft verlor, und es hilflos mitansehen musste, wie Gina von seinem Krankenlager entfernt und im Hause eben nur geduldet

wurde. Nur auf sein ununterbrochenes Flehen hin liess man Gina täglich einige Minuten lang bei ihm weilen. Ja, die Verwandten ihres Geliebten sprachen den Verdacht ganz offen aus, dass Hornstein von Gina vergiftet worden sei, damit sie so bald wie möglich zu einer ansehnlichen Erbschaft gelange. Man kann sich wohl denken, von welch' niederschmetternder Wirkung dieser unbegründete Verdacht auf Ginas leidenschaftdurchtostes Herz gewesen ist. Und hier im Kreise ihrer Feinde, gebeugt von Kummer und Leid, schrieb sie das Gedicht, dem sie den Titel „Konstantinopel“ gab:

M're brigakri bare mara
M're vodyi sharavel;
Tai uñivar sar e lena
Bares vatyiyavel.

Kade isom, kode nani
Andre jipen 'som kamalyi,
Kode t'ro asapen m'ro kam,
Tiro tuço ushalyin man.
Kade avavas cayori,
Isomas yeka mukalyi;
Pomenidav taisa caces:
Manushen kamav tai devles.
Kode kay mange pro vodyi
Upreñevol mire pugni, —
Tire tate cumidensa
Devla ker yon sascareña! . . .

M're brigakri bare mara
M're vodyi sharavel;
Tai uñivar sar e lena
Bares vatyiyavel.

Andre mire vodyi isi
Taisa patyipena:
Oh, kay hetyarav tai janav,
Save çasaivena!
Upre tire cam kay isi
Meribneskro sela,

Meines Herzens Leiden fluten
Gleich dem endlos weiten Meer;
Wie die Wogen aus der Ferne
Ziehen jammernd sie einher.

Hier bin ich, wohin ich nimmer
Je zurückzuziehn gedacht,
Wo dein Lächeln mir die Sonne
Und dein Leid die dunkle Nacht.
Eine Waise irrt' ich einst hier,
Elend war ich und verlassen;
Lernte hier zum ersten Male:
Gott und Menschen lieben, hassen.
Und hier brennt die alte Wunde
Meines Herzens nun auf's Neue, —
Gott! mit seinen heissen Küssen
Lindrung auf die Wunde streue! . . .

Meines Herzens Leiden fluten
Gleich dem endlos weiten Meer;
Wie die Wogen aus der Ferne
Ziehen jammernd sie einher.

Hab' in meinem Herzen immer
Süsse Hoffnung doch genährt!
Doch jetzt weiss ich: hin ist Alles,
Und für mich Nichts lange währt!
Dort von deinen Wangen seh' ich
Schon des Todes Boten winken,

Tai lulerven, kana dikhen
Uren t're jipena?
Tai me acav naycoreder,
Yeka bibaçtali!
Tire gakka man paggaren,
Hoske tut' kamalyi!
Kana meres: t'ro avipen
Andre vodyi isi;
Maren man, me uva andral
Baçta isom pivlyi?
Paggaren man upro pro phuv,
Kode cika isi:
Save lime andre cika
Isom me prasidi!

M're brigakri bare mara
M're vodyi sharavel;
Tai uñivar sar e lena
Bares vatyiyavel.

Und die Menschen sich schon fragen:
Wann wirst du denn niedersinken?
Und ich steh' hier hilflos, feige,
Elend und verlassen!
In den Kot werd' ich getreten, —
Will von dir nicht lassen!
Wenn du stirbst, wird nur Erinn'rung
Noch mein Sein versüssen;
Trank ich aus der Liebe Becher,
Nun, so mag ich büssen!
In den Kot mag man mich treten,
Mich zu Schanden machen;
Selbst im Kote werd' die Welt ich
Hämisch stets auslachen!

Meines Herzens Leiden fluten
Gleich dem endlos weiten Meer;
Wie die Wogen aus der Ferne
Ziehen jammernd sie einher.

Still und geduldig trug die unglückliche Dichterin ihr tiefes Weh und Leid, bis am 23. März 1866 Jakob Hornstein für immer die Augen schloss. Noch an demselben Tage, an welchem Gina ihre letzte Stütze, ihren letzten Halt verlor, wurde sie von der Behörde in Gefangenschaft gesetzt und der Giftmischerei angeklagt. Nach ärztlicher Sezirung der Leiche wurde zwar ihre Unschuld klar gelegt, sie wurde aber dennoch im Kerker zurückbehalten, weil Hornsteins Verwandte sie des Diebstahls und der Erbschleicherei anklagten. Länger als drei Monate schmachtete sie im Kerker, als man sie endlich frei liess und ihr zehntausend österreichische Golddukaten amtlich einhändigte, welche Summe ihr von Hornstein testamentarisch ausgesetzt war. Dies bedeutende Vermögen deponirte sie bei einem armenischen Banquier.

Nun stand sie reich, aber wieder einsam und verlassen in Konstantinopel, wo sie einst ihre Laufbahn begonnen hatte. Unzähligemal wollte sie die Stadt verlassen, wo sie schon zweimal am Wendepunkt ihres Lebens gestanden,

aber sie war nicht im Stande von der Stelle zu scheiden, wo ihr Geliebter begraben lag. In einem Gedichte aus dieser Zeit sagt sie:

Kay kamuvel mange yek baçtale kora,
Kay kamuven mange luludya sungola?
Pucav, uva mange niko rakkeravel;
Kas me bute kamdyom, merdyas tai na avel.
Kamav me the jial! dolmut me gelyomas,
Andre bare cika mire rosa perdyas!
Pal handako mukav, kas me bute kamdyom?
Andre phuv tai cero pocipen na th'rakyom.
Kana me gindinav, isom but rovilyi:
Voyakri kamaben nani me avilyi!
Ke, so man nay traden? ke, so man nay silen?
So kerel man' briga, so kerel asapen? —
Sakofeles kerdyas oh, romano jipen!

Ob ich in der Zukunft wohl noch Liebe finde,
Ob noch Blumen spriessen, mir zuduftend linde?
Niemand auf die Frage wird mir Antwort geben,
Denn mit meinem Liebsten starb auch hin mein Leben.
Gehen möcht' ich, wohin nie ein Mensch geriet;
Kann nicht, denn mein Herz zum Liebsten hin mich zieht!
Hier liegt ja begraben, was ich je besessen,
Und ich kann dies nie im Leben, nie vergessen!
Weinen muss ich immer, wenn daran ich denke,
Dass ich meine Lieb' stets in das Nichts versenke!
Wer treibt mich von hinnen? was lockt mich ins Ferne?
Was kann mir mehr Leiden, was mehr Freude geben?
O daran bist du schuld, du Zigeunerleben!

Sie selbst erwähnt gar oft in ihren späteren Gedichten, dass Schuld an ihrem ruhelosen, leidvollen Leben das „Zigeunerblut“, das „Zigeunerleben“ sei, d. h. die ungezügelte Wandersehnsucht, der Drang in unbekannten Fernen zweck- und ziellos herumzuschweifen, dem Vogel gleich, der keine Grenze zwischen diesem und jenem Lande kennt. —

Die „reiche“ Gina gehörte nun zu den „interessanten“ Damen Konstantinopels und viele Abenteuerer suchten ihre Gunst sich zu erobern. Aber sie lebte Anfangs zurückge-

zogen und — wie sie sagte, den ganzen Tag über schlief oder weinte sie. Dies einsame Leben dauerte jedoch nicht lange und anderthalb Jahre nach Hornsteins Tode nahm sie ihr Vermögen vom armenischen Banquier zurück und reiste zu ihren Verwandten nach Serbien. Doch die „in Samt und Seide gekleidete Dame“ hielt sich nur zwei Tage lang im Kreise ihrer zigeunerischen Verwandten auf und reiste dann, nachdem sie vorher tausend Dukaten unter die Ihrigen verteilt hatte, nach Paris. Charakteristisch für die Dichterin ist es, dass sie so reichlich ihre Stammgenossen beschenkte, die sie vor Jahren so unmenschlich behandelt hatten.

Ueber das Pariser Leben hatte ihr Hornstein so viel Wunderdinge erzählt, dass sie nun ihren Reichtum so am besten anzuwenden glaubte, wenn sie auch einige Jahre in Paris zubringe. Achttausend Dukaten besass sie noch, als sie in Frankreichs Hauptstadt anlangte. Die ihren Verwandten geschenkten tausend Dukaten in Abzug gebracht, hatte sie in anderthalb Jahren während ihres Aufenthaltes in Konstantinopel verhältnissmässig wenig von ihrem Vermögen verausgabt, wenn wir das in Betracht ziehen, dass sie in Paris im Laufe zweier Jahre ihr ganzes Hab und Gut verschleudert hatte.

Das geräusch- und wechselvolle Leben zu Paris war ganz nach dem Geschmack der excentrischen Dichterin und bald sah sie sich von Höflingen zweifelhafter Existenz und dunkler Vergangenheit umringt, — ohne dass sie aber mit irgend einem dieser Leute in ein galantes Verhältniss getreten wäre. Es genügte ihr, dass sie von ihnen — wie sie sich ausdrückte: auf Kosten ihres Vermögens gelehrt wurde, das Leben zu geniessen. Nur einem dieser Dunkelmänner gelang es kurz vor dem „Krach“ sich in Gina's Haus festzusetzen und vielleicht auch in ihrem — Herzen. Es war dies ein Siebenbürger, namens Lengyel, der mit ihr „die letzten tausend Dukaten verzehrte“. Was nun hierauf

folgte, lässt sich gar leicht denken. Einige Zeit lang „lebte sie auf Borg“, häufte Schulden auf Schulden, bis endlich ihre Gläubiger sie einklagten und die „erste“ zigeunerische Dichterin, die einst gefeierte Schönheit, amtlich in ihre Heimat, nach Serbien, abgeschoben wurde. Dr. Jakobcič besitzt Copien von beinahe sämtlichen, auf diesen amtlichen Vorgang bezüglichen Dokumente.

Dies war das Ende von Gina Ranjicič's glänzender Laufbahn. „Ich war fertig; ich hatte meine Rolle ausgespielt und musste dahin zurückkehren, woher ich ausgegangen war,“ sagte sie uns und zwei grosse Tränen rollten ihre gramdurchfurchten Wangen herab.

* * *

Saiten des Frohsinns stimmte Gina Ranjicič in ihren Gedichten nie an. Weltschmerz und Zwiespalt mit sich und mit der Welt, ewiges Hoffen und ewige Täuschung; leidenschaftliche verzehrende Glut in allen Nüancen und immer Erwachen in rauher Wirklichkeit, das Alles tönt uns aus ihren Dichtungen entgegen. Fast in allen ihren Liedern tönt uns der Schmerzensschrei ihres wilden, leidenschaftlichen Herzens entgegen, das die Sehnsucht nach dem erlösenden Tode zurückdrängt, das noch weiter dulden und leiden will, um noch weiter — zu lieben!

In manchen ihren Gedichten verleiht sie der zigeunerischen Sprache eine nie geahnte Kraft und Anmut, obwohl sie einen Mischdialect schreibt, indem sie bald das Idiom der türkischen, bald das der serbischen Zigeuner in ihren Dichtungen anwendet. Ihre Reime sind — so weit man dies von der zigeunerischen Sprache fordern kann, rein und unerzwungen; ihre Ausdrücke, Figuren und Wendungen zeigen nichts Manirirtes. Ueberall zeigt sich der Einfluss deutscher Lectüre, der Einfluss der deutschen Dichtung, in die sie frühzeitig durch Karl Berik eingeführt und später

durch Hornstein mit derselben noch genauer bekannt gemacht wurde. —

Gebrochen an Seel' und Leib hat sie endlich der Tod vom Leben erlöst, nachdem sie die letzten zwanzig Jahre im Kreise ihrer zigeunerischen Stammgenossen, inmitten der grössten Not und des grössten Elends durchlebt hatte. Ein stilles Weib hat man sie hinausgetragen zu der schmerzlos friedlichen, ewigen Ruhstatt, die schon Niemand kennt ausser den Feldblumen, die da blühen und vergehen werden und der Wind, der über den eingesunkenen Grabhügel hinwegweht. So ruht sie denn endlich, die erste bekannte Dichterin des Zigeunervolkes, auch eine jener gegeisselten Königinnen des Gesanges, „deren Purpurmantel mit dem eigenen Herzblut getränkt ist, deren Lorbeerkranz die Dornenkrone nicht verdecken kann, die ihre Stacheln tiefschmerzend in die bleiche, gramgefurchte Stirne drückte“. Kein Denkmal wird man ihr setzen, höchstens wird sie irgend ein Papierspeculant zur Heldin eines „Zigeunerromans“ machen, wir aber müssen den Druck der Verhältnisse beklagen, die mit roher Faust in die Saiten auch dieses Dichtergemütes hineingegriffen haben. Ihr letztes Gedicht schrieb sie in das Stammbuch meiner Gattin, der sie eine Rose schenkte und in welchem sie ihren baldigen Tod vorausahnt:

Paskirven tai bisteren man,	Bald begraben und vergessen
Bistrel unilyi;	Werd' ich Arme sein;
M're vodyi andral handako	Doch mein Herz treibt dann auch immer
Tradel luludyi.	Blumen auf den Rain.
Parne romniye, kay tute	Weisse Frau, ist einst dein Herze
Brigoya isi:	Voll von Leid und Pein:
Dikh luludyi, buter isas	Blick' auf diese Rose, — grösser
Mire brigoyi!	War das Leiden mein!

Schlagworte.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

(2)

Verzeichnis

von

Werken und Aufsätzen,

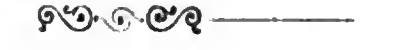
welche

in älterer und neuerer Zeit

über die

Geschichte und Sprache der Zigeuner

veröffentlicht worden sind.



Leipzig,
Verlag von List & Francke.
1886.

Vorbemerkung.

Das folgende Verzeichnis enthält eine Zusammenstellung der Titel von Werken und bedeutenderen Aufsätzen in Zeitschriften u. s. w., welche auf die Geschichte und Sprache, die Lieder und Sagen, die rechtliche und sociale Stellung der Zigeuner Bezug haben. Dank der Vorarbeiten Miklosich's in seinen „Mundarten und Wanderungen der Zigeuner“ dürfte das Verzeichnis wenigstens nicht allzugrosse Lücken, namentlich nicht in der älteren Litteratur, aufweisen; unbedingte Vollständigkeit wird auch hier ein frommer Wunsch bleiben. Mitteilungen über Auslassungen und Irrtümer werden von der Verlagshandlung gern entgegengenommen.

Alter, F. C., über die Samskrdam. Sprache. Wien 1799. (Enth. teils die zig. Wörter aus dem Vocab. Catharinae, teils S. 167—174 des P. Paulin „Anzeige, dass die Zigeuner Indianer sind und ihre Sprache ein Dialekt ist, welcher aus der Sanskritsprache entstehet").

Anzeigen aus sämtl. k. k. Erbländern. V. VI. Wien 1775—76. Darin: Von dem heutigen Zustande, sonderbaren Sitten u. Lebensart, wie auch von denen übrigen Eigenschaften und Umständen der Zig. in Ungarn, S. 159. Zig. Wörter nebst ihrer Bedeutung, S. 94. Das Vaterunser zigeun., S. 95.

Archaeologia or miscellan. tracts relating to antiquity publ. by the Soc. of Antiquaries of London. Vol. VII. Lond. 1785. 4. Darin:

a) Observatt. on the language of the people commonly called Gypsies; from W. Marsden. (S. 382—386.)

b) Collections on the Zingara, or Gypsey language; by J. Bryant. (S. 388—391.)

Ascoli, G. J., Zigeunerisches. Halle 1865.

Ave-Lallement, F. C. B., das deutsche Gaunerthum in seiner socialpolitischen, literarischen u. linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. 4 Teile. Lpz. 1858—62

Axon, W. E. A., some transylvanian Gipsy songs. *In* Manchester Quarterly Nr. 7, Juli 1883.

— Gipsy folk-tales. Lond. 1883.

Bartalus, St., a czigány és viszonya zenénkhez. *In*: Budapesti szemle. Neue Folge. III. Bd. S. 107—120, 290—309. IV. Bd. S. 35—74. Pest 1865. 66.

Bataillard, P., de l'apparition et de la dispersion des Bohémiens en Europe. Paris 1844.

— nouv. recherches sur l'apparition et la dispersion des Bohémiens en Europe (particul. dans l'Europe orientale, avec un appendice sur l'immigratien en Perse, entre les a. 420 et 440, de dix ou douze mille Louri, Zutt ou Djatt de l'Inde). Paris 1849.

— les derniers travaux relat. aux Bohémiens dans l'Europe orient. Paris 1873.

— sur les origines des Bohém. ou Tsiganes, avec l'explication du nom Tsigane. Paris 1875.

— notes et questions sur les Bohémiens en Algérie. Paris 1875.

— sur la langue des Bohémiens. *In*: Bull. de la Soc. d' Anthrop. de Paris. IX. 2e série. Séance du 19 févr. 1874.

— sur les origines des Bohémiens ou Tsiganes. Les Tsiganes de l'âge du bronze: Études à faire sur les Bohémiens actuels. Paris 1876.

Bataillard, P., état de la question de l'ancienneté des Tsiganes en Europe, p. s. d'introd. à la question de l'importation du bronze par les Tsiganes. Paris 1877.

— les Zlotars dits aussi Dzvonkars, Tsiganes fondeurs de bronze et de laiton dans la Galicie orientale et la Bukovine. Paris 1878.

— historique et préliminaire de la question de l' importation du bronze dans le Nord et l' Occident de l' Europe par les Tsiganes. Paris 1878.

— les Gitanos d'Espagne et les Ciganos de Portugal à propos de la question de l'importation des métaux en Europe par les Tsiganes. *In* Compte rendu de la 9. session du Congrès internat. d' anthrop. etc. à Lisbonne 1880 (publ. en 1884) S. 483—518. — Vergl. F. Ad. Coelho, ebenda S. 667—681.

— les Tsiganes appelés Chimbres en Grèce, d'après un voyageur franç. du XV. siècle. *In* Revue crit. Nt. 35, 25. Aug. 1885, S. 158—163.

Bath, C. Smart, the dialect of the english Gypsies. Brl. 1863.

Baudrimont, A., vocabul. de la langue des Bohémiens habitant les pays basques franç. Bord. 1862.

Bernard, H., moeurs des Bohémiens de la Moldavie et de la Valachie. Paris 1869.

Beschreibung des Chursächs. allgemeinen Zucht-, Waysen- und Armenhauses u. s. w. zu Waldheim. Bei dieser neuen Auflage mit einem Rotwelschen u. Zigeunerischen [§ 12, S. 147—157] Lexico u. s. w. vermehret. 1. u. 2. Nachricht. Drsd. u. Lpz. 1726.

Beytrag zur Rottwellischen (so!) Grammatik, oder: Wörterbuch von der Zigeuner-Sprache, nebst einem Schreiben eines Zigeuners an seine Frau, darinnen er ihr von seinem elenden Zustande . . . . Nachricht ertheilet. Frkf. u. Lpz. 1755.

(Biester.) Berliner Monatsschrift. 1793. Bd. 21, Febr. S. 108—165 (üb. die Zig., bes. im Kgr. Preussen); und April S. 360—393 (von ihrer Sprache).

Bischoff, W. F., Deutsch-Zigeuner. Wörterbuch. Ilmenau 1827.

Blicher Sten, Viborg amt beskrevet. Kjöbenh. 1839.

Boethlingk, O., über die Sprache der Zigeuner in Russland. Nach den Grigoryen'schen Aufzeichnungen mitgeteilt. Nebst Nachtrag. Petersb. 1852. 54.

Borck, baron de, mémoire historique sur le peuple nomade appellé Bohémien. Oeuvres diverses. Paris 1802.

Bornemisza, J., a czigány nyelv elemei. *In*: Uj magyar muzeum. Harmadik folyam. 2. kötet. S. 83—122. Pest 1853.

Borov, Cygane. Etnografičeska očerka. *In* (d. bulgar. Journal) Čitalište. 1870. Nr. 6. Constantinopel.

Borrow, G., the Zincali, or an account of the Gypsies of Spain. With an orig. collection of their songs and poetry, and a copious dictionary of their language. 2 vols. Lond. 1841.

— the same. 2 vols. New-York 1843.

— the same. New ed. Lond. 1861.

— Gypsies of Spain. New ed. Lond. 1873.

— Lavengro: the scholar, the gypsy, the priest. Paris 1851.

— the same. 3. ed. Lond. 1873.

Borrow, G., the Romany Rye; a sequel to „Lavengro". 2 vols. Lond. 1857.
— the same. 2. ed. 2 vols. Lond. 1858.
— Romano Lavo-Lil. Word-book of the Romany; with many pieces in Gipsy, specimens of their poetry, an account of certain Gypsyries etc. Lond. 1874.

Boué, A., la Turquie d' Europe etc. Paris 1840. (Schildert auch die Zig.)

Bright, R., travels from Vienna through Lower Hungary. (Nach Wilson enth. das Werk S. LXV—XCII „some of the most intelligent views of their (the Zig.) origin and language".

Brockie, Wm., the Gypsies of Yetholm: historical, traditional, philological and humorous. Collected, arranged, and edited. Kelso, Rutherfurd, 1884.

Brückmann, von den Zigeunern und ihrer Lebensart in Ungarn. Breslauer Sammlung. XXXIII. Teil. S. 69.

Bryant, J., collections on the Zingara, or Gypsey language. *In*: Annual Register, 1784—85, vol. XXVII.

Bugge, J., Vermischtes aus der Sprache der Zigeuner. *In* Kuhn u. Schleicher, Beiträge zur vergl. Sprachforschung, Jahrg. 1857. Heft II. S. 139—155.

Bülow, v., Zig. in Pommern. *In* Balt. Studien, Jahrg. 34, 1884, Heft 1, S. 66—78.

Campuzano, R., origen, usos y costumbres de los Gitanos, y diccionario de su dialecto. 2. edic. Madrid 1851.

Caronni, F., Caronni in Dacia. Mie osservazioni locali, nazionali, antiquarie sui Valacchi specialmente i Zingari transilvani. Milano 1812.

Coelho, F. Ad., siehe Bataillard.

Constantinescu, B., probe de limba si literatura Tiganilor din România. Bucurésci 1878. (Lieder etc. der valach. Zigeuner.)

Crabb, J., the Gipsies advocate; or, observatt. on the origin, character, manners and habits of the English Gipsies. Lond. 1831.

Crofton, H. T., Gypsy life in Lancashire and Cleshire. Manchester 1877.
— the former costume of the Gypsies. Manch. 1876.

Cruzillo, E., vocabulario del dialecto Gitano. Madrid 1844.

Cyganie w królewstwie polskim. *Im* Dodatek zur Gazeta Lwowska 1851 14, 15.

Czacki, T., Dzieła. 3 voll. Poznań 1844. 45. O cyganach III S. 285—304. (Enth. wertvolle Nachrichten über die Geschichte der Zig. in Polen.)

Danilowicz, J., o Cyganach wiadomošč historyczna etc. Wilna 1824.

Denkwürdigkeiten der preuss. Staaten 1802, Juni. (Darin ein Aufsatz: Rosenberg oder die im preuss. Staate entdeckte Zigeuner-Verschwörung, mit einer Einleitung, die Grellmann's Hypothese von der Zig. Abkunft in Schutz nimmt.)

Diccionario del dialecto gitano. Origen y costumbres de los Gitanos. Contiene mas de 4500 voces. Por A. de C. Barcelona 1851.

Diefenbach, L., Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Berlin 1842. (S. 367—396.)

Dirks, J., geschiedkund. onderzoek. aangaande het verblijf der Heidens of Egyptiers in de noordel. Nederlanden. Utrecht 1850.

Domeny de Rienzi, G. L., de l'origine des Tzengaris. *In*: Revue encycl. Paris 1832. Nov. S. 365—373.

Dorph, N. V., rotvelsk lexicon (rotvelsk-dansk og dansk-rotvelsk). Viborg 1824.

— de jydske Zigeunere og en Rotvelsk-Dansk og Dansk-Rotvelsk Ordbog. Kopenh. 1837.

Dyrland, F., Tatere og Natmands-Folk i Danmark betragtede med hensyn til samfunds forholdene i det hele. Kopenh. 1872.

Elliot, travels in the three great empires of Austria, Russia and Turkey. 2 vols. Lond. 1838. (Der 2. Teil enth. u. a: Gipsies, their origin and names. Mit Kupfern.)

Elvert, Chr. d', zur Geschichte der Zig. in Mähren und Schlesien. *In* Schriften der hist.-statist. Section der k. k. mähr.-schles. Gesellsch. d. Ackerbaues etc. Brünn 1859, Bd. XII S. 110—144.

Enyessei, G., über Ursprung, Sprache und Schicksal der Zigeuner. Komorn 1798.

Erzählungen der slovakischen Zig. Mitgeteilt von R. von Sowa in der Zeitschr. d. dtsch. morgenländ. Gesellsch. Bd. 39, 3. Heft, 1885.

Etzel, A. v., Vagabondenthum und Wanderleben in Norwegen. Brl. 1870.

Evangelium Lucae. Embéo e majaró Lucas. El evangelio segun S. Lucas traduc. al romani ó dialecto de los Gitanos de España (por G. Borrow). Lond. 1837.

— the same. Lond. 1872.

Fándly, G., historia compend. gentis slavae Georgii Papanek. Tyrnav. 1793. (S. 280—286: de postrema in Europa natione zingarica.)

Fant, E. M., observationes hist. Zigeunerorum illustr. Upsal. 1791.

Ficker, Ad., die Völkerstämme der österreich.-ungar. Monarchie, ihre Gebiete, Grenzen u. Inseln. Wien 1869.

— 100 Jahre (1775—1875). Wien 1875. (Zig. der Bukowina).

— die Zig. der Bukowina. *In*: Statist. Monatsschrift, V. Jahrg. 6. Heft. 1879.

Födisch, J. E., böhmische Zig. *In*: Mittheilgn. d. Ver. .. Gesch. der Deutschen in Böhmen. IV. Jahrg. Prag 1866. S. 202—209.

(**Freytag**, G.,) über Geschichte und Sprache der Zigeuner. *In* Grenzboten 1852. No. 11 u. 13.

Frianoro, R., il vagabondo, overo sferza de' bianti e vagabondi. Milano 1627.

Fritsch, de Zigeunorum origine, vita et moribus. Jenae 1660.

Gartenlaube, die (Lpz., E. Keil) enth.: 1856 S. 496: die Zig. an d. Donau. 1856 S. 499: Zigeunerlied. 1863 S. 730: Zig.-Musik. 1867 S. 712: Legrenne, der Pariser Zig.; von L. Kalisch. 1869 S. 299: die Zig. in Siebenbürgen („ein Ritt ins alte romantische Land"); v. Hans Wolff. 1869 S. 301: Zig.-Begräbnis in Siebenbürgen. 1874 S. 488: Die Zig. am Eibsee, von F. Keppler.

Gaster, M., Tiganii ce si au mâncat biserica. *In* Revista pentru istorie, Vol. I., fasc. 1, S. 469—475, Bukarest 1883.

Gerando, A. de, la Transylvanie et ses habitants. 2 vols. Paris 1845. (Siehe I S. 179—196).

— le même. 2. éd. Paris 1850.

Globus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. IX. 1865: Leben und Treiben der Zig. 1. Auf dem Monte Sacro in Granada, S. 46. 2. Abstammung und Sprache der Zig. Von A. Boltz, S. 50 u. 75. — XI. 1867: Die Vorstadt Triana und die Zig., S. 132. — XLVI, 1884: Wander- und Zig.-Stämme im nordwestl. Indien (Paudschab). S. 55—57, 71—74.

Gobineau, A. comte de, persische Studien. I.: die Wanderstämme Persiens. *In*: Ztschr. d. morgenländ. Gesellsch. XI S. 689.

Goje, M. J. de, bijdrage tot de geschiedenis der Zigeuners. Amsterdam 1875.

Gråberg de Hemsö, doutes et conjectures sur les Bohémiens et leur première apparition en Europe. Turin 1813.

(Graffunder,) üb. d. Sprache d. Zigeuner. Grammat. Skizze. Erfurt 1835. 4.

Grammatica, rotwellsche, oder Sprachkunst, d. i. Anweisung wie man diese Sprache in wenig Stunden erlernen, reden, und verstehen möge. Frkf. 1704.

Grellmann, M. H. M. G., die Zigeuner. Ein histor. Versuch über die Lebensart und Verfassung, Sitten und Schicksale dieses Volkes in Europa nebst ihrem Ursprunge. Dessau u. Lpz. 1783.

— dasselbe. 2. Aufl. Gött. 1787.

— dasselbe. Ins Holländ. übers. Dordrecht 1791.

— le même. Trad. en franç. par Mr. le B. de B(ock). Paris et Metz 1787.

— le même. 2. éd. Paris 1810.

— the same. Transl. by M. Raper. Lond. 1787. 4.

— the same. 2. ed. Lond. 1807.

Grolman, F. L. A. v., Wörterb. der in Teutschland üblichen Spitzbuben-Sprachen, die Gauner- und Zig.-Sprache enth. 1. (einz.) Bd. Giessen 1822.

Groome, F. H., in Gipsy tents. With illustrations. Edinb. 1880.

— Gipsies. Umfangreicher Artikel in der Encyclopaedia Britann.

Haideblüten. Volkslieder der transilvan. Zigeuner. Inedita, Originaltexte und Verdeutschungen von H. v. Wlislocki. Lpz. 1880.

Hannikel oder die Räuber- und Mörderbande zu Sulz am Neckar. Tüb. 1787. (S. 120—121 eine Stelle Zigeun. mit Verdeutschung.)

Harriot, J. St., observations on the oriental origin of the Romnichal, or Tribe miscalled Gypsey and Bohemian. *In* Transact. of the Roy. Asiatic Soc. Vol. II. Lond. 1830. 4

Harweck-Waldstedt, die Zig., ihre Geschichte, Sitten und Sprache. *In* Norddeutsche Allg. Zeitung. 1885 Nr. 29.

Hasse, J. G., Zigeuner im Herodot oder neue Aufschlüsse über die ältere Zig.-Geschichte, aus griech. Schriftstellern. Kgsb. 1803.

Hausmann, W., aus dem Leben der Zig. in Siebenbürgen. *In* Oesterr. Revue. Wien 1867, 8. Heft.

Heister, K. v., ethnograph. u. gesch. Notizen über die Zigeuner. Kgsb. 1842.

Hervas, Laur., vocabulario poliglotto. Cesena 1787. 4. (S. 120—125; wo H. aber auch die italiänische Diebessprache für Zigeunerisch nimmt.)

Heufler, L. R. v., zigeun. Wörterverzeichniss, 1850 einem Zig. in Hermannstadt abgefragt. *In*: Mitthlgn. der k. k. geogr. Gesellsch. Wien 1858. II S. 50—52.

Hidalgo, romances de Germania, con vocabulario; discurso de la expulsion de los Gitanos etc. Madrid 1779.

Hopf, C., die Einwanderung der Zig. in Europa. Gotha 1870.

Horky, zur Geschichte der Zig. *In*: Brünner Wochenblatt, 1824, Nr. 6. 9.

Hovelacque, A., sept cranes tsiganes. Paris 1874.

Hoyland, J., a historical survey of the customs, habits and present state of the Gypsies. York 1816.

— the same. New ed. Lond. 1832.

Hudson, G., gli Zingari in Ispagna. (Il passato. Conti e proverbj Zingari. Il presente. Intorno alla lingua dei Zing. Con un glossario.) Mil. 1878.

Japp, A., the Gypsies. *In* Gentleman's Magazine, 1883, Dec.

Ješina, J., Romáňi čib čili jazyk cikánský. Dle A. Puchmayera uspořádal a rozšířil. V Praze 1880.

— — Vydání 2. Praze 1882.

— dasselbe. Deutsch. Lpz. 1886.

Ihnátko, G., Cigány nyelvtan. Losoncon 1877.

Jile Romane. Volkslieder der transilvanisch-ungar. Zig., von H. v. Metzl (41 SS.) *In* Fontes comparationis etc. Klausenburg 1878 u. ff.

Jimenez, D. A., vocabulario del dialecto Jitano, con cerca de 3000 palabras etc. Sevilla 1846. 16.

— el mismo. 2. ed. Madrid 1854.

Jordan, vie de la Croze. Amst. 1741. (Teil II S. 310; enth. teils die in Ludulf enthaltenen, teils andere, gefangenen Zigeunern zu Spandau von Jordan abgefragten Wörter.)

Irvine, on the similitude between the Gipsey and Hind. language. — *In* Transact. of the Lit. Soc. of Bombey, 1819.

Kalina, A., la langue des Tziganes slovaques (chansons et glossaire). Posen 1882.

Kindler, J. P., interessante Mittheilungen über die Zig. Nürnberg 1831.

King, Ch., the Romany language of coin. *In* Notes and Queries, 6. s., IX, 14. Juni 1884, S. 467.

Kogalnitschan, M. de, esquisse sur l'hist., les moeurs et la langue des Cigains, suivie d'un recueil de 700 mots Cigains. Brl. 1837.

— — Aus dem Franz. übers. u. mit Anmerk. u. Zusätzen begleitet von Fr. Casca. Stuttg. 1840.

Kohl, J. G., Reisen in Südrussland. Teil I. Drsd. u. Lpz. 1841. (S. 100—102, 234 u. 280: Von den tatar. Zig. in Odessa, in der Krimm und im Kaukasus).

Köppen, W. v., die krimschen Zigeuner. *In*: Russ. Revue Bd. V.

La Rada, J. de, los Tschinghianés de Turquia. *In* La Civilizacion, 1883, Dez.

Leist, A., die Sprache der Zig. Nach eigener Erforschung. *In* Ausland, 1864, S. 880—884.

Leland, Ch. G., the english Gipsies and their language. Lond. 1873.

— the same. 2. ed. Lond. 1874.

— the Gypsies (of Russia, Austria, England, America and the East, with Gypsy stories in Romany with translation etc.). Lond. 1882.

— visiting the Gypsies. *In* The Century, illustr. monthly mag., vol. 25, April 1883, S. 905—912.

— **Palmer** and **Tuckey**, english Gipsy songs in Rommany, with metr. engl. translations. Lond. 1875.

Lenz, K., zur Zigeunerfrage. *In* Neues Berl. Montagsblatt. Jahrg. II. Nr. 26, 1885.

Leynadier, C., (mort en 1862), les Gitanos (294 papes).

Liebich, R., die Zigeuner in ihrem Wesen u. in ihrer Sprache. Lpz. 1863.

Lieder, 14, der rumänischer Zig., veröffentl. von B. Constantinesen. *In* Columna lui Traian, Anul VIII Nr. 10. 11 S. 605—620. Bukarest 1877.

Lieder rumänischer Zig., von Harsu ins Deutsche übertr., von J. Steinschneider eingeleitet und erklärt. In: Litter. Merkur, 1886, Nr. 10. 11.

Lieder transilvanischer Zig. *In* Acta comparat. litter. univ., vol. XI Nr 1. 2 u. vol. XVIII Nr. 5—6.

Liszt, F., des Bohémiens et de leur musique en Hongrie. Paris 1859.

— le même. Nouv. éd. Lpz. 1881.

— dasselbe. Deutsch von P. Cornelius. Pest 1861.

— dasselbe. Deutsch von L. Ramann. Lpz. 1883.

Lohovari, G. J., o notita Cinganilor. *In* Bull. de la Soc. géogr. Romàna, V, sem. 1, 1884.

Ludolfus, (Leutholf), J., comment. ad historiam Aethiopicam. Francof. 1691. Fol. (Enth. S. 214 zigeuner. Wörter, siehe Pott.)

Märchen, vier, der transsilvanischen Zeltzig. Inedita. Gesammelt, mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung und Glossar versehen von H. von Wlisłocki. Lpz. 1886.

Marsden, W., observations on the language of the people commonly called Gypsies. *In*: Annual Register, 1784—85, vol. XXVII.

Marwood, S., our gipsies in city, tent and van. Lond. 1885.

Materialy dlja geografii i statistiki Rossii. Nachrichten über die Zig. enthalten mehrere Bände dieses umfangreichen Werkes.

Maus, Oct., la musique des Tziganes. *In* La Sociéte nouv., Nr. 2, Dez. 1884, Brüssel.

Mayo y Quindale, el Gitanismo. Historia, costumbres y dialecto de los Gitanos. (Con una gramàtica git. y un diccion. caló-castell.) Madrid 1870.

Michel, Fr., Bohémiens, Mendiants, Gueux, Cours de Miracles. Paris 1851.
— les Bohémiens du Pays-Basque. *In*: Le Bays-Basque, sa population etc. Paris 1856.
— hist. des races maudites de la France et de l'Espagne. 2 vols. Paris 1847.
— et **Fournier**, la grande Bohème. Hist. des royaumes d' Argot et de Thunes, du duché d'Egypte, des enfants de la Matte, des races maudites et des classes réprouvées. 3 vols. Paris 1850.

Miklosich, F., über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europa's. 12 Abhandlgn. Wien 1872—80. 4.
— Beiträge z. Kenntniss d. Zigeunermundarten. 4 Thle. Wien 1874—78.

Möckesch, M. J., Heideblümchen. Zigeun. Dichtungen und Sprichwörter ins Deutsche übersetzt (zum Teil mit dem Originaltext). Bukarest 1873.

Molnár, specimen linguae Czingaricae (in Ungaria). Dbrzin 1798.

Mordtmann, zur Geschichte der Zig. *In*: Verhandl. d. 22. Vers. dtsch. Philol. etc. Lpz. 1864. 4.

Müller, F., Beitr. z. Kenntniss d. Rom-Sprache. 2 Teile. Wien 1869. 72.

Müller, J. v., Untersuchungen über die Herkunft der Zig. *In*: Gesch. der schweiz. Eidgenossensch. Lpz. 1806, III, S. 116.

Narbutt, T., Rys histor. ludu Cygańskiego. Wilna 1830.

Newbold, the Gypsies of Egypt. *In*: Journal of the R. Asiatic Soc. Lond. 1856.

Niebuhr, Nachricht v. d. Zigeunern in Diabekr u. um Haleb (mit Wörtern der letzteren). *Im* Teutschen Merkur, 1784, II. Bd. Nr. 1.

Nöggerath, über die Eigenthümlichkeiten und Geschichte der Zig. Köln 1857.

Ousely, W., travels in various countries of the East, more particul. Persia. Lond. 1823. (Siehe: Vol. III S. 400—1).

Paspati, A. G., memoir on the language of the Gypsies, as now used in the Turkish empire. Transl. by Hamlin. Newhaven 1862.
— études sur les Tchinghianés, ou Bohémiens de l' Empire Ottoman. Constantinople 1870. (S. 1—125: Introduction, grammaire; 126—593 vocabulaire tchinghan; 594—631 contes; 632—652 vocabulaire franç.-tchinghan.)

Passa, J. de, essai historique sur les Gitanos. *In*: Annales des voyages. Paris 1827, XXXIII, S. 289—362.

Pincherle, J., i Ghiléngheri ghilia Salomunéskero, an i Románi tčib. Il cantico dei cantici di Salomone per la prima volta trad. nell' idioma zingar. (India-Orientale). Trieste 1875.
— il viaggio sentiment. di Sterne continuato. Trieste 1871. (Cap. LXXXII: 100 voci indo-zingar. LXXXIII: Otello Atto IV scena IV (zigeuner.). (Auch sonst findet sich Zigeunerisches).

Pischel, R., die Heimat d. Zig. *In* Deutsche Rundschau. Jahrg. 9, 1883, S. 353—375.

Pott, A. F., d. Zigeuner in Europa u. Asien. 2 Bde. (I. Einltg. u. Grammatik. — II. Einltg. üb. Gaunersprachen, Wörterb. u. Sprachproben.) Halle 1844—45.

Pott, A. F., über die Sprache d. Zigeuner in Syrien. *In* Höfer's Zeitschrift für d. Wissensch. d. Sprache. Bd. I, Heft 2, 1846.

— über die Zig. *In*: Zeitschr. d. deutsch. morgenländ. Gesellsch. III, S. 321—335. — Neueste Beiträge zur Kenntnis der Zig. und ihrer Sprache. Ebenda VII, S. 389—399.

Pottinger, H., travels in Beloochistan and Sinde. Lond. 1816. (Siehe S. 152—154).

— dasselbe. Deutsch. Weimar 1817. (Siehe S. 229—232).

Predari, Fr., origine e vicende dei Zingari, con documenti int. la loro religione e loro usi e costumi, le loro arti e le attuali loro condiz. in Asia, Africa ed Europa. Con grammatica e vocabolario. C. ritr. Mil. 1841.

Puchmayer, A. F., Románi Cib, d. i. Gramm. u. Wörterb. d. Zigeunersprache. M. Anh.: Glossar d. Cech. Diebes-Sprache. Prag 1821. 12.

Rabenius, L. G., disput. de historia Zigeunorum. Upsala 1791.

Richardson, D., an account of the Bazeegrus, a sect commonly denominated Nuts. *In* Asiat. Researches VII (Lond. 1807) S. 451—479. — Deutsch in Baumgärtner's Magazin üb. Asien Heft 2, S. 69 und in Ehrmann's Beitr. zur Kunde von Indien. I, 334

Roberts, S., the Gypsies, their origin, continuance and destination as clearly foretold in the prophecies of Jsaiah, Jeremiah and Ezekiel. Lond. 1836.

Rochas, V. de, les Parias de France et d'Espagne (Cagots et Bohémiens). Paris 1876.

Rosenfeld, M., die Zigeunerlieder und ihre Sänger. *In*: Aus allen Welttheilen, Sept. 1879, Lpz.

Rösler, R., zur Frage von dem ältesten Auftreten der Zig. in Europa. *In*: Ausland, 1872, S. 106.

Rothkirch, H. v., über Ursprung und Sprache der Zigeuner. *Im* 33. Jahres-Ber. d. schles. Gesellsch. f. vaterländ. Kultur. Breslau 1855.

Rüdiger, J. C. C., neuester Zuwachs der Sprachkunde. Halle 1782. (St. I, S. 37—84 von d. Sprache u. Herkunft d. Zigeuner aus Indien).

Schäffer, G. J., Zigeuner-Liste. Tüb. 1787. Fol.

Schricker, J. H., die Zig. in Ungarn und Siebenbürgen. Wien 1883.

Schuchardt, H., die cantes flamencos. Halle 1881.

Serwatowski, H., o Cyganach w Galicyi. Przeglad poznański, 1851, XIII, S. 412.

Setzen, U. J., Reisen durch Syrien, Palästina, Phönicien etc. Brl. 1854. II, S. 184—189 Wörterverzeichniss aus der Sprache der Zig. Syriens.

Simson, J., the Gipsies as illustrated by John Bunyan, Mrs. Carlyle, and others, and do snakes swallow their young? New-York 1883.

— the social emancipation of the Gipsies New-York 1884.

Simson, W., a history of the Gypsies with specimens of the Gypsey language. Lond. 1865.

— the same. 2. ed. New-York 1878.

Sloet, bijdrage tot de geschiedenis der „Heidenen" in Gelderland. *In* Bijdrage tot de vaterl. geschied. 1847, V, 93.

Smart, G. and **Crofton**, the dialect of the English Gypsies (grammar, vocabul., romany compositions with transl.). Lond. 1863.

— the same. 2. ed. Lond. 1875.

Smith, G., Gipsy life: being an account of our Gipsies and their children. With suggestions for their improvement. Lond. 1880.

Smith, George, I've been a Gipsying; or, rambles among our Gipsies and their children in their tents and vans. With appendix showing the author's plans for the registration of Gipsy vans and the education of Gipsy children. Illustr. Lond. 1883.

— the same. Popular ed illustr. Lond. 1884.

Smith, Hub., Tent life with english Gipsies in Norway. 2. ed. Lond. 1874.

Spengler, F. R., dissert. hist.-jurid. de Cinganis sive Zigeunis. Lugd. B. 1839.

Statescu, M. C., incercari asupra originei Tiganiloru. Filip Lazar, Crajowa 1884.

Storch, über die Zig. im Kgr. Preussen. *In*: Preuss. Provincialbll. 1833, X, S. 426.

Sulzer, Geschichte des Transalpin. Daciens. Wien 1781. (Bd. II, § 123 S. 136—147 bietet Zigeunerisches).

Sundt, E., beretning om Fante- eller Landstrygerfolket i Norge. (Mit Wörterbuch der norweg. Zig.) Christ. 1850.

— — 2. udg. Christ. 1852.

Svátek, J., culturhistorische Bilder aus Böhmen. Wien 1879. (S. 275: die Zig. in Böhmen).

Tetzner, Th., Geschichte der Zig., ihre Herkunft, Natur u. Art. Weimar u. Ilmenau 1835.

Thomasius, dissertatio philos. de Zingaris. Lpz. 1677.

— dasselbe. Deutsch. Lpz. 1748.

Tipray, T., adalélok a czigányokról szóló irodalomhez (Bibliographie). *In*: Magyar könyv-szemle. 1877. Nov.—Dez., S. 373—385, Budapest.

Trattato dei bianti ovvero pitocchi, e vagabondi col modo d' imparare la lingua furbesca. S. l. 1828.

Trumpp, E., die heutige Bevölkerung des Panjâb, ihre Sitten und Gebräuche. *In*: Mittheilgn. d. anthropol. Gesellschaft in Wien, II. Bd. Nr. 9. 1872.

Tsiganes, les, en Russie. *In* L'Exploration, 1883, 24. Aug.

Vaillant, J. A., origines, langage et croyance des Romûni Zindromes et Zindcali. *In*: Revue de l' Orient, IV, Paris 1844, S. 127.

— les Rômes. Histoire vraie des vrais Bohémiens. Paris 1857.

— grammaire, dialogues et vocabulaire de la langue des Bohém. ou Cigains. Paris 1868.

Vulcanius, B., de literis et lingua Getarum. Quibus acc. specimina variarum linguarum etc. Lugd. Bat. 1597. (Seite 100—109: de Cingaris).

Wagenseil, J. C., de libera civitate Noribergensi commentatio, acced. de Germaniae phonascorum origine, praestantia etc. liber. Altdorf 1697. 4. Die Vorrede (16 S.) handelt von vermuthlicher Herkunft der Zig., mit einem Wörterbuch der Gaunersprache.

Wiśniewski, M., pomniki historyi i literatury polskiej. W Krakowie 1835. (II. S. 59—86: Czacki, T., o Cygnach).

Wlislocki, H. v., die Sprache der transsilvan. Zigeuner. Grammatik und Wörterbuch. Lpz. 1883.

— eine Hildebrandsballade der transsilvan. Zigeuner. Lpz. 1880.

— az erdélyi Czigány népdalköltészet ismeretéhez. *In* Egyetemes philol. közlöny. Jahrg. 8, H. 1, Jan. 1884, S. 34—44. — Erdélyi Czigány népdalok. (siebenbürg.-zig. Volkslieder). Ebenda H. 8—10, Oct. — Dez. 1884, S. 870, 898, 939, 957. — Czigánybol atvett erdélyi szász szavak (aus dem Zigeun. übernommene siebenbürg.-sächs. Wörter). Ebenda H. 3—4, März—April 1884, S. 312—313. — Erdélyi Czigány közmondások (siebenb.-zig. Sprichwörter). Ebenda S. 313—315. — Erdélyi Czigány monda a világ teremtéséröl (eine siebenbürg. Zig.-Sage v. d. Erschaffg. d. Welt). Ebenda H. 7. Juli 1884, S. 763—773.

— zur Volkskunde der transsilvan. Zig. *In* Ungar. Revue, 1884, H. 4, 5, S. 229—258, 343—358.

(**Wratislaw**, Graf von Mitrowic, R.,) Versuch einer Darstellung der Lebensweise, Herkunft und Sprache der Zig. im Allgemeinen u. der in Oesterreich lebenden Zigeuner insbesondere. Prag 1868.

(—) Märchen. Hrsg. v. Fr. Müller. *In* Wiener Sitzungsber. 1872, LXX, S. 85—100).

Zeitschrift für vergleichende Litteratur. Koloszvár 1877—79. (Enth. eine grosse Anzahl Zigeunerlieder aus Siebenbürgen).

Zigeuner. Ein längerer Artikel in Zedler's Universal-Lexicon, Bd. LXII, S. 520—544.

— Ueber die Zig. des Baskenlandes. *In*: Annalen der Erdkunde. Brl. 1831, III, S. 492—494.

— Können Zigeuner nicht aus dem preuss. Staate verbannt werden? Brl. 1791.

— Etwas über sie: Schlözer's Staatsanzeiger H. 16, S. 744 (1798). — Abkunft u. Beschäftigungen: Berl. Monatsschrift, 1783, Sept. S. 216. — Stammen vermuthlich aus Indien, von Kant: Ebenda 1785, Nov., S. 415. — Verschiedene Meinungen über ihre Abkunft; sind am wahrscheinlichsten aus Deutschland gebürtige Juden gewesen: Hannöv. Magazin 1779, S. 1137. — In Görlitz kamen die ersten an 1417, von Anton: Deutsches Museum, 1777, S. 234. — Waren vor 1418 noch nicht in Ungarn; ihre Beschäftigung und Lieblingsfarbe: Hannöv. Magazin, 1781, S. 955. — Lassen sich schwer ausrotten: Hannöv. Magazin, 1767, S. 76. — Zur Civilisirung derselben werden in den Kayserl. Staaten Anstalten gemacht: Deutsches Museum, 1786, Juli, S. 12.

Zigeunern, Etwas von den — überhaupt, und insbesondere von den Zig. in dem Temeswarer Banat. *In*: Neueste Mannigfaltigkeiten, 157. und 158. Woche, IV. Jahrg., 1. Quartal.

Zuev (Зуевъ), W., Reise von St. Petersburg nach Cherson in d. J. 1781 und 1782. Aus dem Russ. übersetzt 1. Teil. Drsd. u. Lpz. 1789. 4. (S. 123—134 enth. 220 zigeun. Wörter etc.).

Das russ. Original erschien in St. Petersburg 1787.

Druck der Rossberg'schen Buchdruckerei in Leipzig.

